

SCHICKSALE UND  
BEGEGNUNGEN  
IM DREILAND  
1933–1945

**NIE**  
**GEHT**  
**ES NUR**  
**UM VER**  
**GANGEN**  
**HEIT**

Wolfgang Benz  
Johannes Czwalina  
Dan Shambicco  
(Hrsg.)

Dittrich

Heute gibt es nur noch wenige Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg mit- und überlebt haben. Schon bald werden wir nur noch Berichte aus zweiter Hand hören können.

Im vorliegenden Buch erzählen ehemalige Flüchtlinge, deren Heimat in der Zwischenzeit das Dreiländereck geworden ist oder deren Fluchtweg diese Gegend gekreuzt hat, von ihren tiefgreifenden Erlebnissen, von Feigheit und Denunziation, aber auch von Mut und Hilfsbereitschaft. Unter den Beiträgern befinden sich nicht nur letzte Überlebende des Holocaust und deren Kinder, sondern auch Nachkommen von Tätern, die selbst unter den Verbrechen ihrer Vorfahren leiden.

Die Vergangenheit und die Gegenwart können nicht getrennt betrachtet werden, sondern die Gegenwart kann nur aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus verstanden und bewältigt werden.

Ein aufwühlendes Zeitdokument.

[www.dittrich-verlag.de](http://www.dittrich-verlag.de)



Wolfgang Benz  
Johannes Czwalina  
Dan Shambicco

# Nie geht es nur um Vergangenheit

Schicksale und Begegnungen  
im Dreiland 1933-1945

Dittrich

© Dittrich Verlag ist ein Imprint  
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2018  
Satz: Gaja Busch  
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-947373-22-2

www.dittrich-verlag.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Wir glauben, dass ein unvoreingenommener und zugleich konzentrierter Rückblick den angenehmen Nebeneffekt hat, Lebensqualität und Verständnis in unserem Heute zu vermehren. Gegenwärtig wiederholt sich vieles, was sich nicht wiederholen müsste. Nach einer «zufälligen» Begegnung in der Gedenkstätte Riehen einigten wir uns als Christ und als Jude darauf, uns gemeinsam dem Ziel der Versöhnung zu widmen.

Johannes Czwalina  
Dan Shambicco

## Einleitung

Es ist bemerkenswert, dass zwei bis drei Generationen nach dem Krieg Enkel und Urenkel in bisweilen mühsamer Kleinarbeit den Versuch unternehmen, die Biografien ihrer Gross- und Urgrosseltern zu rekonstruieren. Sie sind neugierig nach mehr Verständnis über eine Vergangenheit, die sie selbst zwar nicht erlebt haben, die jedoch einen Teil ihrer Gefühle und Identität bestimmt. Sie wollen wissen, woher sie kommen, damit sie besser verstehen, was sie ausmacht und wer sie sind. Sie wollen wissen, wie die, die vor ihnen gelebt haben, fühlten und dachten und aus welchen Motiven heraus sich ihr Handeln zwischen Mut und Anpassung, Sensibilität und Abstumpfung ableiten liess. Sie suchen Orientierung für sich selbst.

Sie ahnen, dass das vergangene Leben ihrer Vorfahren irgendetwas mit ihrer gegenwärtigen Befindlichkeit zu tun hat, und dass sie ein fehlendes Puzzlestück der Vergangenheit zur eigenen Orientierung brauchen, um ihre Herkunft, ihre Gefühlswelt, ihre eigene Identität besser deuten zu können. Als würden sie eine Landkarte ihrer gegenwärtigen Vergangenheit in sich tragen, ahnen sie, dass die Entdeckung dieser Landkarte für sie sehr wichtig ist. Ohne sie bleibt die Suche nach dem unbekanntem Puzzlestück ihrer eigenen Biografie und Persönlichkeitsfindung unvollständig.

Geschichte entwickelt sich weiter mit den Ereignissen, die von Generation zu Generation aus neuen Blickwinkeln gesehen werden. Bereits Abgehaktes kann plötzlich wieder als offenes Thema im Raum stehen.

Flüchtlingsgeschichten und Flüchtlingsschicksalen in der Region des Dreilandes möchten wir in diesem Buch nachspüren. Während der Kriegsjahre war ihr Schicksal oft ein Tabuthema in der Öffentlichkeit und wurde ausgeblendet. Auch nach dem Krieg gab es an-

dere Themen, die im Vordergrund standen. Erst 50 Jahre nach Kriegsende, am 7. Mai 1995, äusserte sich der damalige Schweizer Bundespräsident Kaspar Villiger in einer Rede vor der Vereinigten Bundesversammlung zu gewissen Fehlern der Vergangenheit, insbesondere bei der Flüchtlingspolitik. Es dauerte weitere Jahre, bis sich das eidgenössische Parlament mit jenen Menschen befasste, die in Abweichung zu den Weisungen aus Bern das Richtige und Notwendige taten und dafür von zivilen oder militärischen Gerichten bestraft wurden. In den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts schrieb der Chefredakteur der schweizerischen parteipolitisch unabhängigen Wochenzeitung «Nation» Peter Surava: «Und die Welt wird fragen: Was habt ihr mit denen getan, die in grösster Not, den Tod im Rücken, an die Türe eures Hauses klopfen? [...] Habt ihr, die ihr so viel von Menschlichkeit redet, mit offenen Armen und warmen Herzen eure Türen geöffnet und die Mühseligen und Beladenen, die Getretenen und Geächteten zu euch genommen? Oder habt ihr sie zurückgewiesen in das Meer von Leid und Qual, nachdem sie euch erschöpft und ermattet schon die Hand entgegenstreckten, den flehenden Blick auf das weisse Kreuz im roten Feld gerichtet? Habt ihr nicht damals das Gleichnis vom Rettungsboot erfunden, das Boot, das sinken müsse, wenn es überladen werde?» Dieser Artikel, der unter dem Titel «Über allem: Die Menschlichkeit» erscheinen sollte, wurde von der eidgenössischen Pressezensur verboten.<sup>1</sup>

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der Journalist Albert Oeri.

Als langjähriger Chefredakteur der «Basler Nachrichten» und als Nationalrat engagierte er sich nach 1933 gegen den Nationalsozialismus. In seinen Leitartikeln kämpfte er für die Presse- und Informationsfreiheit und trat für die Aufnahme von Flüchtlingen ein. Er galt seinerzeit als bedeutendster schweizerischer Kom-

<sup>1</sup> Peter Surava wurde verwahrt wegen unerlaubter Verbreitung von Gräuelpropaganda gegen eine mit der Schweiz «befreundeten Macht», gemeint war Nazideutschland.

mentator der Weltpolitik. Von ihm stammt auch der Ausruf, der damals viele empört hat: «Unser Rettungsboot ist noch nicht überfüllt, nicht einmal gefüllt. Solange es noch nicht gefüllt ist, wollen wir aufnehmen, was Platz hat. Sonst verständigen wir uns!»

Die letzten Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben, sterben in diesen Tagen. In diesem Buch sollen ihre verklingenden Stimmen zu Wort kommen. Jede Begebenheit, die in dem alten Bahnwärterhäuschen, welches an einem der Fluchtwege für Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges in dem Schweizer Grenzort Riehen liegt, erzählt wurde, lässt die mehr als 75 Jahre, die seither vergangen sind, vergessen – so als ob die damalige Gegenwart immer noch da ist und nur die Zeit dazwischen ein wenig vergangen ist.

Ehemalige Flüchtlinge berichten, deren Heimat in der Zwischenzeit das Dreiländereck geworden ist, oder deren Fluchtweg unsere Gegend gekreuzt hat. Zeitzeugen nutzten bisweilen einen Besuch in der Gedenkstätte in Riehen, um ihre Erlebnisse zu erzählen oder Geschichten, die sie von anderen hörten. Unter den Erzählern befanden sich nicht nur letzte Überlebende des Holocaust und deren Kinder, sondern auch Nachkommen von Tätern. Einige sprachen über die Naziverwicklung ihrer Vorfahren, lüfteten dunkle Familiengeheimnisse oder lüfteten die Decke des Schweigens, die sich über ihre Familien gelegt hatte. Andere berichteten von unbelasteter, behüteter Kindheit trotz dunkler politischer Wolken, die an ihnen unbemerkt vorbeizogen. Bei manchen überwog die Dankbarkeit für erlebte Bewahrung. Anderen stand immer noch das unverarbeitete Leid im Gesicht. Für sie erwies sich die Volksweisheit «Die Zeit heilt alle Wunden» zeitlebens als Illusion.<sup>2</sup> Der Schmerz

2 Klier, Freya: *Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern*. Berlin 1996, S. 11.



hatte ihnen den Mund verschlossen, und nun – so viele Jahre später – wagten sie das Sprechen, weil sie gewahr wurden, dass die körperliche und seelische Robustheit, die ihnen bisher noch als Schutzmauer diente, um ihr Schweigen aufrecht zu erhalten, nun zu bröckeln beginnt. Beim Erzählen bekundeten sie bisweilen Schuldgefühle, dass ausgerechnet sie überlebt haben, oder sie baten uns ausdrücklich darum, ihren Namen nicht preiszugeben.

Einige von ihnen wohnen in unserer Region. Jede Begebenheit, die in diesem Buch geschildert wird, hat einen Bezugspunkt zu dem Ort der Gedenkstätte in Riehen, der an die Inzlingerstrasse und an die Bahnlinie grenzt, also an einer der Fluchtrouten zumeist jüdischer Flüchtlinge in der Zeit zwischen 1933 und 1945. Wir sprachen mit Menschen, denen die Zuflucht in die rettende Schweiz gelang, wir hörten von den Schicksalen Zurückgewiesener, deren Leben im KZ endete oder doch auf wundersame Weise gerettet wurde. Sie erzählten ihre Geschichten zwischen Dankbarkeit und Bitterkeit, zwischen Versöhnung und Schmerz.

Diese letzten Zeitzeugen sterben nun endgültig aus. In wenigen Jahren wird von ihnen keiner mehr unter uns sein. Alles, was wir in weniger als zehn Jahren hören werden, sind dann nur noch Berichte aus zweiter Hand. In der Begegnung mit diesen Menschen, mit ihren Geschichten rückt uns die Vergangenheit noch einmal einzigartig nahe, bevor sie uns unversehens ganz leise wie durch eine Hintertür entgleiten wird.

Als uns die drei alten «Munz-Brüder» im Bahnwärterhäuschen – der heutigen Gedenkstätte – ihren Besuch abstatteten, zeigten sie uns die Fotos, die ihre Kindheit in diesem Haus nachzeichneten. Auf einem sieht man sie vor der Hintertür im und am Kinderwagen. Diese Tür ist bis heute unverändert. Sie erzählten von dem einzigen Riehener Polizeiwagen, den sie als Kinder fasziniert beobachteten, wenn dieser bisweilen mehrmals täglich an ihrem Bahnwärterhaus in Richtung «Eiserne Hand» vorbeifuhr, um aufgegriffene, meist

jüdische Flüchtlinge abzuholen. 15 Minuten dauerte es meist, bis das offene Polizeiauto auf dem Rückweg wieder an ihnen vorbeifuhr. Die meist jüdischen Flüchtlinge auf der Pritsche wurden in Richtung Grenze Riehen-Stetten gebracht und dort der Obhut der deutschen Behörden übergeben, oder das Polizeiauto fuhr sie direkt in den Lohnhof (Gefängnis Basel). Sie beschrieben ihre Kindheit in diesem Haus als Kinder einer deutschen, in der Schweiz geduldeten, Bahnwärterfamilie.

Die Berichte der «Munz-Brüder» gaben uns den letzten Anstoss zum Aufbau der bisher einzigen Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg, auf die wir in einem späteren Kapitel noch eingehen werden.

Einige der Berichte, die uns erzählt wurden, sind auch schon von anderer Seite historisch aufgearbeitet worden, andere Berichte in diesem Buche noch nicht. Und viele Ereignisse liegen noch ganz unerforscht und unbearbeitet in den Basler Archiven.

Dieses Buch will keinen exklusiven Platz einnehmen, sondern sich als Ergänzung anderer lesenswerter Bücher<sup>3</sup> eingeordnet sehen.

Johannes Czwalina

3 Lukrezia Seiler / Jean-Claude Wacker: *Fast täglich kamen Flüchtlinge*. Basel 2013. Heiko Haumann / Erik Petry / Julia Richers: *Orte der Erinnerung*. Basel 2008. Wolfram Wette (Hrsg.): *Stille Helden, Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges*. Freiburg im Breisgau 2014.

# Inhalt

1. <b>Warum erinnern wir uns?</b> .....	17
<i>Wolfgang Benz</i>	
Verfolgung, Vertreibung, Flucht.....	19
<i>Johannes Czwalina</i>	
Der Auftrag der Gedenkstätte in Riehen.....	30
<i>Stefan Keller</i>	
Die Schweizer Abweisungspolitik .....	39
<i>Kassandra Hammel</i>	
Ein letztes Schlupfloch für Flüchtlinge.....	42
2. <b>Kreuzweg Dreiland</b> .....	47
<i>Erna Gloor</i> Zwischen den Fronten auf dem Bauernhof	49
<i>Hans Peter Wenk</i> Meine Kindheit in Riehen.....	56
Meine Kindheit in Basel	61
Meine Kindheit in Lörrach	66
<i>Hansjörg Noe</i> «Sie gaben ihr einen Tritt in den Hintern»	77
<i>Hansjörg Hänggi</i> «Hans im Krieg».....	81
<i>Fritz Epple</i> «Alle konnten es sehen, wenn sie wollten»	83
<i>Giovanni</i> – «Ein offenes Haus für Flüchtlinge» . . .	87
<i>Susann Müller Steffen</i>	
«Rettung durch Familie Steffen»	95
<i>André Wehrli</i> Nationalsozialisten in Basel	105
In der Basler Hitlerjugend	109

<i>Jean-Pierre Meylan</i>	
Ich musste ein ganzes Leben an Sylvain denken ...	115
Deutsche Zeitung in der Schweiz	121
<b>3. Geglückte Flucht</b> .....	129
Flucht über die grüne Grenze	131
<i>Heinz Müller</i> Durch Paul Grüninger gerettet.....	140
<i>Dr. Ernst Fallender</i> Flucht von Wien nach Basel .....	156
<i>Hansjörg Noe</i>	
Flucht vor der Einberufung	161
<i>David Klein</i> Die letzte Chance .....	171
<i>Winfried Meyer</i> Ein Wutanfall Hitlers ebnete den Weg...	177
<i>Roland Paul</i> Ach ja, die Schweiz .....	188
<i>Alfred Hoffmann</i> «Komme ich da rüber?».....	202
<i>Lucy Mathilde Businger</i> Tückische Schweizer Grenze ....	207
<i>Petra Bonavita</i>	
Elisabeth Neumann – Flucht in Schwestertracht . .	212
<i>Gabriele Bergner</i>	
Rettung durch Kindertransport – Kurt Lamm ....	217
<i>Gabriele Bergner</i>	
Die zermürbende Angst vor Ausweisung – Die Familie Lande.....	228
<i>Heinrich Katz</i>	
Bittere Erinnerungen an die Durchgangsstation Schweiz	243

<b>4. An der Grenze gescheitert</b> .....	251
<i>Gabriele Bergner</i>	
In den Tod nach Abweisung – Siegfried und Walter Weil	253
<i>Gabriele Bergner</i>	
Schwerwiegende Folgen einer verzögerten Einreisebewilligung – Die Wiener Familie Eisenberger mit Hans Ewald Rosenthal .....	260
<i>Hansjörg Noe</i> «Gescheitert an der Grenze» .....	267
<i>Daniel Chiquet</i>	
Aus dem Leben eines Schweizer Grenzwächters . . .	293
<i>Gabriel Heim</i>	
Kurt Preuss: Fremdenpolizei-Akte 29496 .....	295
Im Bahnhof der Deutschen Reichsbahn auf Schweizer Territorium – Die Gebrüder Münz ....	301
Abweisungsprotokolle an der Schweizer Grenze in den Jahren 1938-1939 .....	307
<b>5. Menschen, die Mut bewiesen haben</b> .....	331
<i>Dorothee Stoll</i> «Der Rorschacher Brief» .....	
Brief der 160 Riehener Frauen .....	340
<i>Cioma Schönhaus</i> «Der Passfälscher» .....	
<i>Johannes Czwalina</i>	
Gertrud Luckner «Wer wagt es, sich den daher donnern- den Zügen entgegenzustellen?» .....	351
<b>6. Nachkommen von Opfern und Tätern</b> .....	359
<i>Silvia Pauli</i>	
Meine Befreiung von dem Erbe meines Grossvaters . .	361

	<i>Michael Kogon</i> «Einfach mal normal sein» .....	369
	<i>Andrzej Szpilman</i> «Mein Vater, der Pianist» .....	388
7.	<b>«Die letzten Zeugen des Holocaust»</b> .....	405
	<i>Franciska Pele</i> Ein Kind in Auschwitz.....	407
	<i>Ivan Lejkovits</i>	
	Durch die Hölle von Bergen-Belsen .....	440
	<i>Shlomo Graber</i>	
	Über Liebe und Vergebung.....	448
	<i>Arkadi Scheinker</i>	
	Der Holocaust in Riga.....	456
	<i>Stefan Guttmann</i>	
	Von Auschwitz nach Buchenwald .....	461
	<i>Jakob Fersztand</i> Die Nationalsozialistischen Lager in Polen .....	468
	<i>Alfredo Ceccarelli</i> Dunkle Zeiten an der Adria .....	489
8.	Zeittafel (1911-1945) . . . . .	495
9.	Die Herausgeber.....	503

# 1. Warum erinnern wir uns?

WOLFGANG BENZ

## Verfolgung, Vertreibung, Flucht

### **Über die Schwierigkeiten, dem Nationalsozialismus zu entkommen**

Asylsuchende sind selten willkommen. Das spürten auch die Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland, die in Frankreich und Grossbritannien, in den USA oder Südamerika Aufnahme beehrten. Man duldete sie, gab ihnen aber keine Arbeit oder man internierte sie, weil man zwischen Verfolgten und ihren Verfolgern nicht richtig unterscheiden konnte: In Frankreich wie in Grossbritannien sperrte man die Flüchtlinge aus Deutschland als «enemy aliens» in Lager oder deportierte sie, das war das britische Modell, unter unwürdigen Umständen nach Australien und Kanada. Für Nachbarländer des Deutschen Reiches war es am einfachsten, die Einlass Begehrenden gleich an der Grenze abzuweisen, wie es die Schweiz praktizierte.<sup>1</sup>

Flüchtlinge sind im völkerrechtlichen Sinne Menschen, die ihr Heimatland aus begründeter Furcht vor Verfolgung wegen ihrer ethnischen oder nationalen Zugehörigkeit, ihrer Religion, ihrer politischen Überzeugung oder ähnlichem verlassen haben. So ist es 1951 in der Genfer Flüchtlingskonvention festgelegt worden. Völkerrechtlich gelten Flüchtlinge als besonders schutzbedürftig. Im Grundgesetz schrieben die Gründerväter der Bundesrepublik Deutschland deshalb seinerzeit als Nutzenanwendung der Geschichte das Recht auf politisches Asyl fest.

<sup>1</sup> Zum Thema Schweiz als Exilland s. Hermann Wichers: Schweiz, in: Claus-Dieter Krohn u.a. (Hrsg.), *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945*, Darmstadt 1998, S. 375-383. Dort ist auch die Standardliteratur genannt.



Fünfzig Jahre später wurde der Anspruch reduziert: Verfahren wie die «Flughafenregelung» oder die «Sichere Drittstaaten-Klausel» dienen der Abwehr der unerwünschten Asylbewerber im Vorfeld.<sup>2</sup> Auch die Europäische Union verteidigt ihre Grenzen gegen Flüchtlinge und Hilfesuchende, die als Schiffbrüchige vor Italiens oder Spaniens Küsten stranden, in Marokko die Zäune von Lagern überrennen, oder auf der «Balkanroute» ins vermeintliche Paradies streben.

Die Emigration aus Hitlerdeutschland war sowohl Flucht vor Verfolgung als auch Vertreibung. Traf das Erste vor allem für die Gegner des Nationalsozialismus zu, die sich im politischen Exil «mit dem Gesicht nach Deutschland»<sup>3</sup> mindestens bis zum Krieg als Kämpfer und Widerstandleistende verstanden und dann in den Exilländern in aller Welt versuchten, «das andere Deutschland» zu verkörpern und Pläne für eine Gesellschafts- und Staatsordnung in Deutschland nach Hitler schmiedeten, so war die Emigration der deutschen Juden immer Vertreibung, auch wenn die Auswanderung in den ersten Jahren des Regimes freiwillig erfolgte.

Bis in die Kriegsjahre hinein war es erklärtes Ziel nationalsozialistischer Ideologie, die Juden aus dem Land zu treiben, dazu diente die gesetzliche und soziale Diffamierung der Minderheit. Die nationalsozialistische Politik gegenüber den Juden war indes widersprüchlich,<sup>4</sup> sie forcierte deren Auswanderung durch Diskriminie-

2 Wolfgang Benz (Hrsg.): *Umgang mit Flüchtlingen. Ein humanitäres Problem*, München 2006.

3 Erich Matthias (Hrsg.): *Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlass von Friedrich Stampfer, ergänzt durch andere Überlieferungen*, bearb. von Werner Link, Düsseldorf 1968.

4 Saul Friedlaender: *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, München 1998; Wolfgang Benz: *Flucht aus Deutschland. Zum Exil im 20. Jahrhundert*. München 2001.

rung, und sie behinderte die Ausreise durch systematische Ausplünderung in Gestalt von Kontributionen, Sondersteuern, ruinösen Bestimmungen des Vermögenstransfers. Die jüdische Emigration stand unter ganz anderen Vorzeichen als der Exodus der Politiker, Wissenschaftler, Literaten und Künstler. An deren Exil hatten die Nationalsozialisten kein Interesse, im Gegenteil. Die Eingliederung bekehrter Sozialisten und anderer Regimegegner in die nationalsozialistische «Volksgemeinschaft» war erklärtes Ziel des Staats, und ebenso hätte man sich mit den Schriftstellern, Schauspielern und Musikern und anderer exilierter Prominenz (sofern sie nicht jüdisch war) gerne vor der Welt geschmückt.

Das politische Exil, und das Gleiche galt in hohem Masse für Künstler und Wissenschaftler, lebte auf Zeit in der neuen Umgebung des Aufnahmelandes. Die Juden aus Deutschland überschritten die Grenzen jedoch im Gefühl der Endgültigkeit ihrer Ausreise. Sie erhofften, mit Gefühlen der Bitterkeit über die erfahrenen Demütigungen und Kränkungen, den Heimatverlust, die Verweigerung des gesellschaftlichen Status und politischer Rechte, neue und endgültige Existenzmöglichkeiten in der Fremde. Natürlich gab es, zumal in der ersten Emigrationswelle aus NS-Deutschland, Überschneidungen; nicht wenige Emigranten waren sowohl aus politischen Gründen wie als Juden auf der Flucht. (Und nicht wenige kehrten nach enttäuschender Emigrationszeit nach ein oder zwei Jahren sogar nach Deutschland zurück.) Die unterschiedliche Ausgangslage der politischen und der jüdischen Emigration, der konträre Erwartungshorizont änderte freilich nichts an der Gemeinsamkeit elender materieller Lebensumstände. Alle Emigranten – die dünne Schicht der begehrten Prominenz ausgenommen, die wie Albert Einstein oder Thomas Mann Deutschland früh verlassen hatte und internationales Prestige genoss – waren überall nur geduldete Asylanten oder Einwanderer auf den unteren Rängen der

sozialen Skala des Gastlandes, und die Juden unter ihnen hatten nicht einmal die Illusion der späteren Heimkehr.<sup>5</sup>

Flucht und Vertreibung der Juden aus Deutschland spiegeln in ihrer Intensität die nationalsozialistische Politik wider. 1933 verliessen als Reflex auf die terroristischen Begleiterscheinungen der «Macht-ergreifung» 37-38.000 Juden Deutschland. Ihnen folgten 1934, in dem Jahr, in dem die Konsolidierung der NS-Herrschaft abgeschlossen war, 22-23.000. 1935 emigrierten 20-21.000 Juden. Das einschneidende Ereignis dieses Jahres, die Nürnberger Gesetzgebung, die Juden zu Staatsangehörigen minderen Rechts herabstufte, wirkte sich erst in der Statistik des Jahres 1936 mit 24-25.000 jüdischen Emigranten aus. Die scheinbare Beruhigung der Situation im Olympiajahr 1936, als nach dem Eindruck vieler Juden der antisemitische Aktionismus des Regimes sich gemässigt zu haben schien, zeigte sich in nur 23.000 Emigranten im folgenden Jahr 1937. Die Verschärfung der judenfeindlichen Politik, ihr Umschlagen von Diskriminierung und Verfolgung durch legislatorische Akte in brachiale Gewalt, demonstriert durch die Austreibung der polnischen Juden im Oktober 1938 und durch die Pogrome der «Reichskristallnacht» im November 1938, führte zur grössten Auswanderungswelle mit 33-40.000 Menschen bis Ende 1938 und 75-80.000 im Jahre 1939. Es war die Zeit des stärksten Auswanderungsdrucks, der durch die Inhaftierung der jüdischen Männer in Konzentrationslager unmittelbar nach dem 9. November 1938 und durch die «Arisierung» noch vorhandener jüdischer Unternehmen, durch den Abschluss der 1933 begonnenen Berufsverbote und durch die fortschreitende Entrechtung im öffentlichen und privaten Leben forciert wurde.

5 Wolfgang Benz (Hrsg.): *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration*, München 1991.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bedeutete das Ende der meisten Auswanderungsmöglichkeiten durch Schliessung der diplomatischen Vertretungen und durch den Wegfall von Schiffspassagen und anderen Reismöglichkeiten. 1940 konnten nur noch 15.000 Juden Deutschland verlassen, 1941 waren es noch 8.000. Trotz des Auswanderungsverbots, das am 23. Oktober 1941 erging – sechs Wochen nach der Polizeiverordnung, die den deutschen Juden das Tragen des Judensterns befahl –, entkamen in den Jahren 1942 bis 1945 noch etwa 8.500 Juden aus Deutschland. Nach den Arbeitsberichten des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau bzw. der Reichsvertretung der Juden in Deutschland hatten 1933 bis 1941 zwischen 257.000 und 273.000 Juden Deutschland verlassen.<sup>6</sup> Insgesamt wird die Zahl der jüdischen Emigranten aus Deutschland auf 278.500 geschätzt. Der Massenmord, der mit Deportationen in die Ghettos und Vernichtungslager in Polen und im Baltikum begann, war seit dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion im Sommer 1941 längst im Gange.

Die im Nachhinein aus dem Wissen um die verwirklichten Konsequenzen nationalsozialistischer Ideologie gestellte Frage, warum sich die deutschen Juden der mit Hitler und der NS-Herrschaft drohenden Katastrophe nicht mehrheitlich durch rechtzeitige Flucht aus dem deutschen Machtbereich entzogen haben, verfehlt die Realität ebenso wie sie Mentalität und soziale Situation der Juden in Deutschland nicht begreift. Der Ausreise standen ökonomische und administrative Schwierigkeiten entgegen, und beträchtlich waren die politischen Hindernisse, die den Juden aus Deutschland (und später aus ganz Europa) von potentiellen Aufnahmeländern in den Weg gelegt wurden. Der mit der Emigration fast immer zu erwartende Statusverlust und die für die Exilländer fehlende berufliche Qualifikation waren weitere Hindernisse. Das Selbstverständnis der hoch assimilierten deutschen Juden war ein gewichtiger, zu-

6 Juliane Wetzel: Auswanderung aus Deutschland, in: Wolfgang Benz (Hrsg. ), *Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, München 1988, S. 412-498 u. S. 738.

nächst sogar der gewichtigste, Grund, der gegen ihre Auswanderung sprach.<sup>7</sup>

Bis 1939 forcierte und bremste der NS-Staat gleichermassen die Auswanderung der deutschen Juden.<sup>8</sup> Die Verdrängung aus der Wirtschaft förderte den Emigrationswillen, aber die Ausplünderung durch Vermögenskonfiskation und ruinöse Abgaben hemmte die Auswanderungsmöglichkeiten. Kein Immigrationsland ist an verarmten Einwanderern interessiert, und eine Heimtücke des Regimes bestand darin, dass es den Antisemitismus zu exportieren hoffte, wenn die aus Deutschland vertriebenen Juden zum sozialen Problem in den Aufnahmeländern würden. Hannah Arendt zitiert ein Zirkular des Auswärtigen Amts vom Januar 1939, in dem unmissverständlich ausgedrückt war «dass es sich bei diesen Verfolgungen nicht so sehr darum handle, die Juden loszuwerden, als den Antisemitismus in die westlichen Länder, in denen Juden Zuflucht gefunden haben, zu tragen [...] Dabei wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass es im deutschen Interesse liege, die Juden als Bettler über die Grenzen zu jagen, denn je ärmer der Einwanderer sei, desto grösser die Last für das Gastland.»<sup>9</sup>

7 Wolfgang Benz u. Marion Neiss (Hrsg.): *Deutsch-jüdisches Exil: das Ende der Assimilation? Identitätsprobleme deutscher Juden in der Emigration*, Berlin 1994; Wolfgang Benz u. Marion Neiss (Hrsg.): *Die Erfahrung des Exils. Exemplarische Reflexionen*, Berlin 1997.

8 Norbert Kampe: «Endlösung» durch Auswanderung? Zu den widersprüchlichen Zielvorstellungen antisemitischer Politik bis 1941, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge. Forschungsbilanz*, München 1989, S. 827ff.; Arthur Prinz: The Role of the Gestapo in Obstructing and Promoting Jewish Emigration, in: *Yad Vashem Studies* 2 (1958), S. 205-218; zugrunde liegt das Manuskript in der Wiener Library London: Arthur Prinz, *Die Gestapo als Feind und Förderer jüdischer Auswanderung*, WLP If, Nr. 792.

9 Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a.M. 1955, S. 434; Wetzels: *Auswanderung aus Deutschland*, S. 479ff.

Die Welt verhielt sich gleichgültig gegenüber der Not der Juden. Im Juli 1938 fand in Evian am französischen Ufer des Genfer Sees eine internationale Konferenz statt, die den Problemen der jüdischen Auswanderung aus Deutschland gewidmet war. Eingeladen hatte der amerikanische Präsident Roosevelt, gekommen waren Vertreter von 32 Staaten und vieler jüdischer Organisationen. Ausser der Etablierung eines «Intergovernmental Committee on Political Refugees (IGC)» mit Sitz in London und der vagen Zusicherung einiger Staaten, die bestehenden Einwanderungsquoten könnten in Zukunft voll ausgeschöpft werden, geschah jedoch nichts, was die Emigrationsmöglichkeiten der Juden aus Hitlers Machtbereich verbessert hätte.<sup>10</sup>

Dem verstärkten Druck zur Emigration Anfang 1939 folgten massive Behinderungen durch den NS-Staat, die bis zum Auswanderungsverbot im Herbst 1941 andauerten und selbst im Kriege weiterhin aufrechterhalten wurden.<sup>11</sup> Der Kriegsbeginn fügte zu den vom NS-Regime verursachten Behinderungen und zu den von den Nachbarländern praktizierten Restriktionen noch weitere Hemmnisse der Emigration hinzu; der atlantische Seekrieg beeinträchtigte die Seewege nach Nord- und Südamerika erheblich. Nur noch spanische, portugiesische, argentinische und chilenische Reedereien hielten den zivilen Schiffsverkehr mit der Neuen Welt aufrecht. Nachdem Italien im Sommer 1940 in den Krieg eingetreten und somit auch das Mittelmeer Kriegsgebiet geworden war, entfiel auch die bisher noch mögliche Einschiffung in italienischen und

10 Fritz Kieffer: *Judenverfolgung in Deutschland – eine innere Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933-1939*, Stuttgart 2002; Ralph Weingarten: *Die Hilfeleistung der westlichen Welt bei der Endlösung der deutschen Judenfrage. Das «Intergovernmental Committee on Political Refugees» (IGC) 1938-1939*, Berlin 1981.

11 David S. Wyman: *Paper Walls. America and the Refugee Crisis 1938-1941*. Amherst/Mass. 1968; ders., *The Abandonment of the Jews. America and the Holocaust 1941-45*. New York 1984.

griechischen Häfen. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 war schliesslich der Weg nach Ostasien mit der Transsibirischen Eisenbahn versperrt. Die pauschale Ausbürgerung aller Juden durch das Deutsche Reich mit Verordnung vom 21. November 1941 machte aus den Flüchtlingen Staatenlose, was deren Aufnahme durch potentielle Asylländer zusätzlich behinderte.<sup>12</sup>

Die Besetzung weiter Gebiete Europas durch das Deutsche Reich entzog zahlreichen Flüchtlingen das bisher sicher geglaubte Refugium und zwang sie, sofern es noch möglich war, zur weiteren Emigration, was vor allem nach dem Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940 eine neue Fluchtwelle – grösstenteils über die Pyrenäen nach Spanien, Portugal und nach Übersee, zum wesentlich geringeren Teil in neutrale Länder wie die Schweiz oder Schweden – auslöste. Nicht allen gelang diese Flucht und vergleichsweise wenige konnten im besetzten Europa mit gefälschten Papieren oder in Verstecken überleben. Aber für die Mehrzahl der jüdischen Emigranten, die in Westeuropa Schutz gesucht hatten, gab es keine Hilfe. Für 30.000 Menschen wurde das Exil zur Falle, sie wurden nach der deutschen Besetzung ihrer Asylländer in die Vernichtungslager im Osten deportiert und dort ermordet. Ihre Emigration mündete in den Holocaust.<sup>13</sup>

Der Kriegsbeginn am 1. September 1939 diente als Anlass für neue Schikanen gegen die noch in Deutschland lebenden Juden. Sie

12 Rolf Vogel: *Ein Stempel hat gefehlt. Dokumente zur Emigration deutscher Juden*, München/Zürich 1977; Yehuda Bauer: *My Brothers Keeper. A History of the American Jewish Joint Distribution Committee 1929-1939*. Philadelphia 1974.

13 *Die jüdische Emigration 1933-1941. Die Geschichte einer Austreibung*. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a.M., unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York (Katalog: Brita Eckert), Frankfurt a.M. 1985.

durften im Sommer ab 21:00 Uhr und im Winter ab 20:00 Uhr ihre Wohnungen nicht mehr verlassen. Als «Reichsfeinden» war ihnen ab 20. September der Besitz von Rundfunkempfängern, ab 19. Juli 1940 von Telefonen verboten. Seit September 1939 konnten Juden nur noch in bestimmten Läden ihre (gegenüber «Ariern» erheblich gekürzten) Lebensmittelrationen erwerben. Penible Bürokraten dachten sich immer neue Verbote aus, z.B. Haustiere zu halten oder Leihbüchereien zu benutzen.

Seit Dezember 1938 waren Juden zur Zwangsarbeit verpflichtet, sie ersetzten in der Rüstungsindustrie die zur Wehrmacht Eingezogenen unter diskriminierenden Bedingungen im «geschlossenen Arbeitseinsatz», d.h. sie wurden abgesondert von der «arischen» Belegschaft beschäftigt.<sup>14</sup> Am 1. September 1941 erging die Polizeiverordnung über die Kennzeichnung von Juden: Vom 15. September an musste jeder Jude vom sechsten Lebensjahr an einen gelben Stern auf der Kleidung aufgenäht tragen. Damit war die öffentliche Demütigung und Stigmatisierung vollkommen, die Überwachung der verfolgten Minderheit perfekt. Mit einem lakonischen Erlass des Reichssicherheitshauptamts vom 23. Oktober 1941 war wieder eine Wegmarke erreicht: «Die Auswanderung von Juden aus Deutschland ist ausnahmslos für die Dauer des Krieges verboten», und in einem Runderlass Himmlers Anfang Januar 1942 war die Absicht des NS-Regimes noch deutlicher formuliert, als es hiess, angesichts der angestrebten «Endlösung der Judenfrage» werde die Auswanderung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit und staatenloser Juden aus dem Deutschen Reich unterbunden. Die

14 Wolf Gruner: *Der Geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938-1943*, Berlin 1997; ders., *Zwangsarbeit und Verfolgung. Österreichische Juden im NS-Staat 1938-45*, Innsbruck 2000.



Entscheidung zum Mord war gefallen.<sup>15</sup> Im Herbst 1941 begann mit der systematischen, bürokratisch geregelten und bis ins Detail programmierten Deportation der Juden aus Deutschland die letzte Phase nationalsozialistischer Judenpolitik. Sie war nunmehr zielstrebig und ausschliesslich darauf gerichtet, die europäische Judenheit auszurotten.<sup>16</sup>

Ein Entkommen aus Deutschland war nun kaum mehr möglich, es geschah unter abenteuerlichen Umständen trotzdem noch gelegentlich. Lotte und Herbert A. Strauss haben ihre lebensgefährliche Flucht in die Schweiz im Frühjahr 1943 beschrieben.<sup>17</sup> Cioma Schönhaus ist 20 Jahre alt, als er in Berlin in den Untergrund flieht, nachdem seine Eltern im Juni 1942 ins KZ Lublin-Majdanek deportiert wurden. Sie sind dort ermordet worden, weil sie Juden waren. Der grafisch begabte junge Mann fälscht für einen Helferkreis Ausweise, mit denen deutsche Juden ihr Leben im Versteck retten wollen. Am 6. September 1943 bricht Cioma Schönhaus auf, um sich der Verfolgung in Berlin zu entziehen. Mit dem Fahrrad, ausgerüstet mit gefälschten Dokumenten – Personalausweis, Wehrpass, Urlaubsbescheinigung – und der notwendigen Frechheit, fährt er bis zur Schweizer Grenze, meistert alle Kontrollen unterwegs und kriecht schliesslich bei Schaffhausen durch einen Bach in die Freiheit.<sup>18</sup> Zu den Kontaktpersonen in der Schweiz, deren Adressen

15 Vgl. Joseph Walk (Hrsg.): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Massnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*, Heidelberg 1981, S. 353, 361, 363; Nürnberger Dokument NG 3935.

16 Wolfgang Benz: *Der Holocaust*. München 2014 (8. Aufl.).

17 Lotte Strauss: *Über den grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland*. Berlin 1997; Herbert A. Strauss: *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918-1943*, Frankfurt a.M. 1997.

18 Cioma Schönhaus: *Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte*, Frankfurt a.M. 2004.

Cioma Schönhaus sich eingepägt hat, gehört die Familie Fliess in Basel, die im spektakulären «Unternehmen Sieben», organisiert vom deutschen Widerstand, von Berlin nach Basel reiste. Auch deren Geschichte wird in diesem Buch erzählt.

## Der Auftrag der Gedenkstätte in Riehen

### Die Gedenkstätte in Riehen – Ein Ort des Erinnerns

*Vergangenheit und Gegenwart dürfen nicht getrennt betrachtet werden, sondern Gegenwart kann nur aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus verstanden und bewältigt werden. Erinnerungsarbeit bedeutet für den Auftrag von Gedenkstätten nicht nur, Ereignisse dem Vergessen zu entreissen, sondern Gegenwart zu bewerten, um jeder Art von Wiederholung vorzubeugen.*

Aufgrund der Vernichtungsmaschinerie und durch die gemeinsame Grenze mit Deutschland wurde die Schweiz im zweiten Weltkrieg unvorbereitet in eine schwierige Situation hineinmanövriert. Die Gedenkstätte in Riehen will durch ihr Dasein einen Beitrag leisten, das Gedächtnis an eine Zeit zu bewahren, in welcher die Not der Flüchtlinge, insbesondere der jüdischen Flüchtlinge, unermesslich gross war. Wie hoch die Zahl der an den Schweizer Grenzen abgewiesenen jüdischen Flüchtlinge wirklich war, darüber sind sich die Historiker nicht einig, aber es war eine viel zu hohe Zahl.

Die Konzentration auf diese zahlenmässig grösste Gruppe jüdischer Flüchtlinge bildet einen besonderen Schwerpunkt der Aktivitäten der Gedenkstätte. Ebenso versteht sich die Gedenkstätte auch als Ort des Erinnerns an die restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz und deren Folgen während des Zweiten Weltkrieges.

## **Ein Zeichen setzen – 66 Jahre nach Kriegsende**

Im Jahre 2011, 66 Jahre nach Kriegsende, wurde die Gedenkstätte für Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges eröffnet. Nach dem Erwerb des 1902 erbauten «Weichenwärterhauses» wurde den Initiatoren der Gedenkstätte bewusst, dass der Weg vieler Flüchtlinge durch Riehen führte. Der ganze Schienenstrang durch Riehen gehörte – obwohl auf Schweizer Boden gelegen – zusammen mit dem Haus der heutigen Gedenkstätte der Deutschen Reichsbahn. Am direkt angrenzenden Bahnübergang sowie an der Inzlingerstrasse selbst spielten sich diverse Flüchtlingsschicksale ab.

Das unerwartete Ereignis der Eröffnung einer Gedenkstätte 66 Jahre nach Kriegsende wurde einerseits mit Genugtuung und Erleichterung aufgenommen, nachdem zuvor mehrere Initiativen, eine Gedenkstätte auf Schweizer Boden zu errichten, nicht zum Erfolg geführt hatten. Andererseits fehlte es nicht an Äusserungen des Befremdens und des Widerspruchs. Im Vordergrund der Kritik stand dabei der grundsätzliche Zweifel, ob eine Gedenkstätte in der Schweiz überhaupt nötig sei: «In Deutschland sind Gedenkstätten berechtigt, aber doch nicht in der Schweiz!» Diese nicht selten geäusserte Kritik wird unterlegt mit dem Argument, dass die Schweiz nichts mit dem Holocaust zu tun hatte. Die Schweiz habe diesen Krieg weder angezettelt noch ideologisch zu verantworten. Sie war ja neutral und hat sich, soweit sie konnte, aus dem Krieg herausgehalten. Auch wenn unbestritten der Holocaust eine deutsche Erfindung war, gibt es eine nicht-deutsche Verantwortung. Für Menschen, die eine moralische Mitverantwortung der Schweiz am Schicksal tausender an der Grenze abgewiesener jüdischer Flüchtlinge grundsätzlich ausblenden, kann schon die blosse Existenz einer Gedenkstätte schnell als Anklagestätte empfunden werden und Reaktionen der Missbilligung auslösen.

## **Einen gebündelten Überblick vermitteln**

Die Gedenkstätte möchte den Besucherinnen und Besuchern einen Einblick vermitteln in die damals weltweit ausweglose Situation meist jüdischer Flüchtlinge, in die besondere Lage der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in die Politik des damaligen Bundesrates, aber auch der Basler Regierung sowie in die bedrohlich exponierte, fragile Situation des kleinen Grenzortes Riehens am Dreiländereck. Sie möchte die historischen Fakten darstellen und die persönliche Verarbeitung der Geschehnisse unterstützen. Im Mittelpunkt der Ausstellungen stehen Hintergrundinformationen zur Flüchtlingspolitik der Schweiz und authentische Berichte von Zeitzeugen.

## **Fachvorträge, Führungen und periodische Ausstellungen**

Mehrmals im Jahr finden Fachvorträge statt. Ehrenamtlich Mitarbeitende bieten regelmässig Führungen für Gruppen und Schulklassen an. Als besonders ermutigend wird das Interesse junger Menschen wahrgenommen. Sie wollen wissen, was geschah, warum es geschah und wie es geschehen konnte. Sie wollen wissen, worin die Herausforderungen damals bestanden und nach welchen Messlatten sie ihr Handeln in der Gegenwart ausrichten können. Sie sind auf der Suche nach Vorbildern, die Mut bewiesen haben, in Zeiten, wo der Mut nicht belohnt wurde, jedenfalls nicht kurzfristig.

## **Den einstigen Opfern eine späte Würdigung signalisieren**

Gedenken und Erinnern sollen an diesem Ort dazu beitragen, den vielen, die durch Zurückweisung zu Opfern geworden sind, eine späte Würdigung zu verschaffen. Wir als nachfolgende Generatio-

nen können die Geschehnisse und Schicksale nicht rückgängig machen. Wir können niemanden von den an den Grenzen Zurückgewiesenen und somit in vielen Fällen in den Tod Geschickten zurückholen. Wir können all denen, die in Arbeitslagern leiden mussten, diese Zeit nicht zurückgeben. Wir haben aber die Möglichkeit, aus der Vergangenheit zu lernen. Wir haben die Möglichkeit, der Opfer zu gedenken. Nur durch eine erkennbare Ernsthaftigkeit, dies tun zu wollen, werden den Überlebenden keine weiteren Kränkungen zugefügt. Hierin erkennen sie, ob Solidarität ihrem Schicksal entgegengebracht wird.

Die Gedenkstätte in Riehen erforscht das Schicksal der Menschen nach ihrer Abweisung bis zu ihrem Todesdatum in den Vernichtungslagern oder in Fällen ihrer Rettung und möchte in diesem Zusammenhang Mut, aber auch Feigheit, Denunziation und Unterlassungen der damaligen Akteure transparent machen.

### **Menschen mit Zivilcourage würdigen**

Ein Fokus ist auf Personen gerichtet, die durch Zivilcourage Menschen vor dem sicheren Tod gerettet haben und den Flüchtlingen mutig und aufopferungsvoll beigestanden haben. Dabei geht es auch um die Würdigung unbekannter Bürger in der Schweiz und hier in Riehen, die sich für die Flüchtlinge mit grossem persönlichem Engagement eingesetzt haben.

### **Ausgewogene Auseinandersetzung mit der Schweizer Politik während des Zweiten Weltkriegs fördern**

Die Gedenkstätte möchte Menschen Gelegenheit zu einem Rückblick auf die Schweizer Politik im Zweiten Weltkrieg bieten und auf ihre immer wieder gestellten Fragen mit Offenheit und Vorbehaltslosigkeit eingehen:

- Wo gab es indirekte Verwicklungen der Schweiz im Prozess der Enteignung und Verfolgung der europäischen Juden infolge der immer mehr zunehmenden antisemitischen Gesetzgebung der Deutschen?
- Warum bildete die Schweiz keine humanitäre Ausnahme, als alle 32 westlichen Demokratien in der Evian-Konferenz einen gemeinsamen Nenner fanden, dass sie für die verfolgten Juden nichts zu tun bereit waren?<sup>1</sup>
- Wie gross war der Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie auf politischer und kultureller Ebene in der Schweiz?
- Ab wann wusste der Bund, was wirklich mit den abgewiesenen Juden geschah?
- Warum hatte die Schweiz trotz des Wissens über ihr Schicksal dennoch die Einreiseperrren gegenüber Juden permanent verschärft?<sup>2</sup>
- Warum konnte man sich in Übereinstimmung mit Deutschland auf die Einführung des J-Stempels einigen und somit für Juden faktisch die Schweizer Grenzen schliessen?<sup>3</sup>

1 Ralf Weingarten: *Die Hilfeleistung der westlichen Welt bei der Endlösung der deutschen Judenfrage. Das Intergovernmental Committee on Political Refugees 1938-1939*, Bern 1981.

2 Die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge in die Schweiz wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass hier den russisch Verfolgten bereits im April 1933 per Gesetz ein Status als Flüchtlinge abgesprochen wurde, und sie daher nicht darauf hoffen konnten, in der Schweiz Asyl zu erhalten.

3 Bereits am 31. März 1933 – nur zwei Monate nachdem Hitler an die Macht gekommen war – beschliesst das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), jüdischen Flüchtlingen nur vorübergehend Aufenthalt zu gewähren und sie nicht als Flüchtlinge zu behandeln. Vgl. *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg*, Jean-François Bergier (Hg. und Präsident), Pendo-Verlag, S. 109. Im August 1938 werden auf Wunsch schweizerischer Behörden jüdische Pässe von den deutschen Behörden mit einem J-Stempel versehen. Ab Oktober 1939 gilt eine Weisung des EJPD, wonach Ausschaffungen illegal Eingereister konsequent zu vollziehen seien. Am 7. April

- Warum wurde Raubgold durch die Schweizerische Nationalbank entgegengenommen und der Handel mit den Juden geraubten Kunstgegenständen nicht untersagt?
- Wo sind Grenzen der Neutralität?
- Ab wann bedeutete Schweigen Zustimmung?

Ein Teil dieser Fragen wurde im Rahmen von neueren historischen Forschungen um die Jahrhundertwende geklärt.<sup>4</sup> Weitere Forschungen sind aber notwendig.

### **Persönliche Aufarbeitung unterstützen**

Die Gedenkstätte in Riehen möchte generell Menschen im Prozess der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit unterstützen – sofern sie das wünschen. Dem Besucher wird hier Raum gegeben, sich über eine distanzierte, historisch-wissenschaftliche Wahrnehmung der Ereignisse hinaus auf Selbstreflexion und Besinnung einzulassen. Dies bietet überdies die Möglichkeit, das eigene Leben und das gesellschaftliche Umfeld aus einer erweiterten Perspektive zu betrachten. Solche nicht planbaren Momente können zu einem Wendepunkt werden und gerade die Werte bewusster werden lassen, mit denen man leben möchte.

Der gefährlichste Feind des Gedächtnisses ist die Abstraktion. In diesem Sinne ist es für die Verantwortlichen der Gedenkstätte ein

1941 erfolgt die Direktive der Polizei, «Juden ohne weiteres zurückzuweisen». Im August 1942 erfolgt die Weisung, alle Flüchtlinge an der Grenze zurückzuweisen. Vgl. *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg*, Jean-François Bergier (Hg. und Präsident), Pendo-Verlag, S. 107-180.

4. Vgl. zum Beispiel: *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg*, Jean-François Bergier (Hg. und Präsident), Pendo-Verlag.



Anliegen, dass nicht nur auf die abstrakte Weitergabe von Informationen Wert gelegt wird und somit in «aseptischer» Weise dem Schicksal der Flüchtlinge des Nationalsozialismus gedacht wird. In der Gedenkstätte soll Raum für Empathie mit den Aufgenommenen oder den Davongekommenen sowie Raum für Selbstreflexion gegenüber den Opfern von Abweisungen gegeben werden. Eine Gedenkstätte hat eine gegenüber Museen und historisch-wissenschaftlichen Forschungsstätten unterschiedliche Aufgabe. Der pädagogische und gesellschaftspolitische Aspekt rückt hier mehr in den Vordergrund. Die Gedenkstätte sieht sich deshalb auch nicht als Konkurrenz zu wissenschaftlichen Forschungsstätten. Dennoch, um auch den wissenschaftlich-historischen Anspruch zu gewährleisten, ist sie auf wissenschaftliche Begleitung und Forschung angewiesen. So wird die Arbeit der Gedenkstätte von einem Kuratorium aus Historikern und Zeitzeugen begleitet.<sup>5</sup>

### **Aufklärungsarbeit gegenüber wachsendem Antisemitismus in der Gegenwart leisten**

Wir verstehen Erinnerungsarbeit auch als einen Akt des Widerstandes gegen heutige Neonazis, gegen Holocaustleugner, gegen das besorgniserregende Wiederaufblühen eines weltweiten Antisemitismus, nicht selten im Gewand des Anti-Israelismus. Wenn wir diese «Pflicht der Erinnerung» wahrnehmen, bleibt uns ebenso die «Pflicht der Aufklärung», die in Zukunft noch wichtiger werden wird.

Wir alle sind zur Bewahrung des Gedenkens, zur Aufklärung und zum Kampf gegen alle Formen des Antisemitismus und Rassismus

5 2017: Prof. Wette, Dr. Gerson, lie. phil. hist. Katharina Wälchli, Prof. Wolfgang Benz, Dr. Gabriele Bergner, Frau Dr. Kosmala, Prof. Lefkovits, Susanne Scheiner.

aufgerufen, weil die Menschen zu allen Zeiten zu Unmenschlichkeit imstande bleiben.

### **Lernort sein**

Die Gedenkstätte versucht durch die Gestaltung ihres Programms der Wiederholung einer Zeitperiode vorzubeugen, die neben Mut und Zivilcourage eben auch durch Ohnmacht, Opportunismus und Orientierungslosigkeit geprägt war. Neben der Aufgabe der historischen Aufarbeitung möchte sie ihre Existenz auch als ein Zeichen gesellschaftspolitischer Mitverantwortung verstanden sehen.

Hierzu möchte sie insbesondere Schüler und jugendliche Besucher ansprechen.

### **Einen zukunftsorientierten Auftrag erfüllen**

Die Gedenkstätte möchte sich nicht um eine negative Geschichte zentrieren, sondern um die Möglichkeiten eines gelingenden und glücklichen Zusammenlebens. Junge Menschen sollen zur Partizipation an einer demokratischen und solidarischen Gesellschaft befähigt werden. Mit Blick auf diese Zukunft soll von historischen Erfahrungen mit den humanen und inhumanen Potentialen menschlicher Gesellschaften gelernt werden.

Die nationalsozialistische und antisemitische Ideologie, die viele Teile Europas beeinflusst hatte, veranschaulicht, wie in einem gesellschaftlichen Prozess einerseits eine mörderische Ausgrenzungsgesellschaft entstehen kann, an der die meisten mitwirken, während sie sich dennoch moralisch integer fühlen. Andererseits zeigt sie aber auch auf, wie durchaus Handlungsspielräume wahrgenommen werden können, um Ausgestosse

nen, Verfolgten und vom Tode bedrohten Menschen zu helfen und was Mut und Zivilcourage bewirken kann.

Die Gedenkstätte will auf diese Weise eine anstatt auf die Vergangenheit fixierte Gedenkstätte, die sich lediglich der Erinnerung an den Schrecken verschreibt, ein auf die Zukunft orientierter Ort menschlicher Möglichkeiten sein, der positive Perspektiven vor dem Hintergrund historischen Lernens eröffnet.

## Die Schweizer Abweisungspolitik

Die neutrale Schweizer Regierung hatte im August 1942 ihre Grenzen für jüdische Flüchtlinge offiziell geschlossen und erklärt, Juden seien nicht politisch verfolgt, ein Asyl komme für sie nicht in Frage. Zumindest erwachsene jüdische Flüchtlinge sollten an der Schweizer Grenze abgewiesen werden. Wenn sie es aber schafften, illegal einzureisen, mussten sie mit ihrer sofortigen Rückstellung oder gar mit der Auslieferung an die SS rechnen. Dies, obwohl die Schweizer Behörden schon recht gut Bescheid darüber wussten, was mit den Juden im deutschen Machtbereich geschah, und obwohl die Schweizer Presse zu jener Zeit über Deportationen «nach dem Osten» und über den «sicheren Untergang» der «verschwundenen» Juden berichtete.

In der Tat folgte die Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg mit wenigen Ausnahmen direkt dem Rhythmus der nationalsozialistischen Rassenpolitik: Immer dann, wenn im Deutschen Reich oder in den besetzten Ländern neue antisemitische Massnahmen ergriffen wurden, wenn die Verfolgung zunahm und sich Menschen davor zu retten versuchten, verschärfte die Schweiz ihre Asylbestimmungen.

Bereits im August 1938 hatte der Schweizerische Bundesrat eine erste Einreisesperre für «nicht-arische» Flüchtlinge verhängt: Nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 fingen die neuen deutsch-österreichischen Behörden an, jüdische Einwohner massenhaft aus dem Land zu vertreiben. Die Schweizer Regierung antwortete darauf Ende März 1938 mit einer Visumpflicht für Flüchtlinge aus dem ehemaligen Österreich, wobei laut einer Weisung von Bundesrat Johannes Baumann – dem Justiz- und Polizeiminister jener Zeit – grundsätzlich keine Visa an Juden abgegeben werden sollten. Am 18. und 19. August 1938 verfügte die Schweizer

Regierung, Flüchtlinge aus Österreich ohne Visum seien an der Grenze ausnahmslos zurückzustellen. Und am 4. Oktober – einen Monat vor den Pogromen der «Reichskristallnacht» – stimmte der Bundesrat einem Abkommen mit Deutschland zu, in dem sich die deutsche Regierung verpflichtete, ihre Juden im Reisepass zu kennzeichnen («Juden-Stempel»). Gleichzeitig erliess die Schweiz eine Visumpflicht für alle mit einem derartigen Stempel gebrandmarkten Bürgerinnen und Bürger des Nazistaates.

1942 war die Vertreibungspolitik längst in eine Vernichtungspolitik übergegangen. Am 23. Oktober 1941 hatte man den Juden die Auswanderung aus dem Reichsgebiet verboten, bis Februar 1942 dehnten die Nazis dieses Verbot auf alle besetzten Gebiete aus. Die Schweizer Fremdenpolizei konnte jetzt damit rechnen, dass jüdische Flüchtlinge bereits vor dem Grenzübertritt von deutschen oder französischen Beamten abgefangen wurden, während sie früher gelegentlich sogar von SS-Leuten zum Schweizer-Territorium geführt worden waren. Als im Sommer 1942 die flächendeckenden Razzien, Verhaftungen und Deportationen in Frankreich, Belgien und Holland eine weitere, unübersehbare Flüchtlingswelle auslösten, erneuerte die Schweizer Regierung die Grenzsperr für Juden. Ab sofort sollte die Abweisungspraxis wieder mit aller Unerbittlichkeit gehandhabt werden. Der 1940 gewählte Nachfolger von Johannes Baumann, Justiz- und Polizeiminister Bundesrat Eduard von Steiger, prägte Ende August 1942 den Satz vom vollen «Retungsboot», welches keine zusätzlichen Schiffbrüchigen mehr aufnehmen könne, wenn es nicht selber untergehen wolle. Die in jeder Hinsicht falsche Metapher «Das Boot ist voll» des in behaglichen Verhältnissen lebenden Berner Aristokraten von Steiger fand Eingang ins nationale und später ins internationale kollektive Gedächtnis.<sup>1</sup>

1 Alfred A. Häslar: *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*, Zürich 1967; *Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*, Zürich 2000.

Auch die Geschichte der Fluchthelferinnen und Fluchthelfer im Nationalsozialismus folgt in gewisser Weise dem Rhythmus der deutschen Politik: allerdings nicht, indem ihre Protagonisten diese Politik auf eigene Weise nachvollziehen, sondern indem sie etwas dagegen unternehmen, nämlich Menschen zu retten und damit zu beweisen, dass ein gegenläufiges Verhalten selbst in der schwierigsten Situation noch möglich war. Je schlimmer die Lage für die Verfolgten wurde, desto mehr Fluchthelfer finden wir in den Dossiers. Eine umfassende Darstellung ihrer Tätigkeiten gibt es bis heute allerdings nicht, und sie würde auch auf viele Schwierigkeiten stossen: Erfolgreiche Fluchthilfe musste stets unter strengen Geheimhaltungsmassnahmen stattfinden, selbst den Flüchtlingen gegenüber, die oft nicht einmal die Namen ihrer Retter erfuhren. In den überlieferten Akten kommen fast nur jene Fluchthelfer namentlich vor, die von Polizisten oder Soldaten erwischt worden waren. Jene Zeitzeugen oder Zeitzeuginnen, die weitergehende Auskunft geben könnten, sind praktisch ausgestorben.<sup>2</sup>

2 Stefan Keller: An der Schweizer Grenze. In: Wolfram Wette (Hg.): *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs*. Herder 2005, S. 197-200.

## Ein letztes Schlupfloch für Flüchtlinge

Das Dreiländereck im Südwesten von Deutschland, im Nordwesten der Schweiz und im Osten Frankreichs war für viele Menschen in Europa während des Zweiten Weltkrieges ein einzigartiger Dreh- und Angelpunkt. Nationalsozialistische Vernichtungspolitik, Volkstumsideologie und Expansionsdrang trafen hier auf ergreifende Einzelschicksale, unendliches Leid und eine zum Teil rigore Schweizer Abweisungspolitik. Dort «wo die Landesgrenzen von Deutschland, Frankreich und der Schweiz aneinander stossen», so der Freiburger Historiker Wolfram Wette, «gewann [das Dreiländereck, K.H.] für die verfolgten Juden die Bedeutung eines letzten Schlupflochs in die Freiheit»<sup>1</sup>.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten, eingeleitet durch die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933, begann in Deutschland die Entrechtung und Verfolgung politischer Oppositioneller und Andersdenkender. Die aufgrund des wenige Wochen späteren Reichstagsbrandes erlassene Verordnung setzte die Grundrechte weitgehend ausser Kraft und bot sowohl den Anlass als auch die Möglichkeit rigoros gegen die als Gegner des NS-Regimes identifizierten Kommunisten<sup>2</sup>, Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Deutschen jüdischen Glaubens vorzugehen. Auch im südbadischen Lörrach kam es schon kurz nach der Machtübernahme zu gewaltsamen Übergriffen der örtlichen SA und ersten Verhaftungen politischer Funktionäre der Lörracher Ar-

1 Wolfram Wette: Einleitung. Hilfe für verfolgte Juden im deutschen Südwesten, in: Ders. (Hg.), *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs*, Freiburg i. Br. 2015, S.13.

2 Der Einfachheit halber wird im Text die männliche Form verwendet, gemeint sind jedoch beide Geschlechter.

beiterbewegung.<sup>3</sup> Bereits wenige Monate später waren alle Zeitungen, Zeitschriften und Arbeitervereine verboten, sowie sämtliche Mitglieder der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien inhaftiert oder in die Nachbarstadt Basel geflohen.<sup>4</sup> Hier zeigt sich bereits die Bedeutung der Grenzregion als Sprungbrett in die sichere Schweiz.

Für die breite Masse der schweizerischen und deutschen Grenzbewohner, die zuvor in engem kulturellen und wirtschaftlichen Austausch standen, trat nun verstärkt die «Doppelnatur»<sup>5</sup> der Grenze hervor: Einerseits betonten die deutschen Nationalsozialisten die gute Zusammenarbeit im eng verflochtenen Grenzraum Basel/Lörrach und beriefen sich auf das Alemannische als grenzübergreifendes und verbindendes Element aller Deutschen, Schweizer und Elsässer, andererseits brachten deutsche Autarkie- und Abschottungspolitik zunehmend Grenzverkehr, –handel und persönliche Beziehungen zum Erliegen.<sup>6</sup> Das zuvor enge Verhältnis verschlechterte sich zusätzlich durch Berichte der Schweizer Presse über Grenzschikanen und politische Unterdrückung, über die sich wiederum die deutsche Lokalpresse als böswillige Anschuldigungen und generelle Deutschlandfeindlichkeit empörte.<sup>7</sup> Währenddessen nahm nach der Verfolgung politischer Oppositioneller der Druck auf Jüdinnen und Juden in Deutschland weiter zu. Bis Sommer 1933 verzeichnet der Basler Historiker Jean-Claude Wacker eine Phase des offenen Terrors, wie beispielsweise die Verdrängung aus staatlichen Berufen oder der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933, auf dessen Folge die Betroffenen vermehrt ins

3 Vgl. Robert Neisen: *Zwischen Fanatismus und Distanz. Lörrach und der Nationalsozialismus*. Lörrach 2013, S.42; 46.

4 Vgl. ebd., S.48; 64.

5 Vgl. ebd., S.84.

6 Vgl. ebd., S.93.

7 Vgl. ebd., S.87f..



Ausland flüchteten.<sup>8</sup> Bereits in diesem Zeitraum übten sich die eidgenössischen Behörden zurückhaltend gegenüber der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge aus Angst vor vermeintlicher «Überfremdung» und «Verjudung»<sup>9</sup>. Die Annexion Österreichs im März 1938 und die Verfolgung der dort ansässigen jüdischen Bevölkerung, sowie die gewaltsamen Pogrome, Verhaftungen und Verschleppungen im gesamten Reichsgebiet am 9. und 10. November 1938 lösten wiederum mehrere Flüchtlingswellen aus. In der Schweiz hatte man zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits vorausschauend Massnahmen getroffen, um die Schutzsuchenden an einer legalen Einreise zu hindern. Seit März bestand Visumszwang für alle Inhaber österreichischer Pässe und wenige Wochen vor den Pogromen einigten sich Deutschland und die Schweiz auf eine Kennzeichnung jüdischer Reisepässe durch ein rotes «J».<sup>10</sup> Da diese Massnahmen die Grenzübertritte nicht verhindern konnten, beschloss die eidgenössische Regierung ein halbes Jahr später die Schliessung der Grenzen. Nun mussten die zur illegalen Einreise gezwungenen Flüchtlinge andere Wege nutzen, um die Grenze zu passieren – beispielsweise über die sogenannte «Grüne Grenze» bei Riehen.<sup>11</sup> Hilfe erhielten die Flüchtenden dabei nicht nur von der Gestapo, die an einer generellen Ausreise aller deutschen Juden interessiert war, sondern auch von ortskundigen und solidarischen Menschen auf beiden Seiten der

8 Wacker unterscheidet insgesamt fünf Phasen jüdischer Emigration, die jeweils in enger Verbindung zu den Verfolgungsmassnahmen des NS-Regimes stehen. Vgl. Seiler, Lukrezia/ Wacker, Jean-Claude: *Fast täglich kamen Flüchtlinge. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948*, Basel 2013, S.19.

9 Dieser Ausspruch stammt vom Leiter der Eidgenössischen Fremdenpolizei Heinrich Rotmund. Vgl. Spuhler, Gregor: *Die Schweiz und das nationalsozialistische Deutschland*, in: Haumann, Heiko/ Petry, Erik/ Richers, Julia (Hg.), *Orte der Erinnerung. Menschen und Schauplätze in der Grenzregion Basel 1933-1945*, Basel 2008, S. 29.

10 Vgl. Seiler/ Wacker, (wie Anm. 8), S. 41.

11 Vgl. ebd., S.53.

Grenze. Geling es ihnen, durch das weiträumige Grenzgebiet in die Stadt zu gelangen und bei Flüchtlings-Hilfsorganisationen wie der Israelitischen Fürsorge in der Korngasse vorzusprechen, standen ihre Chancen gut, bis zur Vermittlung und Ausreise nach Frankreich eine kurzfristige Aufenthaltserlaubnis zu erhalten. Dieses Zugeständnis ist jedoch hauptsächlich auf die liberale Flüchtlingspolitik des Kantons Basel-Stadt und das Engagement des sozialdemokratischen Regierungsrates und Polizeichefs Fritz Brechbühl zurückzuführen, der statt den strengen Anweisungen aus Bern zu folgen und alle «Flüchtlinge aus Rassegründen»<sup>12</sup> sofort auszuweisen, mit lokalen Flüchtlingshilfswerken kooperierte und so dafür sorgte, dass viele jüdische Schutzsuchende in Basel, zumindest kurzfristig, Zuflucht fanden. Er stellte der Israelitischen Fürsorge zur Unterbringung von männlichen Geflüchteten beispielsweise das leerstehende Basler Sommercasino zur Verfügung.

Wenige Monate nach Kriegsbeginn begann der deutsche Angriffskrieg im Westen. Am 22. Juli 1940 kapitulierte Frankreich und wurde bis Kriegsende formal in eine deutsche Besatzungszone im Norden und eine unbesetzte, von einem autoritären Regime in Vichy regierte, Zone im Süden geteilt. Mit der Eroberung weiterer Teile Europas bis Anfang des Jahres 1941 begann auch im ausgedehnten deutschen Machtbereich die Verfolgung von politischen Gegnern und der ortsansässigen, sowie der aus anderen Gebieten geflüchteten jüdischen Bevölkerung. Viele Flüchtlinge, die sich zuvor in Sicherheit gewöhnt hatten, so der Basler Historiker Mario König, sassen nun in der Falle und würden erneut bedroht.<sup>13</sup> Nachdem am 22. Oktober 1940 die badischen, pfälzischen und saarlän-

12 Ebd., S.80.

13 Mario König: Die Krise der Demokratie, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg, in: Haumann, Heiko/ Petry, Erik/ Richers, Julia (Hg.): *Orte der Erinnerung. Menschen und Schauplätze in der Grenzregion Basel 1933-1945*, Basel 2008, S.23.



*Besichtigung der Arbeiten an der Wiese durch eine Kommission aus Wehrmachts- und Parteileuten. Bildaufnahme; 1942 \*Archiv Rudolf Vetter, Siegen*

dischen Juden ins süd-französische Internierungslager Gurs deportiert wurden, begannen im Dezember 1941 die Deportationen der französischen Juden. Im Sommer und Herbst 1942, nachdem die Auswanderung von Juden aus dem deutschen Machtbereich verboten und die systematische Vernichtung aller Jüdinnen und Juden im Osten bereits begonnen hatte, erreichten Deportationszüge aus ganz Europa Vernichtungslager wie Auschwitz-Birkenau, Sobibor, Treblinka oder Majdanek. Zu diesem Zeitpunkt ist den Schweizer Behörden bereits bekannt, dass alle jüdischen Flüchtlinge Gefahr an Leib und Leben drohte, trotzdem wurden tausende Schutzsuchende auf Anweisung der Bundesbehörden an den Grenzen abgewiesen und somit direkt ihren Verfolgern ausgeliefert, obwohl die Schweiz nunmehr das einzige sichere Zufluchtsland war. Erst der sich abzeichnende Sieg der Alliierten im Sommer 1944 läutete eine schrittweise Wende in der Schweizer Flüchtlingspolitik und Aufnahmepraxis ein. Bis dahin ist die Aufnahme und Rettung vieler vom NS-Regime Verfolgter dem Engagement und der selbstlosen Hilfe von illegalen Fluchthelfern und Hilfsorganisationen im Dreiländereck zu verdanken.

## **2. Kreuzweg Dreiland**

## Zwischen den Fronten auf dem Bauernhof

*Erna Gloor wurde 1935 etwa zehn Kilometer südlich von Colmar in Sainte-Croix-en-Plaine geboren. Ihre Eltern waren beide Schweizer und bewirtschafteten im Elsass einen Bauernhof, auf dem sie während der Besatzungszeit französische Deserteure versteckten und als Selbstversorger Nahrungsmittel an die Résistance lieferten. Sie berichtet über ihre Erinnerungen an Krieg und Verfolgung im deutsch besetzten Elsass, sowie das Engagement ihrer Eltern.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco / Juli 2015*

### Meine Kindheit

Ich wuchs zusammen mit sieben Halbschwestern auf einem grossen Bauernhof in Sainte-Croix-en-Plaine, Frankreich auf. Im Jahre 1935 bin ich dort geboren. Meine Eltern waren beide Bauern. Im oberen Stock des Hauses gab es viele und auch grosse Zimmer. Somit war genügend Platz für uns vorhanden. Wir hatten eine schöne Kindheit mit vielen tollen Erlebnissen. Beispielsweise konnten wir am Bach spielen und meine Mutter stellte aus den gesammelten Wollblumen Sirup her. Zudem besaßen wir eine Menge Tiere auf dem Hof, vor allem Hühner und Enten. Wir genossen als Kinder die vielen unerschöpflichen Möglichkeiten auf dem Hof Mattenmühle. Ich ging in Sainte-Croix-en-Plaine zur Schule. Die ersten zwei Jahre hatten wir bei den Deutschen Unterricht gehabt. Während dieser Zeit besuchte die SS manchmal die Schule, aber mein Vater sagte mir, dass wir den «Heil Hitler Gruss» verweigern sollen. Als wir den Gruss verweigerten, fragten Sie uns weshalb wir das tun. Wir

gaben zur Antwort, dass wir Schweizer seien und dies nicht tun müssen. Da wir an einem abgelegenen Ort wohnten, besaßen wir ein Dreieck am Auto für die Genehmigung Benzin zu beziehen. Zwei Tage nach diesem Ereignis nahmen sie meinem Vater zur Strafe das Dreieck vom Auto. Nun erhielten wir kein Benzin mehr. Jedoch nahm es mein Vater gelassen und meinte dazu: «Das macht nichts, ich habe noch Pferde im Stall.»

### **Die Kriegsjahre in Sainte-Croix-en-Plaine**

Als ich als Kind mit jungen Katzen auf dem Schoss auf der Treppe sass, fiel ich von der Detonation einer gesprengten Brücke die Treppe hinunter. Die Franzosen sprengten eine Brücke bei Breisach damit die Deutschen sie nicht mehr überqueren konnten. Mein Vater meinte daraufhin, dass nun der Krieg begonnen habe. Dieses Wort schlug in mein Bewusstsein ein. Ich nahm Ereignisse mit geschärfter Sensibilität wahr. Beispielsweise wollten wir immer erfahren, wieso die Soldaten mit dem Wagen in den Wald fuhren und bei der Rückfahrt Soldaten darin fehlten. Meine Eltern erzählten uns erst als wir älter wurden, dass sie im Wald deutsche Deserteure erschossen haben. Manchmal sahen wir die Erschossenen auch im Wagen liegen. Einmal hat sich auch eine Granate bei uns in den Garten verirrt. Meine Mutter und ihre Freundin fielen von der Detonation dieser Granate sogar von den Stühlen hinunter. Eines Tages kam ein Kampfflugzeug im Tiefflug über unseren Hof geflogen. Vor Schreck bin ich direkt in die Pfütze neben mir gefallen. Bei den Bomben in der Nacht habe ich mich sehr gefürchtet. Ich schreckte immer auf, wenn es irgendwo knallte. Ansonsten führten wir ein normales Leben auf dem Bauernhof. Jeder ging seiner Tätigkeit nach, aber nachts mussten wir schon die Zimmer verdunkeln



*Erna (Mitte) mit ihren Nichten und Neffen  
Bildaufnahme; ca. 1942-43 \*Privatbesitz*

und konnten uns draussen nicht mehr frei bewegen. In der Schule haben wir nicht darüber gesprochen. Wir waren noch zu jung und haben vieles nicht mitbekommen.

Es hielten sich nicht sehr viele Soldaten auf unserem Hof auf. Ausser der SS waren die meisten Soldaten nett und freundlich. Als ich als Kind eine Mittelohrentzündung hatte, kam ein deutscher Ohrenarzt zu uns und behandelte meine Erkrankung bis sie geheilt war. Selbstverständlich war dies nicht. Ich denke, dass nicht alle mit dem Krieg einverstanden waren. Sie hatten jedoch keine andere Wahl, denn sonst wären sie auch erschossen worden. Auch ihre eigenen Soldaten wurden bei Verweigerung beseitigt.

### **Französische Deserteure bei uns versteckt**

Von meinem Zimmer aus konnte man ein ‚Lamperie‘ aus Holz hinwegheben, dadurch war der Zugang unters Hausdach gut möglich. Mein Vater stellte Matratzen hinein und dadurch konnten die sie-



*Erna auf dem Bauernhof Bildaufnahme; 1939, Privatbesitz*

ben französischen Deserteure dort schlafen. Für schätzungsweise sechs bis sieben Monate hielten sie sich im Hausdach versteckt. Zusätzlich stellte ich eine Kommode vor die ‚Lamperie‘, damit niemand auf die Idee kam, dass es einen Durchgang zum Dach geben könnte. Ausserdem sagte mein Vater den Deutschen, dass dieser Teil des Hofes der Familienbereich sei und niemand befugt sei, sich dort aufzuhalten. Die Deserteure hielten sich zur selben Zeit im Haus auf wie die deutschen Soldaten, die sich in den letzten Wochen im Untergeschoss ein Büro eingerichtet haben. Mein Vater setzte sich während dieser Zeit in den Sessel im oberen Stock und wollte damit verhindern, dass sie die Deserteure entdecken. Als wir zum Eigenschutz im Stall übernachteten mussten, empfand ich es als eine sehr eintönige Zeit. Täglich bekamen wir geschwellte Kartoffeln und Milch zur Nahrung. Danach konnte ich für eine längere Zeit keine geschwellten Kartoffeln mehr essen. Sie waren mir verleidet. Es war eine grosse Anspannung zu spüren, aber als Kinder haben wir den Ernst der Lage nicht so realisiert. Erst nach dem Krieg wurden uns diese Erlebnisse viel bewusster.



## **Unsere Versorgung mit Lebensmitteln**

Wir waren Selbstversorger und hatten Gemüse aus unserem Garten oder schlachteten selber Tiere auf dem Hof. Ausserdem haben wir wöchentlich bis zu vierzig Laib Brot selber gebacken. Nachts versorgten wir zudem die Resistance, die sich in Höhlen in den Vogesen versteckt hielt, mit Brot. Auch andere Bauern brachten ihnen Gemüse und Fleisch. Durch Bekannte in Colmar erhielten wir manchmal ein Stück Stoff, aus welchem wir uns die Kleider selber nähten. Allerdings war die Kleidung damals nicht von so grosser Bedeutung für uns. Unser Leben war eigentlich trotz der Situation normal. Jeder ging seiner täglichen Arbeit nach.

## **Schweizer Schutzbrief**

Als Schweizer erhielten wir vom Konsulat in Mülhausen einen Schutzbrief. Eines Tages kamen zwei höher dekorierte deutsche Soldaten zu uns mit dem Befehl, bei uns auf dem Hof einen Beobachtungsposten einzurichten. Mein Vater sagte ihnen, dass er mit diesem Vorhaben nicht einverstanden sei und zeigte den Soldaten den Schutzbrief. Aufgrund dieses Briefes liessen sie von ihrem Vorhaben ab.

## **Judenverfolgung in Colmar**

Man wusste von der Judenverfolgung. Ich selber habe es nicht gross mitbekommen, aber meine Eltern schon. Als meine Eltern von Colmar zurückkamen, berichteten sie vom Verschwinden jüdischer Familien. Ihre Haustüren waren geöffnet und man sah ihre zerstörten Möbel. Die Juden wurden verschleppt und vertrieben. Meine Eltern waren erschrocken über diese schlimmen Ereignisse.



*Bauernhof Mattenmühle. Bildaufnahme; Datum unbekannt \*Privatbesitz*

In Colmar lebten damals viele Juden. Wir machten uns Gedanken über diese vielen Ereignisse. Als Kind fragte man sich, warum man die Juden verschleppte. Was war der Grund dafür? Jedoch haben wir nicht verstehen können, warum sich die Verfolgung gezielt nur auf die Juden bezog.

## **Kriegsende**

Wir beobachteten, wie die Alliierten bei unserem Bauernhof durch den Wald marschierten. Zudem wurden Bäume von den grossen Panzern umgewälzt. Meine Halbschwester pflegte immer zu sagen, dass sie vor Freude in Ohnmacht fallen würde, wenn die Alliierten kommen. Dies geschah dann auch tatsächlich, als sie die Soldaten sah. Später haben wir den Alliierten einen Kaffee zubereitet, welchen sie fälschlicherweise für Tee hielten. Da sie nicht sehr gut Deutsch sprachen, konnten wir uns auch nicht gut mit ihnen unterhalten. Für uns war dies das Ende des Krieges, aber für die Deutschen fing es dann erst richtig mit der Bombardierung an. Im Jahre



*Erna und ihre Mutter. Bildaufnahme; 1936 \*Privatbesitz*

1947 verliessen wir den Bauernhof. Die ursprünglichen jüdischen Besitzer bekamen ihn dann wieder zurück.

Meine Eltern gingen in die Schweiz zurück. Meine Halbschwestern liessen sich an verschiedenen Orten nieder und gründeten ihre eigenen Familien. Ich ging wieder zur Schule und musste die verlorene Schulzeit wieder aufarbeiten. Da in der Schweiz der Unterricht nur auf Deutsch war, habe ich die Schulzeit nicht so gemocht. Die Schweiz ist mein Zuhause und Sehnsucht nach der alten Heimat habe ich nicht.

Da wir die Leute kannten, die den Hof übernahmen, waren wir dort nach Kriegsende mehrmals zu Besuch. Es war für mich eigentlich ganz normal, dort zu sein. Hinter dem Bauernhof wurde zusätzlich ein neues Gebäude erbaut. Das alte Wohnhaus war mittlerweile sehr verlottert. Schade, es war ein sehr schönes Haus.

HANS PETER WENK

## Meine Kindheit in Riehen

*Hans Peter Wenk wurde 1931 in Riehen geboren und verbrachte seine Kindheit und die Kriegsjahre dort oder auch bei Verwandten in Chur. Seine Eltern versorgten während des Krieges Flüchtlinge mit Nahrung. Aus Angst vor Denunziation erzählten sie jedoch niemandem etwas davon – auch nicht ihren Kindern.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | April 2016*

### Meine Kindheit

Im Jahre 1931 bin ich in Riehen zur Welt gekommen. Meine Grosseltern waren Bauersleute und mein Vater war Wirtsgärtner. Zudem besass er auch ein ‚Gerüstholzhandel‘ im Dorf. Meine Mutter war Hausfrau und betreute uns Kinder. Aufgewachsen bin ich mit meinen zwei Geschwistern in einem Dreifamilienhaus an der Rössligasse 28. Zu jener Zeit war dieses Gebäude ein Neubau, welcher bis heute noch dasteht. Eine unbeschwerte Kindheit durfte ich dort verbringen. Wir haben beispielsweise gerne aus Holz kleine Fahrzeuge hergestellt. Ich besuchte die Primarschule im Erlensträsschen und die Sekundarschule in der Burgstrasse. Wir konnten uns auch während der Kriegsjahre gut selbst versorgen und haben trotz Einschränkungen durch die Lebensmittelkarten nie Mangel leiden müssen. Das Leben in Riehen war damals ruhiger und einfacher als heute.

Als Knabe ist mir die Gefahr, die vom Nachbarland ausging, weniger bewusst gewesen. Auch in der Schule haben wir nicht über die Flüchtlinge gesprochen. Es gab hier und da ein paar jüdische Schüler, die sich jedoch legal in der Schweiz aufhielten. Dies war



*Die Rössligasse 28 und 30. Rechts im Bild – das Wohnhaus der Familie Wenk. Links im Bild – das Arbeiterhaus. Bildaufnahme; 1950, \*Privatbesitz. Aufgenommen von H.P Wenk.*

allerdings noch vor Kriegsausbruch. An die vielen Soldaten, die im Dienst waren, mag ich mich auch noch gut erinnern. Während dieser Jahre haben meine Eltern, wenn eine Möglichkeit dazu bestand, den Flüchtlingen geholfen. Sie haben ihnen beispielsweise Nahrung auf ihren weiteren Fluchtweg mitgegeben. Uns Kindern hat man damals aus Sicherheitsgründen nichts davon erzählt, wohl auch aus Bedenken, dass wir die Hilfestellung meiner Eltern ausplaudern würden. Dies hätte für unsere Familie Konsequenzen haben können. Nach Kriegsende haben wir jedoch mehr darüber erfahren.

### **Während den Kriegsjahren in Riehen**

Ich war gerade bei einem Verwandtenbesuch in Chur, als der Krieg begann. Dort habe ich auch die Generalmobilmachung miterlebt. Mein Onkel wurde dort in die Schweizer Armee einberufen. Ausserdem erinnere ich mich noch gut an den Beschuss durch die Alliierten im nahen deutschen Grenzgebiet.



*Die Baselstrasse 67. Der Stall der Familie Wenk, in dem unter anderem ihre Kühe untergebracht wurden. Bildaufnahme; 1950 \*Privatbesitz. Aufgenommen von H.P Wenk.*



*Blick in die Rössligasse. Links Webergässchen, rechts das Schweizerhaus. Bildaufnahme; 1950 \*Privatbesitz. Aufgenommen von H.P Wenk.*

Wir sahen zahlreiche Kampfflugzeuge durchfliegen, welche teilweise in Basel nach einer Landemöglichkeit gesucht haben. Diese fanden sie auch auf dem damaligen Sternenfeld Flughafen, der nahe beim Rheinufer in der Stadt gelegen war. Am eindrucklichsten ist mir jedoch die Sprengung der Eisenbahnbrücke bei der



*Webergässchen. Heutiger Dorfplatz Riehen  
Bildaufnahme; 1934 \*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen,  
Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung*

Wiese in Erinnerung geblieben. Diese Eisenbahnlinie verband die Stadt Lörrach mit dem nah gelegenen Weil. Die Detonation der Sprengung war so fürchterlich laut zu hören, dass sich diese Begebenheit erschreckend nahe anfühlte. Die Brücke wurde aber von den Deutschen gesprengt, um der französischen Armee die Durchfahrt nach Lörrach und ins Wiesental zu erschweren. Nach der Detonation begaben sich viele Schaulustige zur Wiese, um das Ausmass der Sprengung zu besichtigen, so auch wir. Während der Kriegszeit mussten sämtliche Fenster verdunkelt werden. Diese Massnahme wurde streng kontrolliert. Wir als Kinder gewöhnten uns jedoch mit der Zeit daran. Gegen Ende des Krieges wurde die Verordnung jedoch aufgehoben, um zu gewährleisten, dass die Alliierten die Schweiz erkennen konnten. Als wir eines Tages aus Sicherheitsgründen von der Schule nach Hause geschickt wurden, stiegen wir beim Erlensträsschen auf einen Holzschopf, von dem aus wir die Kriegssituation in Lörrach und Weil von ferne sehr gut beobachten konnten.

## Das Kriegsende

Zufälligerweise habe ich auch das Kriegsende in Chur verbracht. Unmittelbar nach Kriegsende kamen junge, schätzungsweise achtzehnjährige deutsche Bauernmädchen aus dem Wiesental, illegal über die Schweizer Grenze nach Riehen. Dies, um dann meist hier als Dienstmädchen zu arbeiten. Die Franzosen wollten die Bauernmädchen jedoch nicht aus dem Lande gehenlassen und versuchten es zu verhindern. So mussten die Schweizer, die sie anheuerteten, zur Strafe zwanzig Franken für ein deutsches Dienstmädchen bezahlen, da die Mädchen sich illegal aufhielten. Diese Vorgehensweise wurde von der Schweiz aus organisiert. Ziemlich bald nach dem Krieg konnte man wieder nach Deutschland reisen. So bin ich mit meinem Vater schätzungsweise zwei Monate nach Kriegsende mit dem Auto nach Freiburg im Breisgau gefahren. Das war ein unvergesslicher Anblick und beeindruckte uns sehr. Die Stadt lag in Trümmern und war noch nicht aufgeräumt. Die Deutschen machten gerade die Strassen frei, damit das Tram wieder durchfahren konnte. Schlussendlich ging danach der Alltag in Riehen normal weiter.



## Meine Kindheit in Basel

*Frau M.D.K.\* wurde 1928 in Basel als Tochter eines Schweizer Bankiers und einer Freiburger Jüdin geboren. Als der Grossvater mütterlicherseits nach den Pogromen 1938 nach Dachau deportiert wurde, hinterlegten ihre Eltern eine Kautions bei der Kantonalen Fremdenpolizei, woraufhin die Grosseltern eine kantonale begrenzte Aufenthaltsbewilligung erhielten. In der Basler Wohnung beherbergte die Familie zahlreiche Flüchtlinge, unterstützte sie bei der Weiterreise oder stellte Fluchthilfe. Frau M.D.K. berichtet über das Engagement ihrer Eltern und die Kriegsjahre in Basel.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Mai 2016*

### Meine Kindheit

Die ersten fünf Lebensjahre meiner Kindheit waren unbeschwert. Dies änderte sich jedoch, als Deutschland nationalsozialistisch wurde. Ich bin im Jahre 1928 in Basel geboren. Meine Mutter, eine geborene Weil, kam in Emmendingen, nahe bei Freiburg im Breisgau, zur Welt. Mein Vater war gebürtiger Basler und Bankier von Beruf. Sie heirateten im Jahre 1927. Dadurch erhielt meine Mutter die Schweizer Staatsbürgerschaft. In einem bekannten Haus an der Spalenvorstadt, bin ich als Einzelkind aufgewachsen. Ich besuchte die Primarstufe im Petersschulhaus in Basel und war ausserdem Mitglied des jüdischen Jugendbundes «Emuna». Dort haben wir unter anderem die Geschichte des Zionismus gelernt, «Hora» getanzt und hebräische Lieder gesungen. Selbst Theaterstücke wurden gemeinsam aufgeführt.

Meine Mutter war befreundet mit Frau Elias, deren Antiquitätengeschäft sich im Parterre des Hauses befand. Als später ihr Bruder Otto Frank, der Vater von Anne Frank, nach Basel zog und seiner

Schwester im Geschäft half, war er oft zu Gast bei meiner Mutter im ersten Stock.

### Die Kriegsjahre in Basel

Ich erinnere mich noch genau, als ich mit meinem Vater spazieren ging, und er mir erzählte, dass in dem Lande wo meine Grosseltern wohnen, nun ein Mann «am Ruder» sei, der es mit den Juden nicht gut meine. Zudem ermahnte er mich dazu, während meinen Aufenthalten bei meinen Grosseltern in Deutschland, nicht mehr alles auszusprechen, was ich dachte. Auf diese Art und Weise brachte er mir als fünfjähriges Mädchen die Situation bei. Durch den jüdischen Jugendbund erfuhren wir zusätzlich noch mehr über das Schicksal der Juden als man von den Zeitungen erfahren konnte.

Nach der Reichskristallnacht im Jahre 1938 wurden mein Grossvater aus Emmendingen sowie Tausende andere Juden aus Baden-Württemberg ins Konzentrationslager Dachau deportiert. Materielle Güter waren meiner Mutter nie von grosser Bedeutung, aber sie bemerkte schnell, dass man mit Geld Menschenleben retten kann. So hinterlegten meine Eltern bei der Basler Fremdenpolizei eine namhafte Kautions, danach durften meine anderen Grosseltern zu uns nach Basel einreisen. Da die kantonale Fremdenpolizei bisweilen gegen die eidgenössischen Vorschriften aus Bern handelte, wurde nach hinterlegter Kautions der Angehörigen die Aufnahme der Verwandten meist bewilligt.

Bei der Einreise meiner Grosseltern in die Schweiz, am 6. Februar 1939, hatte jeder nur einen Koffer und zehn Mark bei sich. Ihre Pässe waren mit dem roten «J» gekennzeichnet sowie ihre Vornamen mit «Sara» und «Israel». Eigentlich wollten sie nach Amerika ausreisen, aber besaßen nur eine Aufenthaltsbewilligung für die Kantone Baselstadt und Baselland. Dies wurde zu einem gros-

sen Problem, als unsere Familie im Jahre 1940 nach Lausanne flüchten wollte, aber es meinen Grosseltern als Emigranten verboten wurde. Aus diesem Grund blieben wir gemeinsam mit ihnen in Basel und sie lebten während des Krieges bei uns. Da meine Eltern ein Radio besaßen, erfuhren wir durch einen «Schwarzsender» aus England, der sich gegen den Nationalsozialismus aussprach, vom Kriegsbeginn. Viele Nachbarn kamen dabei zu uns nach Hause und folgten der Radioubertragung. Schliesslich mussten drei meiner Onkel beim Schweizer Militärdienst antreten. Mein Vater war im Luftschutz tätig und verantwortlich für den «Spiegelhofkeller» in Basel. Dieser war der Keller der Basler Polizei. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch keinen Schimmer davon, was der Krieg bedeuten würde.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich eines Tages von der Schule zurückkam und mein Grossvater kreidebleich mit einer Zeitung am Tisch sass. Er sagte mir, dass man die Juden in Konzentrationslagern systematisch umbrächte. Die Basler Zeitungen berichteten vergleichsweise sehr früh und präzise von den Konzentrationslagern und dem Schicksal der ermordeten Juden.

### **Hilfestellung für Flüchtlinge**

Mit dem zunehmenden Flüchtlingsstrom bemerkte ich, dass wir oft Besuch von weiterreisenden Personen in unserer Wohnung hatten. Sie wurden entweder bei uns oder in einem benachbarten Hotel untergebracht. Allerdings wurden diese nicht als Flüchtlinge anerkannt, sondern lediglich als Emigranten. Aus rechtlicher Sicht war dies ein grosser Unterschied, denn Auswanderer wurden als Emigranten bezeichnet und dabei nicht wie Flüchtlinge unterstützt. Darum erhielten sie keinerlei Hilfe vom Staat.

Unsere Wohnung war während den Kriegsjahren immer offen für Flüchtlinge. Dies sprach sich herum. Auch ein Cousin meines Vaters floh aus Berlin und kam Ende 1938 über die Langen Erlen nach Basel. Dabei versuchte er seine Frau nachzuholen und auch in Sicherheit zu bringen. Die beiden trafen sich in Lörrach und flüchteten gemeinsam über die Grüne Grenze nach Basel. Bei uns warteten sie dann auf ihr Visum nach Amerika. Dieses traf aber lange nicht ein, und so entschlossen sie sich heimlich über die Grenze nach Frankreich zu gehen, was damals noch möglich war. Von dort aus ging ihr Fluchtweg über Spanien nach Amerika. Nach Kriegsende erhielten wir zahlreiche Dankesbriefe von denen, die bei uns beherbergt waren.

### **Die Nachkriegszeit**

Ich habe keine direkten Angehörigen durch die Judenverfolgung verloren. Jedoch wurden eine Cousine meines Vaters sowie ihr Mann in Auschwitz ermordet. Ihre Tochter kam als Flüchtlingskind in die Schweiz. Zudem sind weitere Verwandte der Judenvernichtung zum Opfer gefallen. Nachdem mein Mann im Jahre 1984 verstarb, wurde ich Mitglied der Geschäftsleitung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes. Eines meiner grössten Anliegen war die Rehabilitierung von Paul Grüninger, dem Polizeihauptmann, der in St. Gallen zahlreichen jüdischen Flüchtlingen über die Schweizer Grenze verhalf und ihre Eingangsdaten fälschte. Aufgrund dessen wurde er entlassen und sogar als kriminell eingestuft, aber ich konnte mich erfolgreich für seine Rehabilitation einsetzen. Als er in den 1990er Jahren schon nicht mehr lebte, wurden seine bis dahin verweigerten Pensionsgelder in einen Hilfsfonds gezahlt.

\* Name der Person ist der Gedenkstätte bekannt. Sie bat, dieses Gespräch nur mit ihren Initialen zu veröffentlichen.

## Meine Kindheit in Lörrach

*R.M\* wurde 1932 in Lörrach geboren. Sie erlebte als Kind die Zeit des deutschen Faschismus und den Kriegsalltag in der Grenzstadt. Ihr Vater A.M., ein Schweizer Kaufmann, hatte die Einreisedokumente in die USA via Schweiz für eine jüdische Familie aus Lörrach beschafft. R.M. berichtet über ihre Kindheit, ihre Kriegserlebnisse und ihren Umgang gegenüber den bedrängten Juden als Schweizerin in Lörrach.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | März 2017*

Wir waren eine Grossfamilie und haben alle gemeinsam in Lörrach-Stetten gewohnt: Vater, Mutter, meine Tante, meine Grossmutter und meine ältere Schwester. Mein Vater stammte aus dem schweizerischen Solothurn. Damit galten wir automatisch als Auslandschweizer. Mein Vater war Kaufmann im Immobiliensektor und hat hauptsächlich in Basel gearbeitet.

Meine Kindheit habe ich in guter Erinnerung. Ich konnte mich trotz aller kriegsbedingter Sorgen an meinem Leben freuen. Wir lebten hier im Süden Deutschlands, in direkter Nähe zur Schweizer Grenze. Wir nahmen die Kriegsergebnisse zwar wahr, aber ich lebte trotzdem in dem Gefühl, dass diese mich nicht direkt betreffen. 1939 wurde ich in Lörrach-Stetten in der Adolf-Hitler-Schule (ehemalige und jetzige Fridolin Schule) eingeschult. Nach zwei Jahren wurde die Schule in ein Lazarett umfunktioniert und die Schüler mussten in andere Schulen ausweichen.

Den Aufstieg und die Machtergreifung der Nationalsozialisten habe ich nicht bewusst miterlebt, weil ich erst 1932 geboren wurde. Aber ich erinnere mich sehr wohl an die bedrückende und beängstigende Atmosphäre während den politischen Gesprächen, die ich am Esstisch mitverfolgen konnte. Uns wurde immer eingeschärft,

nie etwas darüber ausserhalb der Familie zu erwähnen. Man lernte schon als Kind, sehr vorsichtig und auch misstrauisch zu sein. Meine Tante hatte ein Radio und verfolgte täglich die politische Lage über den Schweizer Sender Beromünster. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit zwei Sofakissen – eines rechts und eines links am Radio und am Ohr – zu verhindern versuchte, dass der Ton nach aussen drang, und so ungebetene Lauscher etwas mitbekommen würden. Ich durfte natürlich niemandem davon erzählen. Wir wuchsen in einem Klima zwischen ängstlicher Vorsicht und Feigheit auf. An den Kriegsbeginn selbst erinnere ich mich noch. Wir waren gerade im Herbst 1938 in den Ferien am Bodensee. Wenn ich abends im Bett lag, hörte ich die Eltern mit Freunden über die drohende Gefahr diskutieren. Für mich als Kind war das furchtbar bedrückend.

Bei Kriegsbeginn wurde mein Vater in der Schweiz zum Militär eingezogen. Dadurch bin ich praktisch vaterlos jenseits der Grenze aufgewachsen. Ab 1939 musste mein Vater auf Pikett, das heisst immer einsatzbereit sein. In der Schweiz war ein vierteljährlicher Wechsel zwischen Militärdienst und Beruf üblich, damit die Wirtschaft nicht zusammenbrach. Er durfte in der ganzen Zeit natürlich nicht zu uns nach Deutschland. Meine Mutter bekam noch während des Krieges einen Schweizer Pass, weil mein Vater ihr eine Scheinbeschäftigung bei einem Kollegen verschaffte. Auf diese Weise konnte sie täglich Kontakt mit ihrem Mann halten. Ihr Gehalt führte sie in Form von Devisen ein, was den Deutschen sehr gelegen kam. Ich durfte meinen Vater allerdings nur zweimal im Jahr an der Grenze von Weitem sehen. Wir mussten jeweils 20 Meter Abstand voneinander halten. In der Schule musste ich dann einen freien Vormittag erbitten, damit ich meinem Vater wenigstens zuwinken konnte.

Ab einem bestimmten Zeitpunkt wurde die Grenze ganz geschlossen. Ein einziges Mal allerdings durfte ich im letzten Kriegsjahr mit einem Tagesschein gemeinsam mit meiner Mutter meinen Vater besuchen, der mich gar nicht mehr wiedererkannte. Abgesehen von der Wiedersehensfreude mit meinem Vater hatte ich einen ganz zwiespältigen Eindruck von der Schweiz. Ich war geschockt von dem Überfluss und der Eleganz, die in der Stadt herrschten. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Es war wie im Schlaraffenland. Ich erinnere mich auch, dass ich an jenem Tag Gespräche mitbekam, bei denen sich die Schweizer rühmten, dass sie viele leckere Sachen in ihren «Liebepaketten» nach Deutschland schickten. Gleichzeitig aber äusserten sie grossmundig, dass es «denen doch recht geschähe, wenn es ihnen dreckig ginge». So ein Gerede war für mich als Kind kaum fassbar.

Wenn ich zu Hause nachts hörte, wie die Sirenen losgingen und ein Geschwader nach dem andern über uns hinweg flog, erfasste mich grosse Angst. Meine Mutter versuchte mich zu beruhigen und meinte, die Flugzeuge flögen nach Norden und würden uns nicht treffen, aber wir könnten und sollten für die armen Menschen dort beten.

Im Hans-Thoma-Gymnasium mussten wir jeden Morgen einen Appell über uns ergehen lassen. Da wurde die Fahne gehisst und die eingängigen Nazilieder gesungen: *«Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem grossen Krieg. Wir haben den Schrecken gebrochen. Für uns war's ein grosser Sieg. Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.»* Ein Kommentar ist überflüssig – vielleicht doch nicht? Wenn es uns auch nicht möglich war – oder nur unter grossen Gefahren – gegen diesen offensichtlichen Ungeist zu rebellieren, erfolgte dies umso intensiver in unserem Innern. Unterdrückung und Leidensdruck führen oft zu Sehnsucht und Suche nach dem tieferen Sinn des Lebens. Auch das war





*R. M. mit ihrer Schwester T.M. und ihrer Mutter H. M. (v.l.n.r.)*

*Bildaufnahme; 1935/36 \*Privatbesitz Frau R.M.*

in unserer lauten und lärmenden Welt möglich: Das Gefühl des Getragenwerden durch den christlichen Glauben, der in Zeiten der Bedrängnis meistens besonders tief erlebt wird. Dieser wurde uns im Elternhaus vermittelt. Auch diese Möglichkeiten lagen in meiner kindlichen Entwicklung gleich kostbaren Steinen und wehrhaften Felsen am Wegesrand. Sie bildeten einen verlässlichen Gegenpol zu Trümmern und Scherben der damaligen Zeit. Was der Einzelne dachte und fühlte, behielt jeder für sich. Wir wussten, dass offene Meinungsäußerung vor allem für die Eltern lebensgefährlich sein konnte. Zu den Aufmärschen der Hitlerjugend sind wir nie gegangen. Sie waren unter meinen Freunden nicht beliebt. So sehr wir es liebten, am Feuer zu sitzen und zu singen, so sehr lehnten wir diese Machtdemonstrationen ab. Über diese schrecklichen Ereignisse konnte ich mich Gottseidank in der Familie offen austauschen. In der Schule mussten wir ein Kriegstagebuch führen. Zu diesem Zweck mussten wir den Wehrmachtsbericht hören und davon eine Zusammenfassung erstellen. In den Berichten wurde der durch Niederlagen bedingte Rückzug immer als «taktischer Rückzug»

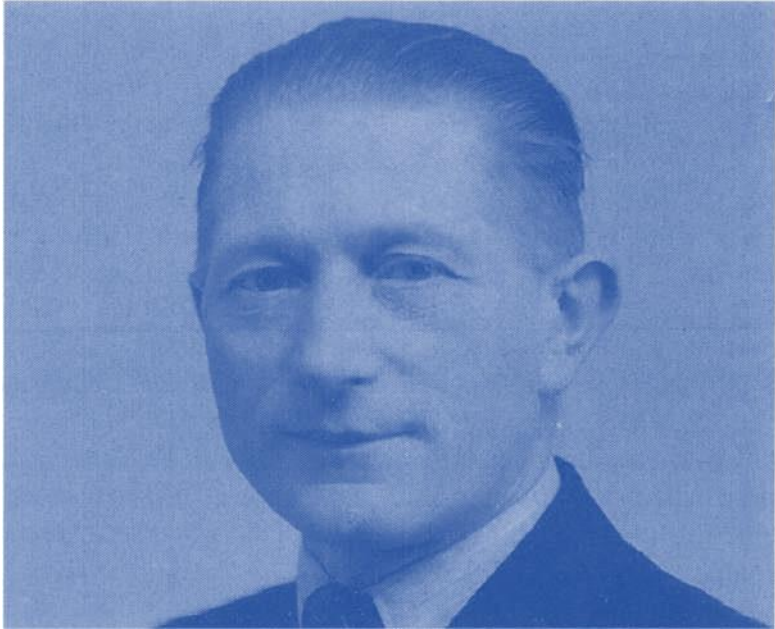
schöngelogen. Meine Tante hat mir viel bei den richtigen Formulierungen in meinem Kriegstagebuch geholfen, damit wir nicht durch unsere eigenen ehrlichen Darstellungen in Teufels Küche kommen konnten. Ich muss jedoch auch erwähnen, dass nicht alle unsere Lehrer fanatische Nazis waren.

Ja, und dann erinnere ich mich noch an die Nächte im Luftschutzkeller. Der schrille Ton der Sirenen ist mir heute noch im Ohr. Im dunklen Keller hatte meine Mutter vorsorglich ein Bett aufgestellt. Ich war lieber im dunklen Keller allein, als das bedrohliche Brummen der Flieger und das Geräusch der Sirenen zu hören.

Gott sei Dank mussten wir aber im Krieg nicht wirklich Hunger leiden. Im Garten hatten wir Kartoffeln, Gemüse und Obst. Meine Mutter, eine Hobbyschneiderin, hat alle Kleider selbst genäht. Wir durften ein zwar bescheidenes, aber doch zufriedenes Leben führen.

Von der Judenverfolgung wussten wir seit der Pogromnacht, in der die Lörracher Synagoge zerstört wurde. Namhafte Geschäftsleute der Stadt beteiligten sich aktiv an diesen bösen Taten. Besonders erinnere ich mich an den Besitzer eines Lebensmittelgeschäftes, der bei dieser Gelegenheit den Altar mit seinem Urin geschändet hat. Er hiess von da an in der Bevölkerung «Synagogenbrunzer». All das ging wie ein Lauffeuer durch Lörrach.

Natürlich haben wir auch von KZs gehört, aber keiner konnte sich die Grausamkeiten, wie sie heute bekannt sind, wirklich vorstellen. Aber die Angst davor, dorthin verschleppt zu werden, war allgegenwärtig. Im Herbst 1942 kam ein Pfarrer zu uns, der bereits zwei Jahre im KZ verbracht hatte. Trotzdem riskierte er oft von der Kanzel ein offenes Wort, während hinten die Männer von der Gestapo alles mitschrieben. Ich habe nicht vergessen, wie unser Vikar einmal eine ziemlich scharfe Predigt hielt und danach am Nachmittag abgeholt wurde.



*Herr A.M.  
Bildaufnahme; Datum unbekannt \*Privatbesitz Frau R.M.*

Er kam erst in der Nacht wieder. Da hat natürlich die ganze Gemeinde gezittert.

Da fällt mir noch eine Begebenheit ein, die mir meine neun Jahre ältere Schwester oft erzählt hat. In der Sexta kam ein jüdisches Mädchen mit Namen Zivi in ihre Klasse. Das war im Jahr 1935. Diese wurde unglücklicherweise neben ein Mädchen aus einer fanatischen Nazifamilie gesetzt. Diese hat das Mädchen gemobbt, wo es nur ging. Sie behauptete «die stinkt», «die stiehlt» und hat sie ständig diffamiert. Daraufhin setzte der Lehrer Zivi neben meine Schwester, eine neutrale Schweizerin. Von da an herrschte Frieden. Eines Tages aber blieb Zivi weg und wir haben sie nie mehr gesehen. Kein Mensch hat etwas gesagt. Erst viel später, ich weiss nicht mehr wann, berichtete eine auswärtige Mitschülerin: «Ja, an dem Tag, an dem Zivi nicht mehr in die Schule kam, habe ich sie gese-

hen. Ich kam mit dem Zug vom Wiesental und sah vor dem Bahnhof einen Lastwagen mit vielen Menschen darauf. Unter ihnen habe ich auch Zivi erkannt.»

Dann kann ich mich auch noch gut an eine andere Geschichte von 1937 oder 1938 erinnern. Mein Vater hatte durch seinen Beruf viele Kontakte in der Schweiz. Eines Tages trat Herr Bodenheimer, der Inhaber eines Schuhgeschäftes in Lörrach, mit der Bitte an ihn heran, ihm Papiere für die Ausreise via Schweiz zu besorgen. Er wollte mit seiner Frau und zwei Kindern nach Amerika fliehen. Meinem Vater gelang es unter Schwierigkeiten, die Papiere zu besorgen. Für die Übergabe derselben trafen sie sich in der Gaststätte im Badischen Bahnhof in Basel, der deutsches Gebiet war. Herr Bodenheimer packte die Papiere in seine Aktentasche. Voller Glück begannen die beiden Herren «zu feiern» und waren dabei wohl etwas versumpft. Am nächsten Morgen – und das ist das Aufregende an der Geschichte – kam seine Frau ganz aufgelöst zu uns. «Um Gottes Willen ich hab die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich lag neben meinem Mann, der sich verzweifelt das Leben nehmen wollte.» – «Ja warum denn?» – «Stellen Sie sich vor, der ist voller Begeisterung heimgekommen, ein bisschen betüddelt, aber ohne seine Aktentasche. Er hat sie im Badischen Bahnhof liegen gelassen mit all den Papieren drin.» Und der Badische Bahnhof war zu dieser Zeit gespickt voll mit deutschen Spitzeln. Meine Mutter hat immer gesagt: «Ich kenn die ja alle.», weil sie jeden Tag mit dem Zug nach Basel zu meinem Vater fuhr. «Das sind die Schnürle-Männer. Die sind uns schon bekannt. Die haben nämlich alle um den Hut ein gedrehtes Schnürchen.» Nun war guter Rat teuer. Meine Mutter hat sofort meinen Vater informiert, der sich auf schnellstem Weg zum Badischen Bahnhof begeben hat. Das grosse Glück wollte, dass die Tasche mitsamt den brisanten Papieren ungeöffnet an der Theke abgegeben worden war. Damit stand der Ausreise und dem frohen Ende dieser Geschichte nichts mehr ent-



*R.M. mit dem Familienhund  
Bildaufnahme; 1939 \*Privatbesitz Frau R.M.*

gegen. Später haben wir die Familie zu ihrem Hotel nach Basel begleitet. Meine Mutter hatte zuvor schon nach und nach den Schmuck von Frau Bodenheimer über die Grenze gebracht.

Unterwegs hörte ich den etwa 15-jährigen Sohn mit einer Schärfe, wie ich sie vorher nie vernommen hatte sagen: «Und wenn ich erwachsen bin, werde ich ein Buch gegen Hitler schreiben.» Und da bin ich erschrocken, nicht weil er ein Buch gegen Hitler schreiben wollte, sondern weil ich den tiefen Hass spürte, der verursacht durch die schrecklichen Verletzungen und Demütigungen, in dem Jungen gewachsen war. Der Ton in dem er dies sagte, hat sich mir tief ins Gedächtnis eingegraben.

Die Geschichte der Flucht der Familie Bodenheimer hatte aber auch eine tragische Seite. Bodenheimers mussten drei alte Damen

im Haus zurücklassen – seine Mutter, ihre Mutter und die Schwester einer der beiden. Herr Bodenheimer hatte für jedes Familienmitglied, das nach Amerika ausreisen wollte, eine hohe Geldsumme hinterlegen müssen. Für eine weitere Person hätte das Geld noch gereicht, aber nicht für alle drei. Die alten Damen wollten sich jedoch nicht trennen und blieben gemeinsam in ihrem Haus zurück, was ihnen zum Verhängnis wurde.

Wenn ich heute dort vorbeifahre erinnere ich mich an sie auch ohne Stolpersteine. Sie wohnten in einem Reiheneckhaus in der Tumringerstrasse kurz vor dem Berliner Platz. Zwei der Damen besuchten uns regelmässig, die dritte war zu gebrechlich, um den langen Fussweg bis zu uns nach Stetten zurücklegen zu können. Ich kann mich nicht an die Gespräche erinnern, aber an die bedrückende Atmosphäre. Da die Einrichtung in unserem Haus seither kaum verändert wurde, sehe ich vor meinem geistigen Auge bis heute noch, auf welchen Sesseln die beiden Damen sassen und von ihren Sorgen erzählten. Eines Tages kamen sie nicht mehr. Wir haben erst später den traurigen Grund dafür erfahren. Wir lebten ja hier in Stetten etwas abseits.

Im Dreiländermuseum in Lörrach ist dokumentiert, dass sie im Oktober 1940 abtransportiert wurden. Eine der Damen ist, glaube ich, auf dem Transport gestorben. Die beiden andern kamen nach Gurs.

Nach dem Krieg, so in den 50er-Jahren, haben wir übrigens Frau Bodenheimer wiedergesehen. Ihr Mann war inzwischen in Amerika verstorben. Sie kam nach Lörrach, um das damals enteignete Haus wieder in Besitz zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit machte sie auch bei uns einen Besuch und holte verschiedene Dinge, wie Silber und Wäsche bei uns ab, die wir für sie aufbewahrt hatten. Voller Dankbarkeit hat sie uns alle zu einem Besuch in die USA eingeladen. Aber es stand uns nicht der Sinn nach einer Reise dorthin.



*R.M. im Alter von 7 Jahren bei der Einschulung in der damaligen Adolf-Hitler-Schule.  
Heute wieder Fridolin-Schule Lörrach. Bildaufnahme; 1939 \*Privatbesitz Frau R.M.*

Für uns war der Krieg eigentlich mehr oder weniger zu Ende als die Franzosen über den Tüllinger kamen. Das war aufregend. Wir sassen wegen des ständigen Bordwaffenbeschusses der über der Stadt kreisenden Flugzeuge im Keller und assen zu Mittag. Ich erinnere mich noch, wie die Nachbarin aufgeregt über den Gartenzaun geklettert kam, rief: «Frau Zapf, Frau Zapf (meine Grossmutter), s' isch Friede, s' isch Friede, die weisse Fahne hängt am Turm des Hans-Thoma-Gymnasiums.» Wir liefen in den Garten und konnten die Fahne sehen. Es wurde erzählt, eine Krankenschwester hätte in Eigeninitiative ein weisses Leinentuch aufgehängt. Es blieb nur kurze Zeit am Turm, hatte aber trotzdem seinen Zweck

erfüllt, denn die französischen Flugzeuge stellten den Beschuss ein. Das ist meine Wahrnehmung vom Kriegsende. Inwieweit dies historisch belegt ist, weiss ich nicht.

Die Nachkriegszeit war dann wirklich hart. Da hat erst der Hunger bei uns angefangen.

Und wir begannen dann, sehr traurig über die vergangenen Kriegsjahre nachzudenken.

Es war dann doppelt erschütternd, zu realisieren, dass die jungen Männer aus der Umgebung einer nach dem anderen eingezogen wurden und viele von ihnen nicht mehr zurückkamen. Aus der Klasse meiner Schwester kam nur einer zurück, ihm fehlte ein Bein. Die jungen Männer wurden wie Material verheizt und manche Familien verloren bis zu drei Söhne. Natürlich haben uns auch die Angriffe auf Pforzheim, Dresden und die anderen deutschen Städte sehr traurig gestimmt. Aber es ist so, dass einen das, was man in der eigenen Umgebung erlebt, tiefer erschüttert, als das, was in weiter Ferne geschieht.

Und heute lebe ich immer noch am gleichen Ort.

Ich bin der Meinung, dass wir heute den Flüchtlingen gegenüber eine andere Haltung einnehmen sollten. Wir müssen unseren kostbaren Frieden teilen.

Wenn ich heute Bücher über den Holocaust lese, bleibt alles immer noch unfassbar.

Wir als Einzelne können auch heute im Grossen nicht wirklich viel bewegen. Unser Aktionsfeld liegt im Kleinen. Dort haben wir als Christen im Evangelium einen klaren Wegweiser: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Wenn wir diesen Anweisungen folgen würden, wäre das ein Anfang im Kleinen.

\* Name der Person ist der Gedenkstätte bekannt. Sie bat, dieses Gespräch nur mit ihren Initialen zu veröffentlichen.



## «Sie gaben ihr einen Tritt in den Hintern»

### Die Deportation der Juden aus Lörrach

Durch Anordnung der Gauleiter Badens (Robert Wagner) und der Saarpfalz (Josef Bürckel) werden am 22. Oktober 1940 insgesamt etwa 6'550 Juden aus Baden, dem Saarland und der Pfalz ins unbesetzte Frankreich abgeschoben und in Gurs in einem Internierungslager untergebracht. Gurs ist ein Lager, das im spanischen Bürgerkrieg belegt worden ist. Bei der Aktion handelt es sich um eine erste Massendeportation von Juden deutscher Staatsangehörigkeit aus dem Deutschen Reich. Baden ist der erste «judenfreie» Gau. Deportiert werden sogenannte «Volljuden», also Jüdinnen und Juden, die nach der Regelung der Nürnberger Gesetze keine arischen Vorfahren haben. Die Opfer werden von Polizisten erst kurz vor der Abholung benachrichtigt. Sie haben nur wenig Zeit, um maximal 50 Kilogramm Gepäck pro Person zusammen zu packen – darunter eine Wolledecke, Verpflegung für mehrere Tage und 100 Reichsmark in bar. Die Juden werden gesammelt, registriert und durchsucht – in Lörrach geschieht dies in der Alten Handelsschule (heute Hochhaus am Marktplatz) am damaligen Robert-Wagner-Platz. Mindestens 52 Personen werden aus Lörrach mit Lastwagen nach Freiburg gebracht. Hier müssen sie in einen Zug steigen, der sie nach Südfrankreich transportiert.

Den Tag der Abholung beobachtet die Lörracherin Micky Mischée als Kind. Sie ist 1940 fünf Jahre alt und wohnt in der Haager Strasse in Lörrach im elterlichen Haus. Ihre Mutter hat im jüdischen Kaufhaus Sally Knopf, ab 1937 nach der Arisierung der Geschäfte Kaufhaus Richter (heute Stadtbibliothek), gearbeitet. Daher



kennt sie viele Lörracher jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger. Im Kaufhaus «Sally Knopf» ist ein Fräulein Schwab – damals hat man zu einer unverheirateten Frau Fräulein gesagt – ihre Lehrmeisterin gewesen. Die Mutter von Micky Mischée weiss, dass Fräulein Schwab Jüdin ist; sie will gerne wissen, ob ihre Lehrmeisterin auch abgeholt werden wird. Deshalb schickt sie ihre ältere Tochter Leonie, damals zwölf Jahre alt, auf den Markplatz, um nachzuschauen. Leonie kennt Fräulein Schwab. Leonie nimmt ihre kleine Schwester Micky an der Hand, die beiden Kinder gehen von der Haager Strasse zum Marktplatz.

Micky Mischée hat dem Autor das erzählt, als sie an einer Führung in der Ausstellung «Lörrach im Nationalsozialismus» im Dreiländermuseum (2013) teilgenommen hat. Beim Anblick der Bilder von der Deportation der Juden bricht es aus ihr heraus: «*Da war ich als Kind!*». Sie hat die Bilder nicht gekannt, ist entsetzt. Sie ist eine sehr impulsive Frau und spricht laut über ihr Erlebnis. Alle sind zutiefst beeindruckt.



*Die beiden Bilderzeigen die jüdischen Menschen kurz vor dem Einstieg in die Lastwagen. Sie sind alle mit Mänteln und Hüten gekleidet und mit kleinen Koffern oder Taschen bepackt. Soweit man die Gesichter sehen kann, sind die Mienen ernst. Uniformierte Sicherheitsbeamte achten auf den geordneten Ablauf. (Quelle: Stadtarchiv Lörrach)*

*«Ich weiss es noch wie heute. Leoni sollte nach Fräulein Schwab sehen, die ich als Kind natürlich nicht gekannt habe. Da kamen Lastwagen, ich glaube drei, offene Lastwagen auf den Marktplatz. In Gruppen kamen die Menschen aus der Alten Handelsschule. Auch eine Frau. Sie hatte ein Bastkörbchen bei sich, oben drauf lag ein Brot. Beim Gang zum Lastwagen fiel ihr das Brot auf den Boden, ein SS-Mann oder wer auch immer in der Uniform steckte, trat ihr in den Hintern. Ich war geschockt. Dieses Bild habe ich noch immer im Kopf.»*

Und heute ergänzt sie: *«Warum haben die Nazis die Juden so behandelt? Das ist doch schrecklich.»*

Die Zeitzeugin hat nur gute Erinnerungen an jüdische Menschen, wohnte doch die Familie des jüdischen Arztes Moses nahe neben dem Elternhaus am Eingang der heutigen Haager Strasse. Die Mutter des Arztes Moses hat ihre Familie oft mit frischen Matzen,

einem dünnen ungesäuerten Brotfladen, versorgt. Fräulein Schwab haben die beiden Mädchen beim Abtransport nicht gesehen. Micky Mischée weiss nicht, was aus ihr geworden ist.

Die jüdischen Menschen wurden 1942 nach Auschwitz verfrachtet und dort oder in anderen Konzentrationslagern umgebracht. Eine Stele in der Teichstrasse in Lörrach, zwischen dem Platz der alten Synagoge, am 10. September 1938 zerstört, und der neuen Synagoge in der Rainstrasse erinnert an die deportierten jüdischen Menschen aus Lörrach und Umgebung am 22. Oktober 1940. Auch der Name «Berta Schwab» steht auf der Stele in der Teichstrasse.

Die Deportation der Juden geschah am «helllichten Tag». Wie wenig das die Mehrheit der Bevölkerung getroffen hat, kann man daraus ablesen, dass im folgenden November/Dezember mehrere öffentliche Versteigerungen des Hausrats der Deportierten in Lörrach stattgefunden haben. An den Versteigerungsplätzen drängten sich Scharen von Menschen, um von den angebotenen Haushaltsgegenständen etwas zu erhaschen. Ob wohl von diesen «Schaulustigen» sich niemand die Frage gestellt hat, was mit den Vorbesitzern geschehen ist oder geschehen wird?

*(Text aus: Noe, Hansjörg, Nun kann ich darüber sprechen, Lörracher Heft Nr. 22, Lörrach, 2015.)*

## «Hans im Krieg»

In der folgenden Schilderung aus der Kriegszeit erzähle ich als Schweizer von meinen persönlichen Erinnerungen aus der Sicht eines Kleinkindes. Ich kann nicht mehr mit Sicherheit behaupten, dass alles genauso gewesen war. Ich habe es einfach so erlebt oder so ist es mir mindestens geblieben. Wenn ich dabei nicht immer gerade freundlich von unseren deutschen Nachbarn rede, ist das einfach ein Spiegel jener Zeit. Zum Glück ist heute der unselige Gegensatz zwischen Schweizern und Elsässern auf der einen und Deutschen auf der andern Seite überwunden. Wir reden in der Region Basel vom «Dreiland» und nennen unsere Nachbarn auch nur noch zum Spass mit einem ganz anderen, freundlicheren Klang «d'Schwoobe».

Dass ich das hier erzähle, hat nichts mit einer Abrechnung zu tun. Ich wollte es einfach einmal loswerden und denke, das muss doch möglich sein, ohne alte Wunden aufzureissen. Es kommt mir nicht in den Sinn, meine guten deutschen Freunde, die ich in der Schweiz und jenseits der Grenze habe, in die Nähe von Nazis zu bringen oder ihnen irgendetwas anzuhängen.

Mit etwa fünf, sechs Jahren durfte ich für einige Tage zur Familie Klemm in die Ferien gehen. Das waren Bekannte, die in Riehen an der Inzlingerstrasse wohnten. Frau Klemm war eine gebürtige Deutsche, aber sie redete Schwyzerdütsch. (Das war wohl besser, denn ich war damals allem Hochdeutschen gegenüber sehr misstrauisch). Aus irgendeinem Grund lebte auch ihr Neffe, der Sohn ihrer Schwester aus Hamburg bei diesen Leuten. Er war ein bisschen älter als ich und hiess Adi. Dieser Adi unternahm sehr viel mit mir. So gingen wir auch einmal ins Riehener Schwimmbad. Ich konnte es kaum glauben, als Adi sagte, die Hügel gerade dahinter

gehörten zu Deutschland. Mich schauderte fast, als ich in das Land guckte, in dem nach meiner Meinung alles Böse zu Hause war.

(Die bekannte Schauspielerin und Schriftstellerin Hilde Ziegler wohnte als Kind ja nicht weit weg von dieser Stelle auf deutscher Seite. Sie war gleich alt wie ich. Als ich als Erwachsener ihre berührenden Geschichten aus der Kriegszeit las und hörte, wollte es mich wieder schauern.)

Dann klagte Frau Klemm eines Tages, Hamburg sei bombardiert worden. Sie hatte Angst um ihre Schwester, Adis Mutter. Bald darauf bekam sie einen Brief. Sie zeigte uns den Umschlag, der offensichtlich von den Behörden geöffnet und in auffälliger Weise wieder zugeklebt worden war. Im Brief stand, ihre Schwester sei in der Gegend, sie könne sie an der Inzlinger Grenze zu einem gewissen Zeitpunkt schnell treffen. So spazierten wir später zu dritt die Inzlinger Strasse hinauf und kamen an der Grenze zu einem Schlagbaum. Dort standen zwei Uniformierte. Die entsprachen genau meiner Vorstellung von schrecklichen Nazis, wie ich sie in den Illustrierten gesehen hatte: Zackige Uniformen, glänzende hohe Stiefel und steife Schildmützen mit steiler Front und Abzeichen. Die machten mir gehörig Schiss. Auch die verhasste Hakenkreuzfahne musste ich sehen. Ich hatte furchtbar Herzklopfen und getraute mich nicht nah heran. Dann tauchte die erwartete Frau auf, in ärmlichen Kleidern und mit einem Kopftuch. Die zwei Schwestern fielen sich über die Barriere um den Hals und weinten. Sie konnten nur kurz miteinander reden. Was Adi dabei machte, weiss ich nicht mehr. Auf jeden Fall forderte der eine Offizier die Frauen nach ein paar Augenblicken streng auf, einander loszulassen und das Gespräch zu beenden. Sie bettelten um Verlängerung, doch der Typ blieb unerbittlich und schickte uns fort. Ich hatte mit den zwei Frauen Mitleid und eine Wut auf den «Sauschwoob».

Mein Feindbild «Nazi» war gefestigt.

## «Alle konnten es sehen, wenn sie wollten»

Zum Gegner des Nationalsozialismus, zum «Antinazi», wurde man nicht einfach so. Dazu brauchte es eine besondere Geschichte, besondere Erlebnisse und spezielle Menschen. Für Fritz Epple spielten zwei Personen eine entscheidende Rolle: Der Vater lehrte den Jungen früh, was soziale Gesinnung war. Und der Lehrer in Sissach gab den Schülerinnen und Schülern «Die Moorsoldaten» zu lesen. Dieses Buch war 1935 in Zürich erstmals erschienen und enthielt den aufwühlenden Bericht von Wolfgang Langhoff über dreizehn Monate Haft im Konzentrationslager. Fritz Epple erinnert sich heute an die Lektüre, als wäre es gestern gewesen, und er weiss, dass «Die Moorsoldaten» einen ganz wichtigen Punkt in seinem Leben markieren.

Fritz Epple war vierzehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Aufgewachsen war er in Sissach, dann zog er mit seinen Eltern 1940 nach Liestal. Seine Mutter und sein Vater übernahmen als Pächterehepaar das Restaurant «Reblaube», das in unmittelbarer Nachbarschaft zur Firma Prometheus lag. Sie war damals fest in deutschen Händen und wurde erst nach 1945 – wegen ihrer Rolle während des Dritten Reiches – ein schweizerisches Unternehmen. Prometheus-Elektro-Herde, in markantem grautonigem, leicht marmoriertem Design gehalten, galten bis in die Sechzigerjahre als Schweizer Markenerzeugnis.

Fritz Epple ist sich ganz sicher, dass in der Prometheus deutsche Nazis das Sagen hatten. Er kennt die Namen heute noch: Herbst, der Direktor, Klaus, Sonntag aus der Nicotini – jenem Unternehmen bei der Casinobrücke, das dem Tabak in einem technisch aufwändigen und fürchterlich stinkenden Verfahren das Nikotin entzog –, Schätzle sowie Herfahrt, der nicht in der Prometheus arbeitete, aber sonst zur nationalsozialistischen Clique gehörte, dessen

Tochter kurz vor Kriegsende noch einen Schweizer heiratete und so der Ausweisung zuvorkam – sie alle gaben in Liestal den nationalsozialistischen Ton an. Fritz Epple erinnert sich an die vielen deutschen Nazis, die in der Firma ein- und ausgingen.

Das Zentrum der nationalsozialistischen Gruppe in Liestal war aber nicht die Prometheus. Am Sonnenweg hatte einer der Nazis ein Haus gekauft. Dort, in der Liegenschaft mit der Hausnummer 1, richteten sie ihren Treffpunkt ein, dem gleichnamigen «Deutschen Heim» in Basel nicht unähnlich, aber – natürlich – deutlich kleiner. Ohne irgendwelchen Einspruch war der Kauf möglich gewesen, ungestört konnten sich die Nazis versammeln. So entstanden ein Zweig der NSDAP mit etwa fünfzig Mitgliedern und verschiedene andere NS-Organisationen, darunter eine nationalsozialistische Sportgruppe, deren Grösse auf achtzig Mitglieder geschätzt wird.

Zahlenmässig war das keine riesige Truppe. Aber sie war durchaus umtriebig. Auf der Schauenburg und auf der Burg Sichtern bei Liestal wurden sogar (para-)militärische Übungen abgehalten. Ihr Stammlokal war das Gasthaus «Sonne» mitten im «Stedtli». Deren Wirt, «der Madörin», war Schweizer, aber ebenfalls ein überzeugter Anhänger Hitlers. Für Fritz Epple ist bezeichnend, dass es die «Sonne» heute nicht mehr gibt: Wer sich so weit zum Fenster hinauslehnte, wie es «der Madörin» getan hat, musste sich nach dem Krieg nicht wundern, wenn die Geschäfte nicht mehr gut liefen.

In der «Reblaub» sassen die Arbeiter der Prometheus; die Chefs gingen eher in die «Sonne». Und in der «Reblaub» sass auch der junge Fritz Epple und sah, was sich in der Nachbarschaft tat. Treffen registrierte er, ohne dass er im Einzelnen hätte analysieren können, welchen Zweck sie hatten: Ob Geburtstagsfeier oder Waffenbrüdertreffen, die Nazis gingen ein und aus. Sie trugen keine echten Uniformen, dafür schwarze Kittel, eine Art schwarzen Loden.



Die deutschen Nationalsozialisten in Liestal machten aus ihrer Existenz kein Geheimnis. Das brauchten sie auch gar nicht: Sie waren geduldet, vielerorts sogar ganz gut gelitten. Wer mit ihnen nichts zu tun haben wollte, wusste, wem er aus dem Weg gehen musste. Liestal war eine kleine Stadt, damals wie heute. Man konnte sich gegenseitig, jedem war klar, wer wohin gehörte. Übersehen konnte man die Nazis nicht, dazu warben sie viel zu offensichtlich, dazu traten sie viel zu offensiv auf. Auf dem Hof «Unter St.Romai» bei Lauwil besaßen sie ein Ferienhaus für die «Hitler-Jugend» (HJ) und den «Bund Deutscher Mädel» (BDM). Als Köder für die Deutschen in der Schweiz und als Druckmittel, sich ihnen anzuschliessen, setzten sie zudem Ferienfahrten für Kinder an die Nord- und Ostsee ein. Wer seine Kinder teilnehmen liess, konnte mit Sicherheit den reichsdeutschen Pass behalten. Wer es nicht tat, lief Gefahr, irgendwann unversehens als Staatenloser dazustehen. Längst nicht alle Deutschen liessen sich auf diese billige Art kaufen. Es gab etliche Standhafte. Und wie nicht jeder Schweizer Arbeiter ein Antifaschist war, war auch nicht jeder Unternehmer und jeder Gewerbetreibende zwingend ein Nazifreund. Fritz Epple kann die Namen der Nazigegner wie der Nazifreunde genau aufzählen – immer noch.

Fritz Epple kann sich nicht an grosse Aufmärsche erinnern. Pomp war nicht Sache der Liestaler Nazis, obwohl Angeberei und inszenierte Massenveranstaltungen zum Nationalsozialismus gehörten. Aber auch der Widerstand gegen die Liestaler Nazis war nicht spektakulär. Zumindest sind im Gedächtnis von Fritz Epple keine markanten Widerstandsaktionen haften geblieben. Vielleicht gab es sie auch gar nicht. Vieles deutet darauf hin, dass weder die jüdischen Internierten des Flüchtlingslagers Bienenberg noch jene aus Arisdorf und auch nicht die Nazis der Prometheus wirklich hohe Wellen in Liestal schlugen. Vieles lief in diesem Land im Stillen. Denn die Schweizer Behörden wollten «ein ruhig Volk von Brüdern», um beim übermächtig erscheinenden Nachbarn nicht anzuecken.

Der junge, eben der Schule entwachsene Fritz Epple musste, so wollte es sein Vater, unbedingt eine Berufslehre beginnen. Eine kaufmännische Lehrstelle war nicht zu bekommen, daher arbeitete er als Coiffeurlehrling in Basel an der Heumattstrasse. Ausgerechnet zu einem «Erznazi» hatte es ihn verschlagen; zu einem, der seinem Lehrling gegenüber bemerkte, ihn würde es nicht stören, wenn dieser bei jüdischen Kunden einmal das Rasiermesser ausrutschen liesse. Und seine Handbewegung meinte nicht die Wange des zu Rasierenden. Fritz Epple wird mit knapp achtzig Jahren heute noch wütend, wenn er an seinen Nazi-Lehrmeister denkt. Aber davon zu laufen war für einen Jungen damals keine Alternative. Vielmehr klammerte sich Epple an die kleinen Freuden des schwierigen Alltags: etwa, wenn der Direktor der nahe gelegenen Autogarage «Scheidegger» zum Rasieren kam und ihm zwischen Schaum und Pinsel zuflüsterte: «Duurehebe, Epple, s goht nümme lang, drno komme d Amerikaner, drno isch dä Spuk umme». («Durchhalten, Epple, es dauert nicht mehr lange, dann kommen die Amerikaner, dann ist dieser Spuk vorüber.»)

Quelle: Heiko Haumann, Erik Petry, Julia Richers: *Orte der Erinnerung*.

Christoph Merian Verlag, 2. Auflage 2008. Mit freundlicher Genehmigung von Fitz Epple.

GIOVANNI

## «Ein offenes Haus für Flüchtlinge»

*Giovanni\* wurde 1934 als Sohn einer gebürtigen Österreicherin und eines 1933 eingebürgerten Deutschen in Riehen gegenüber dem Polizeiposten geboren. Seine Mutter versorgte, trotz armer Lebensverhältnisse, zahlreiche Flüchtlinge mit Nahrung oder Kleidung und war daher sowohl bei der Bevölkerung als auch bei der gegenüberüberliegenden Behörde als «Riehener Flüchtlingsmutter» bekannt. Giovanni berichtet über seine Erinnerungen an die Kriegszeit im Schatten der Grenze und das Engagement seiner Mutter.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | August 2015*

### **Meine Kindheit in Riehen**

Gemeinsam mit meiner Schwester bin ich in einem Haus mitten im Dorfkern gegenüber dem Riehener Polizeiposten aufgewachsen. Dort erblickte ich im Jahre 1934 das Licht der Welt. Meine Mutter, eine gebürtige Österreicherin, kam anno 1930 in die Schweiz. Sie heiratete im selben Jahr in Basel. Mein Vater war ein Deutscher. Als die politische Situation sich in Deutschland verschärfte, bemühte er sich im Jahre 1933 in Basel, das Schweizer Bürgerrecht zu erhalten – erfolgreich! Mein Vater war selbständig und führte ein Geschäft und unsere Mutter kümmerte sich um uns und den Haushalt. Schon als ich dreijährig war, hatte ich nur noch Sport im Kopf. Unter anderem ging ich oft auf den Turnplatz der Primarschule Erlensträsschen zum Fussballspielen. Im Winter war Schlittschuh fahren auf dem Eisweiher angesagt. In Riehen lebten damals schätzungsweise



*Die Schmiedgasse in Riehen. Links im Bild – das Geburtshaus von Giovanni.  
Bildaufnahme; ca. 1935 \*Privatbesitz Giovanni*

siebentausend Einwohner und man kannte sich gut im Dorf. Damals gab es diverse Milchservices. Die Milch wurde zum Teil mit dem Auto verteilt. Da ich als Kind den Geruch von Benzin mochte, ging ich gerne mit auf Tour, um die Leute zu beliefern und habe somit jede Ecke und auch viele ältere Leute von Riehen kennengelernt. Ausserdem ging ich häufig auf den Bauernhof zu den Wenks. Heute steht die Migros dort. Im Hof gab es Pferde und Kühe. Dort gingen wir manchmal im Silo Mais stampfen. Dies waren tolle Erlebnisse für mich.

Vier Jahre besuchte ich die Primarschule im Erlensträsschen. Danach die Realschule im Burgschulhaus in Riehen. Im Wintersemester während der Primarschulzeit 1941 mussten wir sogar ins Burgschulhaus wechseln, da die Situation aufgrund des Beschusses Frankreichs nach Deutschland zu gefährlich wurde. Schon vor Kriegsausbruch spürte man eine Bedrückung, auch weil wir so nahe an der Grenze wohnten. Der drei Meter hohe und breite Stacheldraht, überhaupt die ganze Situation, weckte bei uns ein Gefühl von Bedrohung. Wir wussten ja nicht, wie es weiter gehen würde, aber als Kind realisiert man das nicht. Die Bewohner waren allge-



*Die Schmiedgasse in Riehen. Bildaufnahme; ca. 1905 \*Privatbesitz Giovanni*

mein nicht sehr glücklich. Viele Väter mussten in den Aktivdienst der Armee und die Mütter mussten somit selber schauen, wie sie mit uns Kindern über die Runden kamen. Den Erwerbsersatz gab es noch nicht.

### **Die Kriegsjahre in Riehen**

Ich erinnere mich, wie eines Tages Soldaten aus Bern mit ihrer Ausrüstung im Erlensträsschen Schulhaus auf dem Boden sassen. Da wurde mir der Kriegsanfang bewusst. Durch die Angst meines Vaters, dass ein Krieg ausbrechen würde, konnte ich mich ein wenig besser darauf einstellen, falls es tatsächlich zu dieser Situation kommen würde. Die Dimensionen dieses Krieges konnten wir uns aber nicht vorstellen. An einem sonnigen Sonntagmorgen spielte ich auf der Strasse vor unserem Haus und sah plötzlich Flugzeuge am Himmel.

Es waren die Alliierten, welche fälschlicherweise den Güterbahnhof in Basel bombardierten. Die Bomben glänzten regelrecht in der Sonne. Am Nachmittag fuhren wir mit unserem Vater nach



*Die Baselstrasse 34-48. Bildaufnahme; 1932 \*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung*

Basel, um das Ausmass der Bombardierung einzuordnen. Wir mussten zudem nachts die Fenster mit Vorhängen verdunkeln. Der Zusammenhalt der Menschen im Dorf war damals jedoch stärker als heute. Ausserdem erinnere ich mich noch, als Lörrach mit Jagdflugzeugen der Alliierten angegriffen wurde. Wir spielten gerade auf dem Turnplatz Fussball und konnten von dort aus die Angriffe mit verfolgen. Das Schönste am Krieg war, dass niemand mit dem Auto fuhr, da man kein Benzin und keine Reifen mehr erhielt. Die Strassen gehörten uns Kindern. Wenn wir beim Fussballspielen waren und ein Auto vorbei fuhr, ärgerten wir uns darüber.

### **Die «Riehener Flüchtlingsmutter»**

Als die Flüchtlinge in Riehen ankamen, wurden sie mit dem so genannten «Gefangenenwagen» abgeholt und zum Polizeiposten neben unserem Haus gebracht. Danach nahmen die Polizisten ihre Personalien auf und schrieben Rapporte. Vor allem aufgrund von



*Die Baselstrasse. Bildaufnahme; 1934 \*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen,  
Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung*

Verständigungsproblemen ging diese Prozedur immer sehr lange. Da die meisten von ihnen schon tagelang nichts mehr gegessen hatten und meine Mutter sich gut in sie einfühlen konnte, bot sie ihnen wenigstens eine Suppe oder etwas zu trinken an. Sobald nun die Flüchtlinge beim Polizeiposten ankamen, konnte uns die Polizei jederzeit anrufen und meine Mutter bereitete ihnen etwas Warmes zu. Teilweise kamen die Flüchtlinge durch die Wiese, waren völlig durchnässt und hatten nicht einmal mehr Schuhe. Meine Mutter schickte

auch Spendenaufrufe an die «wohlhabenden» Riehener. Sie erhielt daraufhin einmal ein paar Socken. Da meine Eltern den ersten Weltkrieg miterlebt hatten, waren sie sehr sensibilisiert und mitfühlend. Sie wussten, was Krieg bedeutet und hatten das Bedürfnis, zu helfen. Nationalität und Glauben waren unbedeutend. Während der Kriegsjahre wurden viele Flüchtlinge zu uns gebracht, und man meinte, dass wir eine Aussenstelle des Roten Kreuzes seien, was wir jedoch nicht waren. Auch wir selber hatten nie wirklich viel zu essen. Meine Mutter schlief sogar teilweise im Wohnzimmer beim



*Die Wiesenbrücke. Bildaufnahme; 1935 \*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen*

Telefon, damit sie die Anrufe der Polizei jederzeit annehmen konnte. Sie war bestrebt, den Flüchtenden wenigstens ein bisschen Lebensmut zu schenken. Und mein Vater tolerierte ihre Hilfe. Schätzungsweise verpflegte meine Mutter insgesamt 235 Franzosen. Dies wurde von dem Polizeidepartement attestiert. Zudem stellte ihr das französische Konsulat in Basel eine Bescheinigung für ihre Dienste aus, aufgrund derer sie im Jahre 1945 ihre Schwester, die in Bregenz wohnte, für vier Wochen in die Schweiz holen durfte. Österreich war damals von den Franzosen besetzt.

### **Flüchtlinge in unserem Haus**

Wir hatten oft über längere Zeit Flüchtlinge in unserem Haus. An zwei mit polnischer Abstammung kann ich mich noch gut erinnern.



Der eine, Herr A.K, flüchtete im Schlipf über den Stacheldraht in die Schweiz. Obwohl er schon fünfzig Meter auf Schweizer Boden war, schoss ein deutscher Grenzwächter auf ihn und zerschmetterte ihm den Ellenbogen. Danach rettete ihn der Bauer H. Wenk, und er wurde in das Riehener Spital gebracht. Dort verbrachte er eine sehr lange Zeit. Nach seiner Genesung war er immer wieder bei uns zu Hause. Er wanderte später nach Neuseeland aus. Die andere, Frau J.Z., sprang bei der Bettingerstrasse aus einem fahrenden Zug, welcher von Lörrach durch Riehen fuhr. Sie verletzte sich schwer im Gesicht und an der Hüfte, als sie beim Absprung auf der Schranke aufprallte. Der Barrierenwärter wollte sie, da es damals deutsches Gebiet war, in das Wächterhäuschen hineinzerren. Jedoch wurde dies durch eine couragierte Zeitungsfrau verhindert, und so wurde auch sie ins Spital gebracht. Jahrelang ging sie bei uns ein und aus. Sie heiratete später in Basel und kam zeitweise auch als Kundin in mein Geschäft.

### **Auswirkungen des Krieges auf den Alltag**

Als wir uns als Kleinkinder von den Bombardierungen fürchteten, gingen wir nachts zu den Eltern ins Bett. Mein Vater tröstete uns mit den Worten: «Ihr müsst euch nicht fürchten, der General Guisan sorgt dafür, dass sie uns nicht angreifen werden.» Er sah die Realität anders, aber wollte sie uns Kindern nicht erzählen. Wir waren in unserem Alltag sehr eingeschränkt. Da wir während der Kriegsjahre zu wenig Brennmaterial zum Beheizen des Geschäftes meines Vaters hatten, benutzten wir im Winter nur zwei von unseren drei Zimmern. Wir lebten vorwiegend in der Küche, die durch das Kochen erwärmt wurde. Somit konnte das Geschäft genügend beheizt werden. Autos fuhren praktisch nicht mehr und Fahrräder waren auch sehr rar. Jedoch fuhr unter anderem der Migrowagen

nach Riehen und hielt vor der ehemaligen Taubstummenanstalt. Dort konnte man aus verschiedenen Fächern die gewünschten Lebensmittel aussuchen, und der Chauffeur bediente die Kunden. Dies war eine besondere Erfolgsgeschichte, denn damals fuhr Migros zu den Leuten. Meine Eltern waren relativ arm, aber haben uns Kindern trotzdem viel ermöglicht. Während der Kriegszeit waren Nahrung und Kleidung rationiert. Wir erhielten Lebensmittelkarten. Unsere letzten Notreserven waren immer die Hülsenfrüchte! Diese mochten wir nicht besonders. Die Rationalisierung dauerte nach Kriegsende jedoch weiterhin an.

Als ich mit meinem Vater und «Götti» im Zoologischen Garten war, liefen wir über das Viadukt. Dort rief ein Zeitungsverkäufer, dass der Krieg nun vorbei sei. Die Bevölkerung erfreute sich über diese Nachricht und war erleichtert.

\*Name der Person ist der Gedenkstätte bekannt. Er bat darum, dieses Gespräch nicht unter seinem Namen zu veröffentlichen.

## «Rettung durch Familie Steffen»

*Susann Müller Steffen wurde 1937 als Tochter des Basler Sozialisten und Gewerkschafters Ludwig Steffen geboren. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Berta leitete dieser zwischen 1936 und 1938 eine Jugendherberge in Basel, in der jüdische Geflüchtete und politisch Verfolgte Zuflucht fanden. Nach 1938 versteckte und versorgte das Ehepaar Steffen Flüchtlinge in ihrer neuen Bleibe, dem Leonardschulhaus in Basel. Ludwig Steffen war Teil einer Gruppe von Fluchthelfern, die Verfolgte des NS-Regimes über diverse Fluchtwege in die sichere Schweiz brachte. Susann Müller Steffen berichtet über den selbstlosen Einsatz ihrer Eltern, ihre Kriegserfahrungen als Kind und persönliche Schicksale, die sie im Kontakt mit Geflüchteten kennenlernte.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | August 2015*

### Meine Kindheit

Im Jahre 1937 bin ich in Basel geboren. Mein Bruder verstarb als Säugling sieben Jahre vor meiner Geburt. Mein Vater Ludwig war von 1936 bis 1938 Leiter einer Jugendherberge in Basel, die sich im alten Weiherwegschulhaus befand. Er war Mitglied der SP (der sozialdemokratischen Partei) und der Gewerkschaft. Gemeinsam mit meiner Mutter Berta leitete er voller Freude die Herberge. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich, kamen vor allem jüdische Flüchtlinge und politisch Verfolgte zu uns. Die Öffnungszeiten verlängerte mein Vater sogar bis morgens um zwei Uhr, da die Züge bis spät nachts in Basel eintrafen. Am nächsten Morgen musste er jedoch wieder um sieben Uhr arbeiten. Unter diesen Be-

dingungen konnte er nicht mehr lange die Herberge führen. Später wurde mein Vater anno 1938 Schulabwart im Leonardschulhaus in Basel, wo ich meine Kindheit verbrachte. Ich hatte eine Menge Verwandte, und wir trafen uns jeweils sonntags. Dies bedeutete mir viel. Der Familienzusammenhalt und die Solidarität waren uns sehr wichtig, vor allem während der Kriegsjahre. Einerseits hatte ich eine schöne Kindheit, und andererseits war die Angst vor einem deutschen Einmarsch in Basel allgegenwärtig. Das Zusammenleben mit den Flüchtlingen und die Erlebnisse aus der Kriegszeit prägen mein Leben bis heute.

### **Meine Schulzeit**

Ich besuchte die Primarstufe im Petersschulhaus in Basel. Dort mussten wir beispielsweise üben, bei Fliegeralarm unter dem Schreibtisch auszuharren oder zu unserem Schutz in den Keller zu gelangen. Eines Tages stationierte sich die Schweizer Armee im Schulhaus, und wir Schülerinnen wurden beim Nadelberg in Basel an verschiedene Standorte verteilt. Ich hatte in meiner Klasse sechs jüdische Mädchen, welche auch meine Freundinnen waren. Das Schulhaus lag nahe beim jüdischen Viertel, und ausserdem fand im Leonardschulhaus teilweise auch der jüdische Unterricht statt. Somit war mir schon als Kind das Jüdische vertraut. Mein Vater pflegte auch Kontakt zur Jüdischen Flüchtlingshilfe in Basel und konnte dadurch viele Flüchtlinge weitervermitteln.

### **Die Kriegsjahre in Basel**

Für mich hat der Krieg in meiner Erinnerung so begonnen: Als ich eines Morgens aufwachte, weinten meine Eltern. Mein Vater trug eine Uniform. Wahrscheinlich musste er in den Aktivdienst. Ich



*Ludwig und Berta Steffen. Bildaufnahme; 1938 \*Privatbesitz*

wollte mit ihm zum Bahnhof fahren, er sagte mir jedoch, dass es nicht möglich sei, weil dieser ganz abgesperrt war. In meiner kindlichen Vorstellung schlug ich ihm dabei vor, dass er sich beim Einmarsch der Nationalsozialisten einfach hinter einem Baum verstecken solle. Für mich als Kind war dies nicht fassbar. An einem Samstag unternahm ich gemeinsam mit meinem Vater und einer Freundin einen Ausflug. Wir wollten zum Rheinhafen und plötzlich flogen Bomber über uns.

Daraufhin mussten wir Kinder uns auf der Dreirosenbrücke in den Strassengraben werfen. Nach der Bombardierung des Güterbahnhofs bei Basel, trieb es uns am nächsten Tag an den Ort des Geschehens, um das Ausmass des Schadens zu besichtigen. Unsere Fenster mussten wir mit speziellem schwarzem Stoff verdunkeln. Nachts mussten wir uns in der Stadt mit Taschenlampen zurechtfinden, denn auch die Strassenbeleuchtung war ausgeschaltet. Auf zahlreichen Hausdächern in der Schweiz wurden die Häuser mit einem Schweizerkreuz aus Ziegelsteinen gekennzeichnet. Erst durch die Militärpräsenz in der Stadt wurde mir der Krieg sehr bewusst. Natürlich auch, als wir an der deutschen Grenze in der Langen Erlen



*Ludwig beim Hörnli.  
Bildaufnahme; Datum Unbekannt \*Privatbesitz*

während unserer Spaziergänge den Stacheldraht sahen. Ich erinnere mich, als uns bei einem Spaziergang die deutschen Soldaten über den Grenzzaun zuriefen: «Wir holen euch mit dem Staubsauger!» Diese Sprüche waren sehr bedrohlich, aber ein Gespräch meiner Eltern, welches ich zufällig hörte, wirkte noch viel beängstigender auf mich. Da mein Vater auf einer Schwarzen Liste der Nazis verzeichnet war, hätten sie ihn sofort abgeholt. Darum sagte er zu meiner Mutter, dass bei einem Einmarsch der Nationalsozialisten in Basel, er sich selber samt meiner Mutter und mir erschossen würde. Daraufhin weinte meine Mutter, aber mein Vater wusste, was uns bevorstehen könnte und wollte dem zuvorkommen. Die ständige Bedrohung durch die Deutschen war meiner Familie bewusst und bedrückte uns sehr.

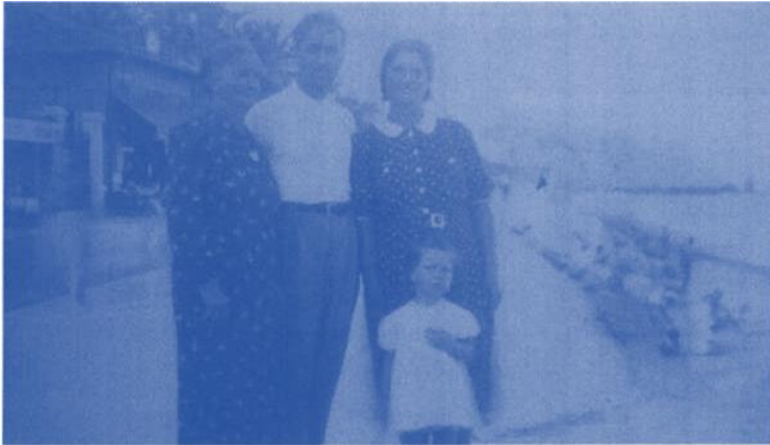
### **Hilfestellung für Flüchtlinge**

Im Parterre des Leonardschulhauses, wo wir wohnten, wurde eine Sanitätsstation eingerichtet. Viele Flüchtlinge, die dort ankamen,



*Susann und ihre Mutter im Schulhof  
Bildaufnahme; 1946 \*Privatbesitz*

wurden zuerst zu uns gebracht. Meine Mutter bereitete ihnen Kaffee zu, verpflegte sie und hatte ein offenes Ohr für ihre Anliegen. Teilweise waren es auch Überlebende, die aus den Konzentrationslagern entkommen sind. Meine Eltern versuchten auch mit den jeweiligen Familien der Personen Kontakt aufzunehmen, um diese zu informieren und möglicherweise nachzuholen. Wir konnten sie im Dachgeschoss des Gebäudes verstecken. Während der Schulstunden mussten sie sich dort aufhalten, und abends kamen sie zum Nachtessen herunter. Manchmal war die Küche voller Leute und man unterhielt sich angeregt über das Geschehene und teilte die Sorgen. Teilweise besorgte meine Mutter ihnen Kleidung oder lieh ihnen Geld. Sie besuchte auch mehrmals den Regierungsrat Fritz Brechbühl und intervenierte teils erfolgreich, sodass manche Flüchtlinge doch bleiben konnten. Die meisten unserer Freunde waren auch Mitglieder der SP und unterstützten uns finanziell bei unseren Hilfstätigkeiten. Mein Vater bildete gemeinsam mit Freunden aus der Partei eine kleine Gruppe, die darauf spezialisiert war, Flüchtlinge aus dem nationalsozialistischen Deutschland über die



*Familie Steffen in Menton, Frankreich. Die letzten Ferien im Ausland vor Kriegsbeginn.  
Bildaufnahme; 1939 \*Privatbesitz*

Grenze zu bringen. Vor allem schloss er sich mit Fritz Ludin und später mit einem deutschen Emigranten, Paul Schlotter, zusammen. Anfangs wurden sie vor allem nach Frankreich gebracht, weil es dort vor dem Einmarsch der Deutschen in Paris noch einigermaßen sicher war. Auch eine Dole zwischen Lörrach-Stetten und Riehen, diente manchmal als Übergang in die Schweiz. Aber auch diese Möglichkeit wurde später verraten. Zudem schwammen auch einige über den Rhein oder über die Wiese. Ein weiterer Fluchtweg war der Arbeiterzug, welcher abends von der Schusterinsel bei Weil über den Badischen Bahnhof ins Wiesental fuhr. Auch viele Riehener benutzten diesen Zug. Darum hielt er für eine kurze Zeit beim Riehener Bahnhof. Mein Vater instruierte die Flüchtenden sich eine Fahrkarte zu kaufen. Danach traf er sich mit ihnen im Wartesaal des Badischen Bahnhofs und konnte nun den weiteren Ablauf ihrer Flucht abstimmen. Wichtig war, dass sie in Riehen nicht auf der Seite des Perrons ausstiegen, da es dort Kontrollen durch deutsche und Schweizer Zöllner gab, sondern auf der ande-





*Susann im Kindergarten  
Bildaufnahme; 1941 \*Privatbesitz*

ren Seite des Zuges. Diese blieb unbeaufsichtigt und war in der Dunkelheit geeigneter, um sich abzusetzen. Auch dort wartete mein Vater oft auf sie, und konnte auf diese Weise sehr viele Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Basel retten. Aber auch dieser Fluchtweg wurde irgendwann verraten und konnte dann nicht mehr benutzt werden.

## Erinnerungen an einzelne Schicksale

Ich kann mich noch an einige erinnern. An einen Gewerkschafter, Herrn Gustav Hurtig, besonders gut. Er besass eine Zündholzschatel, auf der eine kleine Wegbeschreibung eingezeichnet wurde. So gelangte er nach Basel. Dieser Mann entkam einem Konzentrationslager, in dem er von den Nationalsozialisten gefoltert wurde. Er erzählte auch, dass wenn man sich bewegt und durstig ist, man sich einen kleinen Stein unter die Zunge legen soll, denn dieser soll Speichel gegen den Durst bilden. Ein weiteres tragisches Schicksal von einer Familie, die zu uns kam, berührte mich auch. So kam ein Mann mit seinem Kind zu uns. Er schaffte es irgendwie über den Stacheldraht zu flüchten und seine Frau reichte ihm danach das Kind über den Zaun, dabei wurde sie selbst erschossen. Wir kannten auch einen jüdischen Mann, Herrn Leo Sommer aus Wien, der aus Angst aus dem fahrenden Zug beim Badischen Bahnhof herausprang. Viele verletzten sich bei diesem Vorhaben schwer. Aber auch dieser Fluchtweg wurde dann entdeckt. Ein anderer Bekannter floh nachts über die Wiese. Es war Winter, und Schnee lag auf dem Boden. Die deutschen Jagdhunde rochen jedoch seine Fährte nicht, weil er sich mit einem weissen Leintuch bekleidete. Ein Erlebnis hat mich geprägt, heute weiss ich mehr darüber. An einem Morgen im Jahre 1938 betrat ein Mann mit einem kleinen Mädchen an der Hand unsere Jugendherberge. Sie waren ärmlich gekleidet und hungrig. Meine Mutter bat beide an unseren Tisch und Vater wies sie zum Schlafraum. Dort ruhten sie sich erstmals aus. Er besass unsere Adresse und wurde durch jemand an uns zugewiesen. Herr Hermann Klohse war aus Berlin geflüchtet und arbeitete dort zuvor als Metallarbeiter. Auf ihn war eine Kopfprämie von fünftausend Mark ausgesetzt. Nach einer Auseinandersetzung mit SA-Männern verletzte er aus Notwehr einen Obersturmbannführer mit seiner Schusswaffe schwer. Jedoch konnte er entkommen. Da seine Frau ein Techtelmechtel mit einem

Nationalsozialisten hatte, nahm er sein dreijähriges Kind mit sich. Nach fünf Jahren Flucht in Europa mit seiner kleinen Tochter war er erschöpft und sorgte sich um sein Kind. Er wollte seine Frau in Prag wieder finden und meinte, dass er ohne sie nicht leben könne. Das Kind schrie furchtbar, als ihr Vater es bei uns zurückliess und seine Frau aufsuchte. Mein Vater warnte ihn davor, dass die Nationalsozialisten ihn dort erschiessen würden, aber er ging trotzdem. Wochen später kam eine Karte aus Prag, in der er schrieb, dass er angekommen sei. Er floh danach aufgrund der deutschen Besatzung in Tschechien nach Rumänien. Dort wurde er gefangenegenommen und später an der tschechischen Grenze der Gestapo übergeben. Im Jahre 1943 wurde er in einem Berliner Gefängnis durch das Handbeil hingerichtet. Nach Wochen wurde das Kind an eine Schweizer Familie vermittelt und mit viel Liebe aufgezogen. Sie heiratete später in der Schweiz und kam uns nach Kriegsende zweimal besuchen. Dabei hatte sie uns mitgeteilt, dass sie ihre Mutter wieder traf und von dem schrecklichen Schicksal ihres Vaters erfuhr.

### **Kriegsende und die Nachkriegszeit**

Bei Kriegsende ging ich auf die Strasse und die Glocken läuteten überall in der Stadt. Die Erwachsenen weinten. Ich habe das natürlich nicht verstanden, denn es war doch ein Grund zur Freude und nicht zur Trauer. Danach öffneten sich die Grenzen nach Deutschland und Frankreich langsam wieder. Es gab den so genannten «kleinen Grenzverkehr». Als ich zum ersten Mal wieder in Deutschland war, erkannte man den grossen Unterschied zur Schweiz. Die Zugwagen waren beispielsweise total alt oder hatten Schusslöcher. Das Land war vom Krieg geprägt. Nach wenigen Jahren ging das Leben meiner Familie normal weiter. Mein Vater übte bis zur Pensionierung sein Amt als Hauswart des Leonardschulhauses aus.

Wir hatten nach Kriegsende jahrelang viel Kontakt mit den Flüchtlingen, die damals bei uns wohnten. Die meisten sind jedoch bereits verstorben. Eine dieser Familien, namens Löwenthal, blieb in Basel und meine Eltern waren mit ihnen bis zu ihrem Tode befreundet. Zudem bin ich bis heute noch in Kontakt mit einer jüdischen Mitschülerin, mit der ich gemeinsam die Primarschule in Basel besuchte. Einige die wir kannten, wanderten nach England, Amerika und Israel aus. Andere gingen auch nach Österreich zurück. Als mein Vater nach dem Krieg nach Wien reiste, traf er dort zufälligerweise auf der Strasse Herrn Leo Sommer wieder. Er nahm sein Amt als Polizist wieder auf.

Als Kind hatte ich immer grosse Angst, dass die Nationalsozialisten nach Basel einmarschieren würden. Eine Zeit lang schrie ich oft nachts, hatte Alpträume oder bin schlafgewandelt. Mich belastete sehr, dass ich ausser in meinem Familienkreis, nicht über das Geschehen sprechen durfte. Das war sehr schwer für mich. Die Kriegszeit prägte meine Kindheit sehr, aber ich konnte dies im Verlauf der Jahre verarbeiten.

## Nationalsozialisten in Basel

### Deutsche Nationalsozialisten in Basel

Schon lange vor 1930 war es üblich, dass deutsche Staatsbürger, die nahe der Grenze zur Schweiz wohnten, im Nachbarland arbeiteten und oftmals auch gleich in der Schweiz Wohnsitz nahmen. Basel hatte zahlreiche Verbindungen zu Deutschland, denn für die Wirtschaft war der Handel mit dem grossen Nachbarn im Norden äusserst wichtig. Deutsche arbeiteten in den verschiedensten Branchen. In den gut situierten Familien Basels arbeiteten rund 3'000 deutsche Dienstmädchen. In der 1929 gegründeten Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ), deren Sitz sich in Basel befindet, arbeiteten ebenfalls Deutsche und auch der Badische Bahnhof Basel wurde von der Deutschen Reichsbahn betrieben.<sup>1</sup> Es ist also nicht verwunderlich, dass Deutsche in Basel besonders zahlreich vertreten waren. 1932 besaßen 14% der Basler Stadtbevölkerung den deutschen Pass. Die Anwesenheit von 20.000 deutschen Staatsangehörigen erklärte auch die vielen deutschen Vereinigungen in der Rheinstadt. Die AO (Auslandsorganisation der NSDAP) war bemüht, die in Basel ansässigen Deutschen für die NSDAP zu rekrutieren, damit auch sie ihren Teil zum nationalsozialistischen Deutschland beitragen sollten. Die Folge dieser Bemühungen war die Gründung der Ortsgruppe Basel im Jahre 1933, die auch ein eigenes Wappen erhielt.<sup>2</sup>

1 Patrick Kury: Orte der Erinnerung, Basel 1933 bis 1945. In: Haumann, Heiko; Petry, Erik; Richers, Julia (Hg.): *Orte der Erinnerung. Menschen und Schauplätze in der Grenzregion Basel 1933-1945*. Basel 2008, S. 35.

2 Julia Richers: Die «braunen» Gemäuer des heutigen Vorstadttheaters in Basel. In: Haumann, Heiko; Petry, Erik; Richers, Julia (Hg.): *Orte der Erinnerung*.

## Der Badische Bahnhof: Stützpunkt der Ortsgruppe Basel

Der Badische Bahnhof in Basel spielte von 1933 bis 1941 eine bedeutende Rolle für die Nationalsozialisten. Die Bahnhofsgebäude befanden sich im Besitz der Deutschen Reichsbahn, denn das Grossherzogtum Baden hatte bereits 1852 einen Vertrag mit der Eidgenossenschaft abgeschlossen, der den Bahnverkehr zwischen Lörrach und Konstanz regelte. Die Schweiz erlaubte Bau und Betrieb des Streckenabschnitts auf Basler Boden und des Badischen Bahnhofs unter der Bedingung, dass ihre Hoheitsrechte und diejenigen der betroffenen Kantone nicht verletzt wurden. Obwohl die hoheitlichen Aufgaben, wie beispielsweise das Zollwesen, von deutschen Stellen ausgeführt wurden, hatte der Badische Bahnhof keine staatliche Autorität und galt damit rechtlich als privates Gebäude. Der Beschluss des Bundesrates von 1940 im Basler Flaggenstreit<sup>3</sup> wurde durch den Rechtsstatus des Badischen Bahnhofs wesentlich beeinflusst.<sup>4</sup>

## Das «Braune Haus» – Deutsches Heim in Basel

### *Das nationalsozialistische Treiben in der St. Alban-Vorstadt 12*

Die von den in Basel stark vertretenen deutschen Nationalsozialisten organisierten Anlässe, Feste und Parteitreffen fanden bis 1941 im Badischen Bahnhof statt.<sup>5</sup> Doch für die mittlerweile mehr als 4'000 Mitglieder der NSDAP-Ortsgruppe Basel reichten die Räum-

*Menschen und Schauplätze in der Grenzregion Basel 1933-1945.* Basel, 2008, S. 119-122.

3 Vgl. Abschnitt 6.2.

4 M. Stingl: Archivnachrichten Landesarchiv Baden-Württemberg, *Das Hakenkreuz über Basel*, 2005, S. 22.

5 Vgl. Abschnitt 4.3.

lichkeiten des Badischen Bahnhofs nicht mehr aus, weshalb ab dem 7. Dezember 1941 ein Deutsches Heim in der St. Alban-Vorstadt 12 eröffnet wurde. Dies ist eine erstaunliche Tatsache, denn zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs musste die Schweiz stets auf einen Angriff der Deutschen gefasst sein.<sup>6</sup> Doch entgegen der Proteste erhielten die Auslandsdeutschen ihr neues Heim, das neben einem grossen Versammlungssaal mit kompletter Kinoausstattung und einem Lesesaal noch 32 weitere Räume enthielt. Um das Gebäude vor unerwünschten Besuchern zu schützen, stellten die Mitglieder des Deutschen Turn- und Sportvereins rund um die Uhr eine Heimwehr zur Verfügung, die auch Ausdruck der militärischen Körperkultur der Nationalsozialisten war und sämtlichen Anlässen zur Zierde diente. Solche gab es auch in Basel reichlich, die NS-Feiertage, wie beispielsweise Hitlers Geburtstag oder der Jahrestag der Machtergreifung, wurden in Basel genauso zelebriert wie in Deutschland. Daneben fanden viele weitere Anlässe statt; das Spielen nationalsozialistischer Musik wie auch die Vorführung deutscher Propagandafilme gehörten zum Standardprogramm. Natürlich war das Heim auch in damaliger deutscher Manier verziert: Wer das Haus betrat, erblickte sogleich eine Abbildung Hitlers auf einer Glasscheibe<sup>7</sup> und im ganzen Haus hingen Hakenkreuzfahnen, Hitlerportraits und zahlreiche weitere nationalsozialistische Darstellungen.<sup>8</sup>

Man könnte meinen, das Auftreten der Nationalsozialisten hätte abschreckend auf die Basler wirken müssen. Dies mag auch auf einen grossen Teil der Stadtbevölkerung zugetroffen haben. Der abschätzigste Übername «Braunes Haus», wie das grösste Deutsche Heim in

6 Vgl. Abschnitt 4.6.

7 Vgl. Abschnitt 5.3.

8 J. Richers: *Orte der Erinnerung. Die «braunen» Gemäuer des heutigen Vorstadtheaters in Basel*, 2008, S. 119-120.

der Schweiz von der Basler Bevölkerung bald schon genannt wurde, zeigt dies nur allzu deutlich.

Es gab aber auch einige Schweizer Sympathisanten, denn unter den Gästen des Deutschen Heimes befanden sich sowohl prodeutsche Basler als auch einige angesehene Schweizer Familien.<sup>9</sup> Neben Werbung in grossem Rahmen für die deutsche Sache wurden im Deutschen Heim nämlich Informationen ausgetauscht und Kontakte geknüpft. Hinter den von der Heimwehr geschützten Mauern des Deutschen Heimes war dies auch sehr gut möglich. Man war ungestört und unbeobachtet, fühlte sich sicher und hatte von der neutralen Stadt Basel keine Bedrohungen zu befürchten.<sup>10</sup>

9 Datenschutz: Vgl. Abschnitt 3.3.

10 J. Richers: *Orte der Erinnerung, Die «braunen» Gemäuer des heutigen Vorstadttheaters in Basel*, 2008, S. 120-121.



## In der Basler Hitlerjugend

*Frau W.W\* wurde 1932 in Deutschland geboren, verbrachte ihre Kindheit jedoch in Basel. Ihr Vater besass dort ein Geschäft und war Mitglied in der ortsansässigen NSDAP. Während des Krieges war sie Mitglied in der Basler Hitlerjugend und nahm dort an Jugendlagern, sowie Aufmärschen – unter anderem in Freiburg im Breisgau – teil. Frau W.W. berichtet nicht nur über die Kriegsjahre in Basel, sondern auch über die örtlichen Strukturen der Nationalsozialisten, zu denen ihr Vater gehörte.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | August 2015*

### Meine Kindheit

Im Jahre 1932 bin ich in Deutschland geboren. Zusammen mit fünf jüngeren Geschwistern wuchs ich jedoch in Basel auf. Mein Vater besass in Basel ein Geschäft und war Mitglied der NSDAP. Meine Mutter kümmerte sich um uns Kinder und den Haushalt. Wir wohnten in einem historischen und sehr schönen Haus. Ich hatte eine unbeschwertere Kindheit. Zusammen mit den Nachbarskindern konnten wir in den Gassen der Stadt toll miteinander spielen. Ich habe dann die Primarschule in Basel besucht und war glücklich, eine tolle Lehrerin zu haben, von der ich viel lernen konnte. Auch mit einer jüdischen Klassenkameradin hatte ich keine Probleme, wir verstanden uns fernab von der Rassenlehre. In der Schule wurde ich immer akzeptiert und war eine gute Schülerin.

### Die Arbeit meines Vaters

Im Geschäft meines Vaters mussten auch wir Kinder diverse Arbeiten für die NSDAP erledigen und viel mithelfen. Allerdings war

ich noch so jung, dass ich diese Tätigkeiten nicht richtig verstanden habe. Zudem sprachen wir in unserer Familie nicht über den Krieg oder die Judenverfolgung. Auch in der Schule war dies kein grosses Thema. Es bleibt mir jedoch in lebhafter Erinnerung, wie Hitler im Radio gebrüllt hat, und wir Kinder uns bei seiner Rede leise verhalten mussten.

### **Die Basler Hitlerjugend**

Die Basler Hitlerjugend hatte einige hundert Mitglieder. Wir trafen uns immer samstags und mussten meistens eine Uniform tragen. Diese bestand aus einem dunklen Jupe und einer weissen Bluse mit Knöpfen dran. Zusätzlich musste man auch eine Krawatte tragen. Ich erinnere mich, dass wir dort den Lebenslauf von Adolf Hitler, Heinrich Himmler und auch anderen so genannten «Führungskräften» auswendig lernen mussten. Im Sommer hatten wir auch an Lagerveranstaltungen der HJ teilgenommen. Die erste fand nach Kriegsbeginn in Freiburg im Breisgau statt. Es war ein riesiges Zeltlager und es fanden dort grosse Aufmärsche statt. Mit Musikbegleitung und euphorischem Jubel der Bewohner marschierte die HJ durch die Stadt. Bis heute verstehe ich nicht, wie diese Leute behaupten können, dass sie nicht bei diesen Ereignissen dabei waren. Ein weiteres Lager machte ich mit im Jahre 1944 in Österreich. Dort ging es gleich zu und her wie im ersten Lager in Freiburg. Allerdings waren wir dort in einer Kaserne untergebracht. Morgens fand immer der Appell statt, dabei wurde die Hakenkreuzfahne gehisst. Wir sangen auch oft deutsche Volkslieder und beschäftigten uns mit vielen Gedichten. Ich erinnere mich, dass ich einmal den Hitlergruss fälschlicherweise mit der linken Hand ausgeführt habe. Dies brachte mir Ärger. Den Ernst der Lage hatte ich noch nicht verstanden. Während dieser Lagerzeit bin ich jedoch immer sehr hungrig gewesen. Das letzte Lager, an welchem ich teilnahm, fand

im Elsass, Struthof statt. Die Kriegssituation war zu dieser Zeit sehr heikel. Man hörte auch Schiessereien. Eines Tages wurde ein deutscher Jugendlicher sogar direkt an die Front geschickt und konnte nicht mit uns zurückreisen. Nach der Invasion der Alliierten in der Normandie wurde die Propaganda der Deutschen noch stärker. Es stand vielerorts die Aufschrift «Deutsche Räder müssen rollen für den Sieg». An diesen Spruch kann ich mich gut erinnern. Als Kind war die Hitlerjugend für mich mehr den Pfadfindern gleich, und mir war nicht bewusst, zu welchem Zwecke dies eigentlich diente. Zum Glück war ich noch zu jung, um dem so genannten «Bund deutscher Mädels» beitreten zu müssen. Bis zum Kriegsende war ich in der HJ Mitglied.

### **Nazis in Basel**

Der Nationalsozialismus war mit mehreren tausend Mitgliedern in Basel ziemlich stark ausgeprägt. Man wusste, dass sich die Nationalsozialisten beispielsweise im sogenannten «Braunen Haus» trafen. Ihre Veranstaltungen und Versammlungen hatte man natürlich mitbekommen. Zudem wurde der Geburtstag von Hitler auch unter den Nationalsozialisten in Basel gefeiert. Die Bevölkerung wusste wohl von diesen Geschehnissen. Die Tatsache, dass mein Vater Mitglied der NSDAP war, wurde jedoch verschwiegen. Ausser von einigen Nachbarn neben unserem Haus, die davon erfuhren und uns deswegen mieden, wurden wir nicht gross geächtet.

### **Kriegsjahre in Basel**

Wir haben viel durch das Radio erfahren, aber erst nach einem bestimmten Erlebnis wurde mir der Kriegsanfang bewusst.

Mein Vater beschäftigte in seinem Geschäft einen Juden, welcher eines Tages plötzlich verschwunden war. Dies berührte mich, aber eine Antwort zum Grund seines Verschwindens hatte ich nie erhalten. Man sagte mir nur, dass jetzt der Krieg begonnen habe. In der Schule haben wir nicht darüber gesprochen. Allerdings mussten wir immer unsere Fenster mit grossen Vorhängen verdunkeln. Dies wurde sogar vom Luftschutzwart kontrolliert. Ich erinnere mich, als ich nachts gemeinsam mit meiner Schwester mit der Taschenlampe nach Hause laufen musste. In den Gassen war es dadurch sehr dunkel, vor allem im Winter. Im späteren Kriegsverlauf wurde jedoch die Stadt beleuchtet, damit die Alliierten klar die Grenze zu Deutschland erkennen. Auch an die Barrikade mit den Sprengladungen auf der Mittleren Brücke, kann ich mich noch gut erinnern. Die Luftangriffe im Elsass haben wir auch gehört. Von der Dachterrasse aus konnten wir sogar die Bombeneinschläge mitverfolgen. Über die Massenvernichtung der Juden hat man nicht viel erfahren. Bisweilen konnte man jüdische Flüchtlinge in der Stadt sehen. Ich war ja zur Zeit des Krieges noch ein kleines Mädchen. Vor dem Krieg erfuhr ich einmal, dass einer jüdischen Familie in Müllheim das Haus ausgeplündert wurde, und sie vertrieben wurden. Dies erschütterte mich, aber der Alltag ging weiter und brachte andere Themen. Ausser bei der Bombardierung von Mühlhausen verspürte ich sonst keine Angst.

Am Monatsanfang mussten wir uns immer Lebensmittelkarten besorgen. Diese wurden je nach Grösse der Familie verteilt. Wir mussten nicht hungern, aber hatten trotzdem immer zu wenig Brot im Haus. Dadurch haben wir dann mit einem Bäcker unsere Fleischmarken gegen seine Brotmarken umgetauscht. Zu dieser Zeit haben viele Tauschhandel betrieben. Unter Kleidernot mussten wir nicht leiden. Dies hatte aber zur Kriegszeit auch keine Priorität. An einem meiner Geburtstage wünschte ich mir eine Banane. Diese war damals relativ teuer und nicht überall erhältlich. Jedoch offen-

bart dieser Wunsch auch die Lebensmittelknappheit, die während der Kriegsjahre herrschte.

### **Das Kriegsende**

An jenem Morgen des 8. Mai 1945 wurde uns die Nachricht vom Kriegsende in der Schule mitgeteilt. Daraufhin feierten wir diese tolle Neuigkeit gemeinsam als Schulklasse auf dem Marktplatz. Die Glocken läuteten, und wir waren sehr froh, dass nun Frieden herrschte. Damals war ich dreizehnjährig, und man freute sich, dass die Deutschen nicht in Basel einmarschiert sind. Dies hätte schlimme Folgen gehabt. Die Basler Sympathisanten der Nationalsozialisten mussten sich nach Kriegsende mit Äusserungen zurückhalten und hatten ihre Euphorie verloren. Nun sprachen sie nicht mehr offen über einen «Deutschen Sieg».

### **Die Nachkriegszeit**

Einer meiner Cousins ist in Deutschland während der letzten Kriegstage umgekommen. Nach Kriegsende litten wir unter grossen Existenzängsten, da aufgrund unserer politischen Einstellung unsere Zukunft in der Schweiz ungewiss war. Im Jahre 1945 wurde dann tatsächlich entschieden, dass wir als gesamte Familie ausgewiesen werden. Wir konnten diesen Beschluss jedoch zweimal hinauszögern. Da sich meine Eltern anno 1948 scheiden liessen, wurde allerdings der Ausweisungsbeschluss meiner Mutter rückgängig gemacht. Meine Mutter war wieder Basler Bürgerin und somit auch wir Kinder. Die Tatsache, dass meine Mutter nie einer nationalsozialistischen Partei beigetreten war, begünstigte den Entscheid. Mein Vater wurde bei Lörrach nach Deutschland ausgewiesen. Da-

nach musste er für kurze Zeit ins Gefängnis, wurde jedoch bald wieder freigelassen. Manchmal konnten wir im Geheimen unseren Vater nahe der deutschen Grenze von weiter Distanz aus sehen und ihm zuwinken. Danach habe ich ihn dann viele Jahre nicht mehr gesehen. Meine Brüder leisteten die Rekrutenschule und sämtliche WKs in der Schweizer Armee.

*D.S. «Was haben Sie aus diesem Krieg als persönliche Erkenntnis mitgenommen?»*

**Frau W.W\*.** «Man muss gegenüber allen menschlichen Nationalitäten gleich respektvoll sein, auch wenn sie anderer Meinung sind oder anders aussehen. Wichtig ist, dass man zuhört und aufeinander eingeht.»

*«Wie sind sie mit dem Thema Aufarbeitung des Holocaust‘ umgegangen?»*

«Die vielen Verbrechen der Nationalsozialisten sind schrecklich und unverständlich. Wie waren Menschen zu solchen Gräueltaten fähig? Das ganze Bild des Holocaust fügte sich erst im späteren Verlauf meines Lebens zusammen.»

\* Name der Person ist der Gedenkstätte bekannt. Sie bat dieses Gespräch nur mit ihren Initialen zu veröffentlichen.

JEAN-PIERRE MEYLAN

## Ich musste ein ganzes Leben an Sylvain denken

### Die Begegnung mit den Flüchtlingen Beija Schnall-Berlin<sup>1</sup> und ihrem Sohn Sylvain<sup>2</sup>

Als Wissenschaftler habe ich viel mit Erinnerungsberichten zu tun und gelernt, damit kritisch umzugehen. Zwei Erinnerungen aus der Kriegszeit in Basel sind aber bei mir prägend haften geblieben: das Spielen mit einem gleichaltrigen Buben, dessen Namen ich glücklicherweise nie vergessen habe, und der Besuch in einem Internierenheim (Bienenberg, BL), wo mir meine Mutter einen Saal voller Frauen zeigte, die an Nähmaschinen Auftragsarbeiten verrichteten. Ich wusste damals nur, dass Sylvain aus Antwerpen kam und ein jüdisches Kind war, wobei ich mir noch nicht vorstellen konnte, was das bedeutete. Geheimnisvoll raunend wurde damals berichtet, dass Juden verfolgt wurden. Das Motiv zu helfen, war allgemein, aber nicht besonders auf Juden gerichtet. Dieser Umstand war für uns zuerst nicht dominierend, wurde es aber später sehr, als man das Ausmass des Holocausts allmählich begriff. Es war meine Grossmutter Emma Golay-Zipf gewesen, die Beija und Sylvain Schnall auf Anraten eines Arztes zu einem Erholungsaufenthalt in unserem Mansardenstockwerk logiert hat. Hier erinnere ich mich an meine Spiele im Garten mit Sylvain Schnall. Die kantonalen Behörden waren diesbezüglich nicht zu sehr bürokratisch, und im Vergleich zu anderen Kantonen offener. Der Umstand, dass der Kanton von einer Mehrheitsregierung von Sozialdemokraten geleitet wur-

1 \*15.9.1911, Smogorie, PL.

2 \*22.1.1938, Antwerpen, B.

de, half vielen Flüchtlingen – trotz der Hardliner-Politik des Bundes. Soweit die Erinnerung. Bis vor wenigen Jahren wusste ich nichts vom weiteren Schicksal der beiden Schnalls.

Heute sind im Schweizerischen Bundesarchiv die Akten der Internierungen öffentlich online zugänglich. Meine Suche nach den Schnalls war trotz Befürchtungen erfolgreich und plötzlich breitete sich vor mir das Schicksal einer Familie aus, das einen erschauern lässt und nachdenklich macht, dermassen knapp ist sie der Vernichtung entkommen. Nun zu den «hard facts», lassen wir die Akten sprechen:

Der Vater von Sylvain, David Schnall (\*14.1.04, Rozwadow, PL), Pole jüdischer Konfession, war «diamant-kliever» (Diamant-schleifer) in Antwerpen, ein traditioneller Beruf vieler belgischer Juden. Im Aufnahmeprotokoll nach dem «illegalen Grenzübertritt» der Berner Polizei im grenznahen Porrentruy vom 15.2.43 berichtet Beija Schnall, wie sie mit einer anderen Frau und deren Kind im Grenzgebiet bei Bure bei Bauern von einer Armeepatrouille aufgegriffen wurde und im Frauenkloster St. Paul untergebracht wurde (Männer wurde damals sofort inhaftiert). Sie hatte Glück, denn im August beschloss der Bundesrat (Eidgenössische Regierung) die vollständige Rückweisung aller Flüchtlinge – ein Beschluss, der in der Schweiz Proteste auslöste und die Historiographie bis heute beschäftigt. Ihr Mann, mit dem sie keinen Kontakt mehr hatte und für dessen Leben sie sich fürchtete, sei von den Deutschen im belgischen Sammellager Maligne inhaftiert worden und später der Organisation Todt überwiesen worden (Zwangsarbeit beim Festungsbau). Im Wissen von Razzien habe sie keine andere Lösung gefunden, als am 23.1.43 mit dem Zug so nahe an die Schweiz zu fahren als möglich. Die Reise habe 10 Tage gedauert (nur 300 km). Von Belfort (30 km von der Schweizer Grenze) aus habe sie, zu Fuss, in der kalten Winternacht vom 12/13.2.43 die Grenze überquert und Unterschlupf bei Bauern in der Schweiz gefunden, wo sie aufgegriffen wurde.



Über ihre Besitzverhältnisse sagt sie aus: «3 x 20\$ in Banknoten und 3 x 100 FFr», d.h. sie war praktisch mittellos und kannte niemanden in der Schweiz.

Damit begann ihre Odyssee durch die schweizerischen Internierten-Lager, von denen man weiss, dass sie sehr herzlos, kleinlich und militärisch-diszipliniert geführt wurden (Trennung von Männern und Frauen, Feldarbeit, keine Berufsausübung, etc.). Die Stationen waren: Langenbruck (BL), Brissago (TI) und schliesslich Bienenberg (BL). Internierte mussten eine Erklärung unterschreiben, in der ihnen viele Verbote auferlegt wurden: Rayonverbote in den Städte, Verbot bestimmter Gaststätten, keine Veröffentlichungen, Vorträge, Betteln und «alles tun, um möglichst schnell die Schweiz zu verlassen», sich diskret verhalten, sich des «Gastrechtes der Schweiz» würdig zu verhalten, etc. Internierte sollten unsichtbar bleiben. Allfällige Guthaben mussten in gesperrten Bankkonten deponiert werden. Die Konten der Verarmten wurden peinlich genau geführt. Wie kleinlich dies gehandhabt wurde zeigt ein Vorfall: Beija Schnall wollte im Winter im Lager Brissago am Luganersee («Sonnenstube der Schweiz») von ihrem eigenen Konto einen Betrag abheben, um sich Stoff für einen Wintermantel zu kaufen, den sie selber nähen wollte. Das handschriftliche, in einfachem Französisch geschriebenen Gesuch ist erhalten: Jemand schrieb mit dickem Rotstift darunter: «Nein!». Man weiss heute, dass die Interniertenlager von der Armee oft in einer schikanösen Art und Weise verwaltet wurden: der Fall Beija Schnall bestätigt das.

In Basel wurde internierten Frauen gestattet, bezahlte Hausarbeit zu verrichten. So kam Beija nach Basel zu einer Familie Veragut, einem Arzthaushalt, wo sie neben einer anderen Hilfskraft Hausarbeit (sprich als Dienstmädchen) für CHF 80.- p.Mt. verrichten sollte. Weil aber die andere Hilfskraft krankheitshalber ausfiel, lastete die ganze Arbeit auf Beija. Ihr wurde gekündigt. In einer Bas-

ler Polizeiakte wird vermerkt, dass Beija einen «Nervenzusammenbruch» erlitt und vorübergehend im Israelitischen Mädchenheim untergebracht werden sollte, bevor sie ins Interniertenlager Bienenberg zurückgeschickt wird.

Wie der Kontakt zu meiner Grossmutter, die kurz zuvor verwitwet war, entstand, weiss ich nicht. Sicher aber bemühte sie sich, für Beija Schnall und ihrem Sohn die Erlaubnis für einen «medizinisch begründeten Erholungsaufenthalt» in ihrem Hause zu erhalten, wo ihre Tochter, d.h. meine Mutter, auch wohnte. Beija und Sylvain waren ab Januar 1945 in den Mansardenzimmern untergebracht, in denen ich später selber aufwuchs. Auch meine Grossmutter musste für ihren Gast eine Sicherheitserklärung abgeben und für sie haften. Familienintern wurde berichtet, dass meine Grossmutter zu einer Runde von Freundinnen gehörte, die sich diskret absprachen, um Bewilligungen für die temporäre, «sanitäre» Aufnahme von Internierten zu bekommen, Bewilligungen, die sie regelmässig unter medizinischen Vorwänden verlängern liessen und, im Falle einer Absage, bei anderen Gastgeberinnen neu «inszenierten». Fast ein diskretes Netzwerk hilfreicher Frauen. Ärzte halfen augenzwinkernd mit. Die allgemeine private Hilfsbereitschaft war relativ gross, die staatliche von ängstlichem Sicherheitsdenken dominiert. Aus anderen Quellen weiss man, dass z.B. in Riehen bei Basel ein Pfarrer es zustande brachte, dass Hunderte von Personen sich bereit erklärten, freiwillig Flüchtlinge privat unterzubringen. Dieses Verhalten kontrastiert positiv mit dem sehr problematischen Verhalten der Schweiz zur Flüchtlingsfrage im Zweiten Weltkrieg, wie es in den letzten 40 Jahren erforscht und historisch aufgearbeitet wurde.

Im Januar 1945 war Paris schon befreit und Belgien ebenfalls bald darauf. Allerdings kam es im Oberelsass, nahe bei Basel immer

noch zu Kampfhandlungen, wo man das Artilleriefeuer in den Vogesen hörte. Die Schweiz war daran, ihr karitatives Image durch die späte (aber selektive) Aufnahme von kriegsgeschädigten Kindern aufzupolieren. In einem Amateur-Theaterstück musste ich z.B. als Knabe in kurzen Hosen, ärmlich verkleidet, und mit einer rot-weiss-blauen Etiketle um den Hals als Franzosenknabe, ein Flüchtlingskind darstellen.

Das Happy End kam am 12.6.1945, als die neue belgische Legation in Bern einen Sammeltransport nach Belgien organisierte, wo Beija und Sylvain, mit einem kleinen Zehrgeld ausgestattet, repatriiert wurden.

Nachdem ich eine Kopie des Aktenbestandes erhalten hatte, begann ich nach Überlebenden und Nachfahren zu forschen. Die jüdische Gemeinde Antwerpens konnte mir die Adresse des Sohnes von Sylvain Schnall vermitteln. Sylvain selbst und seine Mutter waren schon gestorben. Der Sohn berichtete, dass seine Mutter Beija und sein Vater Sylvain von den Ereignissen so überwältigt gewesen seien, krank geworden und dass sie in ihrem Schmerz nichts mehr hätten wissen wollen von den Umständen der Flucht. Er bat um Verständnis, wenn er es dabei belassen wolle. Selbstverständlich habe ich den Nachfahren angeboten, eine Kopie des gesamten Aktenmaterials auf einer CD-ROM zuzustellen. Das Angebot steht, auch für alle Nachfahren, aber es wurde bis heute nicht genutzt.

Der Fall Schnall hat mich seit meinem Studium nie mehr losgelassen, weshalb ich seit Jahrzehnten der gesamten Historiographie des Flüchtlingsproblems grosse Aufmerksamkeit geschenkt habe, eine Sensibilisierung, die bei mir bis zu den Boatpeople Vietnams und dem Prager Frühling dauerte. Das Wort eines schweizerischen Regierungsmitglieds, wonach «das Boot voll sei» (gemeint von Flüchtlingen) wurde zu einem sprichwörtlichen Unwort einer Kri-

tik an der Flüchtlingspolitik der Schweiz, die bis heute dauert und bei jedem Drama in der Welt regelmässig wieder aufbricht.

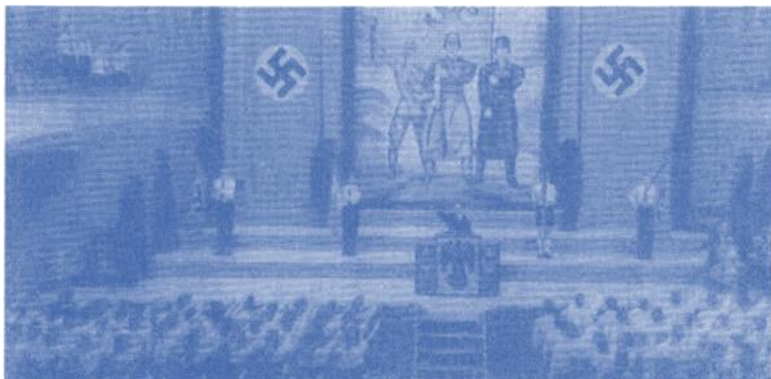
## Deutsche Zeitung in der Schweiz

### Unsere Gedanken sind beim Führer

#### *Der 9. Jahrestag der Machtergreifung in Basel*

Rund eintausend Reichsdeutsche aus Basel und Umgebung fanden sich am 30. Januar im festlich geschmückten grossen Musiksaal des Stadtcasinos ein, um gemeinsam jenen denkwürdigen Tag zu begehen, der für alle Deutschen innerhalb und ausserhalb der Grenzen des Reiches den geschichtlichen Markstein im Leben unseres Volkes bildet, den Tag der Machtergreifung. Wieder einmal hatte Kamerad Sperlich von der Sportgruppe Basel, in deren sichere Hand auch die Durchführung der Veranstaltung gelegt war, seine meisterliche Zunft bewiesen: eine grosse Zeichnung versinnbildlichte die deutsche Wehrmacht, von den Männern der Parteiformationen umgeben. Sie bot einen wirkungsvollen Bühnenabschluss.

Nach dem Einmarsch der Fahnen riefen ein Sprecher und die Sportgruppe im Wechselgespräch den steilen Aufstieg unseres Vaterlandes auf allen Gebieten des völkischen Lebens unter der genialen Leitung des Führers in Erinnerung. Verfasser und Sprecher war Bg. Stolz. Nach einem Lied der Sportgruppe trat Bg. Geiler an das Rednerpult. Der Ortsgruppenleiter gedachte zunächst des 4. Februar, an dem sich zum 6. Male der Tag jährt, an dem unser unvergesslicher Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff in Davos von jüdischer Mörderhand getroffen fiel. Auf seinem Opfergang für die Zukunft unseres Volkes ist ihm während des gegenwärtigen Krieges eine Anzahl von Kameraden aus der Schweiz gefolgt. Seiner, ihrer und aller, die für Deutschland ihr Leben liessen, gedachte die Versammlung unter den Klängen des Liedes vom Guten [sic] Kameraden mit stillem Gruss.



*Machtübernahmefeier im Musiksaal des Stadtcasinos Basel.  
Bildaufnahme; 1942 \* Schweizerische Nationalbibliothek, NB, BERN*

Bg. Geiler hiess dann den Redner des Abends, Gauamtsleiter Bg. Schmidt-Decker von der Zeitung der UD. in Berlin sowie den Reichsvertreter, Generalkonsul Bg. von Hueften willkommen. Mit kurzen historischen Erinnerungen an die Kampfzeit leitete der Ortsgruppenleiter zur gegenwärtigen Kriegslage über. Dass trotz der durch den russischen Winter erzwungenen Abwehrkämpfe im Osten für unsere Gegner kein Grund zum Jubel besteht, weiss jeder Volksgenosse, der die grosse Rede des Führers im Berliner Sportpalast gehört hat. Während der Soldat an der Front und das deutsche Volk in der Heimat alles tun, um zum Endsieg beizutragen, können wir Auslandsdeutsche verhältnismässig wenig an diesem Kampfe teilhaben. Wir können aber unsere Schicksalsverbundenheit mit Front und Heimat Ausdruck geben, indem wir reichlich unser Opfer für das Kriegshilfswerk und das Kriegswinterhilfswerk geben und in unserer inneren und äusseren Haltung ein freudiges Bekenntnis zu Führer und Reich ablegen.

Bg. Schmidt-Decker begann seine Rede mit persönlichen Erinnerungen. Er schilderte die Zeit, da er als Auslandsdeutscher in Südamerika die erste Bekanntschaft mit nationalsozialistischen Ideen machte. Es war eine kleine Schar von Männern, die an einer

Feier der Wintersonnenwende im fernen Argentinien den Schwur ablekten, auch ausserhalb der Grenzen des Reiches dem Führer der neuen Bewegung zu folgen. Die Meldung von der Machtergreifung, die überall im Reich ungeheures Aufsehen erregte und schon damals, trotz der noch bestehenden gegnerischen Parteien, stärkste Zustimmung im Volke fand, wurde im Ausland kaum oder nicht sonderlich beachtet. Kommentare der Auslandspresse gaben dem neuen Kabinett zunächst einige Wochen, später einige Monate bis zu seinem sicher kommenden Rücktritt. Erst nach den arbeitsreichen Monaten des Jahres 1933, die dem Umbau und Ausbau der Grundlagen des neuen Reiches gewidmet waren, nach der Auflösung aller anderen Parteien in Deutschland, nach dem Austritt des Reiches aus dem Völkerbund, begann das Ausland aufzuhorchen. Langsam wurde es schwieriger, Auslandsdeutscher zu sein und sich zu seinem Volke zu bekennen. 1934 kam, das Jahr der planmässigen Erweiterung unserer damaligen Reichswehr, 1935 der erste aussenpolitische Erfolg, die Heimkehr des Saargebietes ins Mutterland, und der entscheidende Schritt, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Reichswehr wurde zur Wehrmacht, die nun wieder alle Waffen ihr eigen nannte. 1936 brachte die Ausdehnung der deutschen Wehrhoheit auf das gesamte Reichsgebiet; das Jubelnde Rheinland sah seit langer Zeit wieder deutsche Truppen in seinem Bereich. Stärker als bisher befasste sich nunmehr das Ausland mit den Verhältnissen im Reich. Bis auf wenige Ausnahmen, die Rufer in der Wüste blieben, ist es dem Ausland aber nicht gelungen, uns zu verstehen. Es hat nicht begriffen, dass es einer neuen inneren Kraft des deutschen Menschen gegenübersteht. «Man hat uns Auslandsdeutsche oft Agenten genannt», sagte der Gauamtsleiter, «Jawohl, wir sind Agenten, aber keine Spitzel und Saboteure, sondern Agenten unserer nationalsozialistischen Haltung.»

Der Redner liess die bisherigen Etappen dieser kriegerischen Auseinandersetzung vorbeiziehen: Polen – Norwegen – Holland,

# Unsere Gedanken sind beim Führer

Der 7. Jahrestag der Machtübernahme in Deutschland

Es ist ein Tag der Geschichte, der uns an die großen Taten des Führers erinnert. In diesem Jahr vor acht Jahren hat er die deutsche Nation wieder in die Welt geführt. Seine Weisheit und sein Mut haben uns den Sieg gebracht. Heute denken wir an die vielen Opfer, die für die Freiheit unserer Heimat gefallen sind. Wir danken dem Führer für sein Werk und für die Zukunft, die er uns geschenkt hat.

Die deutsche Nation hat sich in diesen acht Jahren von der Unterdrückung befreit. Sie hat ihre Freiheit wieder erlangt. Das ist ein großer Erfolg, den wir dem Führer danken. Seine Führung hat uns den Weg gezeigt. Wir sind stolz auf die deutsche Nation und auf den Führer, der sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Die deutsche Nation hat sich in diesen acht Jahren von der Unterdrückung befreit. Sie hat ihre Freiheit wieder erlangt. Das ist ein großer Erfolg, den wir dem Führer danken. Seine Führung hat uns den Weg gezeigt. Wir sind stolz auf die deutsche Nation und auf den Führer, der sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir denken an die vielen Soldaten, die für die Freiheit unserer Heimat gestorben sind. Wir denken an die vielen Arbeiter, die in den Fabriken gearbeitet haben. Wir denken an die vielen Frauen, die die Lasten der Heimat getragen haben. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

## Fest im Glauben an unseren Sieg!

Und die Gewissheit, dass wir den Sieg der Diktatorherrschaft

Wir sind fest im Glauben an unseren Sieg. Wir wissen, dass wir die Freiheit unserer Heimat erlangen werden. Wir danken dem Führer für seine Führung und für die Zukunft, die er uns geschenkt hat. Wir sind stolz auf die deutsche Nation und auf den Führer, der sie zu diesem Sieg geführt hat.

## Berichte

Der Bericht über die Ereignisse in der Schweiz. Die Schweizer Regierung hat sich für die Freiheit der Schweiz eingesetzt. Sie hat die Neutralität der Schweiz gewahrt und die Rechte der Schweizer Bürger geschützt.

Die Schweizer Regierung hat sich für die Freiheit der Schweiz eingesetzt. Sie hat die Neutralität der Schweiz gewahrt und die Rechte der Schweizer Bürger geschützt. Wir danken der Schweizer Regierung für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken der Schweizer Regierung für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.



Abteilungsleiter in Basel: Gross an unsere Ostfronten

## Wander und Käse des Silos

Die Wander und Käse des Silos sind ein beliebtes Gericht in der Schweiz. Sie werden aus Milch und Käse hergestellt und sind ein wichtiger Bestandteil der Schweizer Küche.

Wir danken den Herstellern für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Die Wander und Käse des Silos sind ein beliebtes Gericht in der Schweiz. Sie werden aus Milch und Käse hergestellt und sind ein wichtiger Bestandteil der Schweizer Küche.

Wir danken den Herstellern für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

## Werbereinstellung der DAS

Chemisch-Gesellschaft Dörmann und Wöhrle

Die Werbereinstellung der DAS ist ein wichtiger Bestandteil der Schweizer Werbung. Sie wird von der Chemisch-Gesellschaft Dörmann und Wöhrle durchgeführt.

Wir danken der Chemisch-Gesellschaft Dörmann und Wöhrle für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.

## Gemeinschaftstag

Der Gemeinschaftstag ist ein wichtiger Bestandteil der Schweizer Gemeinschaft. Er wird von der Chemisch-Gesellschaft Dörmann und Wöhrle durchgeführt.

Wir danken der Chemisch-Gesellschaft Dörmann und Wöhrle für ihre Tapferkeit und ihren Mut. Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat.

Wir sind stolz auf die Schweizer Nation und auf die Schweizer Regierung, die sie zu diesem Sieg geführt hat. Wir danken ihnen für ihre Tapferkeit und ihren Mut.



Belgien, Frankreich – Nordafrika – Jugoslawien – Griechenland und Kreta – Russland. Überall ist der Führer und Oberste Befehlshaber durch sein rechtzeitiges blitzschnelles Eingreifen den feindlichen Bedrohungen zuvorgekommen; überall hat aber auch der deutsche Soldat gezeigt, was er zum Schutze seiner Heimat zu leisten imstande ist. Mit dem Krieg im Osten führt unser Volk gegenwärtig den entscheidungsvollsten Kampf in der Geschichte seines nationalen Daseins. In diesem Ringen steht es indes nicht allein, Soldaten von zwölf europäischen Nationen sind ihm zur Seite getreten. Eins ist sicher: Die deutsche Front im Osten hält! Sie hält jetzt im schneereichen kalten Winter, in dem unsere Truppen Unvorstellbares leisten, und sie wird im kommenden Frühjahr und Sommer zu neuem Ansturm antreten, um den Bolschewismus, den Todfeind jeder Kultur, so zu schlagen, dass er die neue Ordnung in einem friedlichen Europa nicht mehr bedrohen kann.

Bg. Geiler machte sich zum Dolmetsch der Anwesenden, als er dem Redner Dank sagte und ihn bat, nach Berlin die Gewissheit mitzunehmen, dass die Gedanken und Herzen der Baseler Auslandsdeutschen bei ihrem Führer und seinen siegreichen Truppen sind und sein werden – jetzt und immerdar. Begeistert stimmte die Menge in das Sieg-Heil auf den Führer ein; die Lieder der Nationen beschlossen die Kundgebung.

Dr. G.

### **Fest im Glauben an unseren Sieg!**

#### ***Gemeinschaft Dörnach – Arlesheim***

Am Sonntag, den 1. Februar, fand sich die Gemeinschaft fast vollständig im «Hotel Ochsen» in Aesch zur Gedenkfeier der Machtergreifung unseres Führers sowie des einjährigen Bestehens der Ge-

### Kapitulation niemals

Wider der Unschlinderen im Lagers

Das ist die letzte Apokalypse der Welt... die Welt ist nicht kapituliert... die Welt ist nicht kapituliert...

### Peter Kreuder spielte

In Dams verurteilt am 27/2/42

Ein Mann, der in Dams verurteilt wurde... ein Mann, der in Dams verurteilt wurde...

Die Welt ist nicht kapituliert... die Welt ist nicht kapituliert...

### Denk an die Freunde

Denk an die Freunde, die mit uns sind... denk an die Freunde, die mit uns sind...

Denk an die Freunde, die mit uns sind... denk an die Freunde, die mit uns sind...

### Treu am Front!

Die Frontsoldaten sind treu... die Frontsoldaten sind treu...

Wir sind geblieben und werden bleiben... wir sind geblieben und werden bleiben...

### Der 30. Januar in St. Gallen

Am 30. Januar 1942... am 30. Januar 1942...

### GGG-Aktion in Bern

Die GGG-Aktion in Bern... die GGG-Aktion in Bern...

### Schweizerische Wochenschrift

Die Schweizerische Wochenschrift... die Schweizerische Wochenschrift...

### Was die Radio sagt?

Was die Radio sagt... was die Radio sagt...



Die Soldaten der 1. Schweizerischen Armee in der Schlacht von St. Gallen.

### Ferngespräche-Compendium

Das Ferngespräche-Compendium... das Ferngespräche-Compendium...

### Letzte Kritik, die letzte Not

Die letzte Kritik, die letzte Not... die letzte Kritik, die letzte Not...



*Nationalsozialisten in Lörrach*

*Bilddaufnahme; 1939 'Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Fotograf: Ernst Schweiss*

meinschaft. Marschmusik eröffnete die Feier. Dann wies der Gemeinschaftsleiter, Bg. Groh, in einer eindrucksvollen Ansprache auf den Sinn des 30. Januar 1933 hin. Ferner streifte er noch die Entwicklung der Gemeinschaft, die vor einem Jahre mit etwa 40 Mitgliedern gegründet wurde und inzwischen auf 250 Mitglieder angewachsen ist und bereits eine Ortsgruppe der DAF, der Frauenschaft sowie einen Standort der HJ aufweist. Ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer, Wehrmacht und Vaterland beschloss die Rede, worauf, kraftvoll gelungen, die Lieder der Nation erklangen.

Einige neue deutsche Wochenschauen machten mit den Geschehnissen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen bekannt. Alle folgten mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorführungen, die musikalisch umrahmt, am Schlüsse mit starkem Beifall aufgenommen wurde. Stunden gemütlichen Beisammenseins folgten.  
Hg.



*Lörracher Stadtkern  
Bildaufnahme; 1935 \*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Verfertiger: Amt für  
Kantons- und Stadtplanung*

### «Führer befehl, wir folgen dir!»

Diese Parole galt für die Feier des Tages der Machtübernahme, die am 31. Januar in Liestal im Restaurant «Zur Sonne» mit einer Beteiligung von 50 Reichsdeutschen stattfand. Der Hoheitsträger begrüßte die Volksgenossen und erinnerte an die gewaltige Rede des Führers am 30. Januar. Es sprach dann der Schulungsleiter über die Zeit von 1914/18 bis heute. Von der Sportgruppe wurden Worte des Führers rezitiert und Gedichte vorgetragen, die mit Liedern der Feier den passenden Rahmen gaben. Die HJ hatte ebenfalls Anteil an der Gestaltung der Feier. Nach den Schlussworten des Hoheitsträgers und der Führerehrung erklangen die Lieder der Nation. Der Fahnenausmarsch beendete die Feier.

B.

# Geglückte Flucht

## Flucht über die Grenze

*Frau B.B.\* wurde 1922 in Freiburg im Breisgau als Tochter eines Professors geboren. Nach dem Tod ihres Vaters 1942 wurde sie von Zuhause fortgeschickt und bekam eine Stelle in Grenzach. Im November 1944 musste Frau B.B. als sogenannte «Halbjüdin» vor der Gestapo in die Schweiz fliehen. Sie überquerte bei Bettingen die «Grüne Grenze» und wurde anschliessend in einem Quarantänelager interniert, bis sie als Haushaltshilfe bei Bekannten, und nach Kriegsende schliesslich als Volontärin bei ihrer ehemaligen Arbeitsstelle in Grenzach arbeiten konnte. Seit 70 Jahren lebt sie in der Schweiz. Frau B.B. berichtet über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung und Verfolgung, sowie über ihre Flucht in die Schweiz.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Juli 2015*

### Meine Kindheit

Ich bin in Freiburg im Breisgau im Jahre 1922 geboren. Zusammen mit zwei Brüdern wuchs ich dort in einem Professorenhaushalt auf. Wir wohnten in einer schönen Villa. Zudem war es eine tolle Wohngegend mit vielen Kindern in der Nachbarschaft. Ich hatte eine schöne Kindheit, und wir lebten in friedlichen Verhältnissen miteinander. Wir Kinder spielten beispielsweise gerne Räuber und Gendarm. Auch die Wanderungen auf den Schauinsland im Schwarzwald bleiben mir in besonders guter Erinnerung. Es war bis zu meinem zwölften Lebensjahr alles sehr ungetrübt. Vier Jahre lang habe ich die Volksschule besucht. Danach die so genannte «Höhere Mädchenschule», welche ich mit der Matura abgeschlossen hatte. Es war eine schöne und bereichernde Schulzeit. Zudem

war ich sportlich und habe viel mit meinen Freunden in der Nachbarschaft unternommen. Dies sind die guten Erinnerungen an meine Jugend. Und da war auch die andere Seite: Wir hatten in der Klasse drei Jüdinnen, die eines Tages einfach verschwanden. In der Schule fragte niemand, wo sie geblieben sind. Es wurde nicht darüber gesprochen. In solchen Situationen hatte ich ja keine andere Wahl. Man musste sich zurückhalten, damit man nicht auffiel. Auch habe ich versucht, das Jüdische so gut es ging zu unterdrücken.

### **Machtübernahme der Nationalsozialisten**

Zuhause wurde viel politisiert, und am Esstisch habe ich durch die Gespräche der Erwachsenen auch selbst viel mitbekommen. Man spürte, dass sich die Zeiten geändert hatten. In der Schule fingen die Kinder an, mich zu fragen ob ich «arisch» sei. Darauf fragte ich meine Eltern ob ich «arabisch» bin? Ich wusste noch nicht, was diese Kinder mich überhaupt fragen wollten. Auch die Diskussionen zuhause hatten sich verändert. Zudem wurde ich in meinem alltäglichen Leben eingeschränkt, weil mir viele Dinge als sogenannte «Halbjüdin» nicht gestattet wurden. Beispielsweise durfte ich die Tanzstunde nicht besuchen. Ich litt sehr darunter. Ich fühlte mich mehr und mehr als Mensch «zweiter Klasse». Da Freiburg eine katholische Universitätsstadt ist, war der Nationalsozialismus dort nie so stark ausgeprägt wie in anderen deutschen Städten. Anfangs waren auch nicht alle Professoren an der Uni vom Nationalsozialismus begeistert. Dies entwickelte sich eher langsam.

Man wusste, dass ich «Halbjüdin» bin. Als ich beispielsweise siebzehn Jahre alt war, wartete stundenlang vor unserem Haus ein junger Verehrer auf mich. Danach kam eine Freundin zu ihm und

fragte ihn, wieso er vor dem Haus der «Halbjüdin» stehe. Dieses Erlebnis verletzte mich sehr und bleibt mir bis heute in Erinnerung.

Vor allem die Kristallnacht im Jahre 1938 war ein furchtbares Erlebnis. Ich ging mit meinem Kindermädchen in die Stadt und wollte in dem besten Tuchgeschäft, welches einem Schweizer Juden gehörte, einkaufen gehen. Doch die SA stand vor dem Geschäft und schrie laut: «Kauft nicht bei Juden, unterstützt das Christentum!» Das Kindermädchen ging trotzdem mit mir in den Laden hinein, aber ich fürchtete mich sehr.

### **Prägende Erlebnisse während den Kriegsjahren**

Als wir einmal zwei Monate lang schulfrei hatten, wurde ich aufgrund einer Strafe in den Schwarzwald geschickt. Dort musste ich Kinder hüten. Während dieser Zeit hatte der Krieg begonnen. Täglich war immer irgendetwas los. Als immer mehr unzählige Soldaten in der Stadt herummarschierten, wurde mir der Kriegsbeginn bewusst. Auch einen Bombenangriff habe ich miterlebt. Es war eine unheimliche und schwere Zeit. Die Lebensmittelversorgung wurde zum Problem. Alles war rationalisiert und eingeschränkt. Nun musste man sich irgendwie organisieren. Mein Vater wusste sehr viel über die Judenverfolgung. Man erfuhr und erlebte viele Dinge, aber man durfte mit keinem Menschen darüber sprechen. Es war eine harte Zeit, vor allem weil ich so jung war, und ich diese Erlebnisse für mich allein behalten musste. An die Zukunft dachte man gar nicht! Man lebte Tag für Tag und war froh, wenn man ihn gut überstanden hatte.

### **Flucht über die Grüne Grenze im November 1944**

Als mein Vater 1942 starb, stellte mich meine Stiefmutter auf die Strasse, und ich durfte nicht mehr nachhause. Daraufhin hatte mir



mein Bruder eine Stelle bei Hoffman La Roche in Grenzach verschafft. Somit zog ich dorthin und fing an zu arbeiten. Ich hatte wenig kaufmännische Kenntnisse, aber der Direktor hatte Verständnis für mich. Trotzdem war es eine harte und einsame Zeit für mich, denn ich vermisste meinen Vater, der mir so viel bedeutet hatte. Eines Tages kam der Direktor zu mir und warnte mich, weil die Gestapo nach mir gefragt hatte, und sie mich in Freiburg schon suchten. In diesem Moment wusste ich, was zu tun war. Es war mir immer bewusst, dass ich irgendwann über die Grenze in die Schweiz fliehen muss. Noch am selben Tag besuchte ich einen Freund. Er gab mir fünfzig Rappen und teilte mir mit, wo ich ungefähr über die Grenze flüchten kann. Zudem schickte er mir Leute, die mir zur Flucht verhelfen sollten. Aber leider hatte ich diese dann verpasst. Ich konnte mich nicht auf die Flucht vorbereiten, und ich kannte mich in dem Gebiet rund um Grenzach doch gar nicht aus. An einem schönen, aber eiskalten Novembertag, machte ich mich auf den Weg von Grenzach in Richtung Neufeld. Nur ungefähr wusste ich, wie ich am besten in Richtung Schweiz laufen muss. Auf dem Hügel stand ein deutscher Soldat, und ich verwickelte ihn in ein Gespräch. Es war eine nette Unterhaltung. In diesem Moment war ich erstaunlich ruhig und fragte ihn, wo die Schweiz sei? Er meinte, dass ich mich in dieser Gegend überhaupt nicht aufhalten dürfte. Er zeigte mir trotzdem die Richtung in die Schweiz zum Zollhaus. Ich sagte ihm, dass ich noch Äpfel von den Bäumen unten am Hang pflücken wolle und machte mich auf den Weg dorthin. Weiter unten, stiess ich auf den nächsten Soldaten. Es war ein kleiner und böse wirkender Mann. Er erinnerte mich an einen Zwerg. Ich sagte ihm, dass ich schon von seinem Kollegen oberhalb des Hügel kontrolliert wurde und somit wollte er nicht einmal mehr meine Papiere ansehen und liess mich weitergehen. Am nächsten Tag schoss er jedoch auf meine Freunde, welche den gleichen Fluchtweg auf sich nahmen. Später sah ich oberhalb des Hügel,



*Zollhaus Bettingen während den Kriegsjahren  
Bildaufnahme; 1940-1945  
, Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, und Amt für Kantons- und Stadtplanung*

auf dem so genannten Lenzen, ein Schweizer Kreuz. Nun wusste ich, wohin ich fliehen musste. Ich liess absichtlich meinen Handschuh fallen, um zu sehen, ob der Soldat mir nachschaute und rannte dann so schnell es ging den Hügel Richtung Schweizerkreuz hinauf. Ich war völlig ausser Atem. Ich entdeckte eine Lücke in dem Stacheldrahtzaun, durch welche ich mich auf Schweizer Boden begab. Dort oben stand ein Mann, welchen ich zur Sicherheit fragte, ob ich nun in der Schweiz sei. Sehr streng meinte er, dass ich mich sofort im Zollhaus von Bettingen melden sollte. Als ich im Zollhaus ankam, teilte ich den Zöllnern mit, dass ich Flüchtling sei und Schutz suche. Leider konnte ich ihnen nicht beweisen, dass ich jüdisch bin und verfolgt werde. Meine kindliche Vorstellung war: «In der Schweiz ist alles gut.» Dies war aber leider nicht der Fall. Daraufhin musste ich mich ausziehen und wurde untersucht. Später bekam ich



*Bettingen während den Kriegsjahren mit Blick über das Dreiländereck  
Bildaufnahme; 1940-1945  
Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung*

dann einen Teller Suppe. Danach kam die Polizei mit ihrem grünen Wagen und fuhr mich zum Polizeiposten nach Riehen hinunter. Die ganze Zeit weinte ich und konnte mich nicht mehr beruhigen. Zudem plagten mich wegen der Aufregung der Flucht starke Kopfschmerzen. Die Polizisten gaben mir dann eine Tasse Kaffee zu trinken. Im Rückblick war mir klar: Wenn ich nicht am selben Tag geflohen wäre, hätte mich die Gestapo abgeholt und in ein Lager gebracht.

### **Die ersten Wochen in Basel – mit nur fünfzig Rappen in der Tasche**

Die erste Zeit war nicht einfach. Von Riehen wurde ich in den Lohnhof Basel gebracht. Dort musste ich diverse Fragebögen aus-



*Polizeiposten Riehen, Schmiedgasse  
Bildaufnahme; ca. 1933 ^Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen,  
Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung*

füllen und wurde in eine Zelle eingesperrt. Nach kurzer Zeit wurde ich aber aus Mitleid wieder rausgelassen. Ein Detektiv brachte mich abends in das so genannte «Zufluchtshaus», wo Frauen mit unehelichen Kindern und Diebinnen untergebracht wurden. Drei Tage musste ich dort verbringen. Danach folgte das Quarantänelager. In diesem Lager waren achtundzwanzig Nationen versammelt, und wir mussten auf Stroh schlafen. Während dieser Zeit empfand ich das menschliche Verhalten schlimmer, als die Flucht selber. Allerdings hatte ich eine Adresse im Kopf von einem Schüler meines Vaters. Ich kontaktierte ihn, und daraufhin kam dessen Frau ins Lager. Sie wollte sich vergewissern, dass ich nicht jüdisch aussah (was ich nicht tat), denn andernfalls könnte sie mich angeblich nicht einstellen. Danach schenkte sie mir hundert Franken. Dies war eine riesige Menge Geld für mich. Der Soldat, der Aufsicht

hatte, war tief beeindruckt. Er nahm mir das Geld nicht weg. Eigentlich war Geldbesitz untersagt, und er hätte es mir beschlagnahmen müssen. Später wurde ich von dem ehemaligen Schüler meines Vaters, einem Unternehmer, als Haushaltshilfe eingestellt und arbeitete in dieser Funktion ein halbes Jahr lang bis Kriegsende in Zürich. Es war allerdings keine einfache Zeit für mich, im Haushalt mit Fr. 90.- Lohn meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. An meinem letzten Arbeitstag lernte ich dort meinen Mann kennen.

### Das Kriegsende

Ich erinnere mich noch, dass die Frau des Unternehmers und ihre Kinder bei Kriegsende Champagner getrunken hatten. Ich war jedoch traurig über das Geschehene der letzten Jahre. Die Nachricht vom Ende des Krieges erfuhren wir durch das Radio. Glücklicherweise gab es für Flüchtlinge nach dem Krieg die Möglichkeit, als Volontär in einem Büro zu arbeiten. Da ich zu Hoffman La Roche immer noch Beziehungen hatte, bewarb ich mich um eine Stelle. Ich erhielt eine Zusage und konnte mir somit wieder eine Existenz aufbauen.

Nun lebe ich schon seit über siebzig Jahren in der Schweiz und fühle ich mich sehr wohl. Ausserdem habe ich hier meinen Mann kennengelernt und eine wunderschöne Ehe mit ihm geführt. Auch eine Tochter ging aus unserer Ehe hervor. Die meisten meiner Freunde sind zwischenzeitlich leider verstorben, aber zu ihnen allen hatte ich über viele Jahre guten Kontakt, auch zu meiner alten Schulklasse in Freiburg. Die tiefen und bereichernden Freundschaften mit sehr wertvollen Menschen, welche während meiner Notzeit entstanden, entpuppten sich im Nachhinein als das Wertvollste, das solch schmerzvolle Situationen in sich tragen.

Nach Kriegsende ging ich mit meinem Mann oft in Bettingen und St. Chrischona spazieren. Meine Flucht habe ich schon längst verarbeitet, und somit ist es kein Problem für mich, diese Orte wieder zu besuchen. Das Leben geht weiter, und es ist wichtig, sich von der schlechten Vergangenheit zu lösen und in die Zukunft zu blicken.

Es gab viele schöne Momente. Vor allem mit meinem Mann und meiner Tochter. Ausserdem habe ich auch schon Urenkelkinder und bin dankbar, für das, was wir uns erarbeitet haben. Das Unangenehme vergisst man im Leben. Als Lehre aus dem Krieg habe ich mitgenommen, dass jeder Mensch das kostbare Gut seiner eigenen unverwechselbaren Persönlichkeit pflegen und verteidigen muss. Wir dürfen unser eigenständiges Denken nicht von anderen Menschen beeinflussen lassen. Wichtig ist, dass man sich immer ein eigenes Bild verschafft und nicht der Masse folgt.

\* Name der Person ist der Gedenkstätte bekannt. Sie bat dieses Gespräch nur mit ihren Initialen zu veröffentlichen.

HEINZ MÜLLER

## Durch Paul Grüniger gerettet

*Heinz Müller wurde 1933 in Wien als Sohn des ursprünglich aus Rumänien stammenden, jüdischen Staatenlosen Tobias Müller-Kohn und seiner Frau Martha geboren. Sein Vater musste nach der Annexion Österreichs aus Wien fliehen und gelangte illegal in die Schweiz, wo er in Diepoldsau in einem Flüchtlingslager interniert wurde. Heinz Müller und seine Mutter flohen wenige Monate später – Ende Dezember 1938 – in die Schweiz und wurden ebenfalls nach Diepoldsau gebracht. Ihre Einreisedaten wurden vom St. Gallener Polizeihauptmann Paul Grüniger nachträglich gefälscht, wodurch ihr Aufenthalt in der Schweiz vorerst bewilligt wurde. Im Juli 1940 wurde die Familie nach Basel überführt, wo der Vater bis 1941 als Koch im Flüchtlingslager im Sommercasino arbeitete und wenig später eine Stelle als Kürschner fand. Heinz Müller berichtet über seine Flucht und den Alltag eines jüdischen Flüchtlingskindes in der Schweiz. [Wieviel hat Grüniger dafür kassiert?](#)*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Juni 2016*

### Meine Kindheit

Im Jahre 1933 bin ich als Sohn von Martha und Tobias Müller-Kohn in Wien geboren. Durch ihre Hochzeit wurde meine Mutter staatenlos, da mein Vater zuvor die rumänische Staatsbürgerschaft verloren hatte, nachdem er dem Aufgebot zum Militärdienst nicht gefolgt war. So war auch ich bereits von Geburt an staatenlos. Als Jugendlicher war mein Vater von Rumänien zu seinen Geschwistern nach Wien gezogen und erlernte dort das Kürschnerhandwerk. Er arbeitete dann im Geschäft der Familie Müller. Meine Mutter kümmerte sich um mich und um den Haushalt, wie es da-



*Heinz Müller mit seinen Eltern Tobias und Marta.  
Bildaufnahme; Diepoldsau, 2. Januar 1939 \*Privatbesitz Heinz Müller*

mals üblich war. Wir haben auf der so genannten «Mazzesinsel» im zweiten Bezirk von Wien gewohnt. An der unteren Augartenstrasse befand sich das Geschäft der Familie Müller und in dessen Hinterhof unsere Wohnung. Ein Ereignis während meiner Kindheit in Wien blieb mir in Erinnerung. Als die Deutsche Wehrmacht beim Anschluss Österreichs durch die Stadt marschierte, führte ihr Aufmarsch auch durch die untere Augartenstrasse. Riesige Menschenmassen jubelten den Deutschen zu und schwenkten dabei mit ihren Hakenkreuzfahnen. Die einmarschierenden Deutschen wurden vom Grossteil der Wiener Bevölkerung euphorisch begrüsst. Mit dem Einmarsch dieser Truppen in Wien wurde Adolf Eichmann «zuständig» für die jüdische Bevölkerung. Als damals der Plan von der Umsiedlung der Juden nach Madagaskar noch im Gespräch war, wurde die jüdische Bevölkerung aufgefordert sich beruflich umzuschulen. Sie sollten dabei Berufe erlernen, die «positiv» seien. Also keine gewerblichen Berufe, damit sie in Madagaskar einer handwerklichen Arbeit nachgehen können, die dem Aufbau dienen wür-





*Der Kinderhort im Sommercasino Basel. Heinz Müller neben dem kleinen Fahrrad.  
Bildaufnahme; Basel 1942/43 \*Privatbesitz Heinz Müller*

de und gebraucht werden konnte. Der Bund jüdischer Frontsoldaten war für die Umsetzung dieses Vorhabens verantwortlich. So wurde mein Vater in einem Umschulungslager zum Koch für Gemeinschaftsküchen ausgebildet. Diese Umschulung hatte viel dazu beigetragen, dass wir dann später in der Schweiz einigermaßen Fuss fassen konnten.

### **Flucht bei Hohenems in die Schweiz 1938**

Mein Vater wurde von einem guten Freund gewarnt, welcher nach dem Anschluss Österreichs bei der SA tätig wurde, dass er auf einer «schwarzen Liste» stehe und darum sofort aus Wien fliehen müsse. Daraufhin ist mein Vater alleine und ohne jegliche Papiere im November 1938 in Richtung Schweiz aufgebrochen. Es war ein sehr kalter und schneereicher Winter. Er war fast einen Monat lang unterwegs. Bei Nacht ist es ihm dann gelungen, bei Hohenems in Österreich, über den zugefrorenen alten Rhein illegal in die Schweiz zu gelangen.



*Heinz Müller – vorderste Reihe links – in Giswil in einem Erholungslager des Kinderhorts.  
Bildaufnahme; Giswil 1942/43 \*Privatbesitz Heinz Müller*

Beim Überqueren des Flusses brach jedoch das Eis und er verstauchte sich dabei den Fuss. Danach lief er auf ein Haus zu, wo ein Licht brannte. Es war zufälligerweise das Haus des Landjägers, also des Polizisten, welcher dort für das Gebiet zuständig war. Dieser schickte ihn nicht direkt wieder an die Grenze zurück, sondern in ein Schweizer Lager in Diepoldsau. Die Ehefrau des Landjägers war zuerst erschrocken, als sie meinen Vater sah. Ihr Bruder war erst kürzlich verstorben und mein Vater glich ihm erstaunlicherweise wie aus dem Gesicht geschnitten. Möglicherweise beeinflusste diese Tatsache auch ihr Handeln.

Auch meine Mutter und ich haben uns dann Ende Dezember 1938 auf den Weg in die Schweiz gemacht. Allerdings nicht auf direktem Wege, denn die Deutschen führten bereits Kontrollen in Österreich durch. Deshalb fuhren wir zuerst mit der Bahn von Wien nach München, danach in Richtung Feldkirch und von dort aus nach Hohenems. Dies war ein grosser Umweg. Um dann über den Rhein zu kommen, mussten wir beim Zollamt die Brücke in Richtung Schweiz überqueren. Dies geschah am 31. Dezember 1938. Aller-



*Tobias Müller mit der Kochmütze in der Küche des Sommercasinos Basel.  
Bildaufnahme; Basel 1941 \*Privatbesitz Heinz Müller*

dings besaßen wir keinerlei Papiere, aber meine Mutter gab mir genaue Anweisungen, wie ich mich verhalten sollte. Sie sagte mir, ich solle bei den Grenzbeamten weinen und sagen, dass ich friere und meinen Vater gerne sehen möchte. Nachdem die Deutschen uns ausgefragt hatten, schickten sie uns weiter. Wir hatten Glück. Wie das alles ablief, weiss ich nicht mehr genau. Vielleicht gab es eine Absprache mit dem Landjäger, der uns geholfen hatte. So gelang uns am helllichten Tage die Flucht in die Schweiz. Schon von Weitem hörten wir die Pfiffe und Rufe meines Vaters. Auch wir wurden dann ins Lager in Diepoldsau gebracht. Während dieser Aufenthaltszeit wurden dann unsere Einreisedaten von Paul Grüninger, der mit der Flüchtlingshilfe St. Gallen zusammenarbeitete, zu unseren Gunsten gefälscht. Dadurch konnten wir zunächst in der Schweiz bleiben, bis wir später fast wieder ausgewiesen wurden.

Zur damaligen Zeit liess man teilweise die Juden noch aus Österreich und aus dem Deutschen Reich hinaus. Sie waren ja über jeden Juden froh, der das Land verliess. Andererseits wurden auch etliche



*Jüdisches Fest im Lager in Diepoldsau. Heinz Müller als Kind mit seiner Mutter in der hintersten Reihe rechts. Bildaufnahme; Diepoldsau 1938/39 \*Privatbesitz Heinz Müller*

Flüchtlinge aus dem Lager wieder zur Grenze bei Hohenems zurückgestellt und somit ausgewiesen.

### **Meine Erinnerungen an das Schweizer Lager in Diepoldsau**

Das Lager in Diepoldsau galt als «Männerlager». Es gab dort nur wenige Frauen, gar keine Familien. Dadurch erhielten meine Mutter und ich die Bewilligung in St. Gallen zur Untermiete bei einer Schweizer Familie zu wohnen. So wurde ich anfangs 1940 dort eingeschult. Mein Vater musste jedoch in Diepoldsau bleiben. Die Belegschaft im Lager wollte zur Passahfeier im Frühling 1939 rituell verpflegt werden. Dieses Fest wurde zur Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten gefeiert. Nun stellte sich die Frage, wer diese Mahlzeit nach ritueller Vorschrift zubereiten könnte. Mein Vater meldete sich, und erklärte sich dazu bereit. Durch die Flüchtlingshilfe in St. Gallen wurde speziell für das Fest eine kleine Küche im Lager eingerichtet, und sie erhielten zudem



*Der Aufenthaltsraum in Diepoldsau. Tobias Müller in der hintersten Reihe – dritter von rechts. Bildaufnahme; Diepoldsau 1939 \*Privatbesitz Heinz Müller*

die Erlaubnis zum Feiern. Normalerweise wurden die Lagerinsassen zur Verpflegung in verschiedene Restaurants im Dorf aufgeteilt, denn sie durften keinerlei Arbeit verrichten. Das Nachgehen von Arbeit hätte bereits als Grund zur Ausweisung genügt. Da sie nun nach dieser Passahfeier eine kleine Küche besaßen, wurde mein Vater als Koch im Lager zugeteilt und konnte somit die Mahlzeiten für die Belegschaft «koscher» zubereiten. In der Zeit als meine Mutter und ich in St. Gallen wohnten, wurde er zudem auch noch in einem zweiten Lager in Gossau als Koch tätig.

## Das Flüchtlingslager im Sommercasino Basel

Eines Tages erhielt mein Vater von der Flüchtlingshilfe die Aufforderung im Sommercasino Basel als Koch zu arbeiten. Das Lager Diepoldsau wurde geschlossen, und in Basel wurde dringend ein Koch gesucht. So sind wir im Juli 1940 nach Basel gekommen. Das Flüchtlingslager im Sommercasino war auch vorwiegend für Einzelpersonen und nicht für Familien gedacht. Es befanden sich noch zwei weitere Lager in der Umgebung von Basel. Das Männerlager Bad Schauenburg und das Frauenlager Bad Bienenberg. Ich wohnte gemeinsam mit meinen Eltern extern im Hinterhof der Sternengasse in Basel, und wir kamen täglich ins Lager. Wir Kinder wurden zwar in den städtischen Schulen eingeschult, aber hatten sonst relativ wenig Kontakt zur Aussenwelt. Unser Leben hat sich vor allem im Kinderhort des Sommercasinos abgespielt. Nach dem Schulunterricht gingen wir Kinder ins Lager. Wir assen und verbrachten den Nachmittag dort. Wir waren schätzungsweise fünfzehn bis zwanzig Kinder. Ausserdem besass das Lager eine Schneiderei und Schusterei. Es wurde dort autark gearbeitet. Der Aufenthalt in Basel war aber sehr restriktiv für die Flüchtlinge, denn es gab strenge Bestimmungen. Wegen Nichtigkeiten wurden Menschen des Landes verwiesen. Zwei Ereignisse blieben mir in diesem Zusammenhang noch in guter Erinnerung: Als ich mit dem kleinen Esswarenlift spielte, welcher von der Küche aus ins Parterre zum Esssaal fuhr, blieb dieser stecken. Daraufhin rannte ich zu meinen Eltern und warnte sie, dass wir Basel verlassen müssen, weil wir sonst ausgewiesen werden. Dies war dann glücklicherweise nicht der Fall, aber durch die Angst, dass ich etwas kaputt gemacht habe, stellte ich mir dieses Szenario so vor. Oder: als meine Eltern an einem Samstagabend erst später zurückkamen, dachte ich als achtjähriger Knabe, dass meine Eltern bereits verhaftet und ausgewiesen wären, während ich dabei alleine zurückbleiben muss-

## FRAGEBOGEN

V. S. I. A.

Name: **M ü l l e r** Vorname: **Tobias** Nationalität: **Rumäne**  
 Geb.am **17. VII. 1907** in **Sadagora** keine Pass  
 in **Rumänien** Pass Noalter Pass **gültig bis**  
 Beruf: **Kürschnergehilfe** **ungültig**  
 Früherer Wohnort und wie lange: **Seit 1920 immer in Wien gelebt**  
**Wien, II., Untere Augartenstr. 8**  
 Ausreise aus Deutschland am **10. XII. 38** Grund: **Existenzlosigkeit**  
**Wurde von der Gestapo**  
 Seitheriger Aufenthalt: **gesucht und musste Wien**  
**fluchtartig verlassen**  
 Schweiz eingereist am: **11. XII. 1938** Grenzstelle: **Diepoldsau**  
 Familienbestand: **verheiratet**

Name: Vorname: Geburtsort: Geburtsdatum: Beruf:

Innegehabte Stellungen und Referenzen: **Kohn Julius, Wien, VII., Joanelli-**  
**gasse 3, Mutter Sigmund Javets, Wien, II., Schiffamtsgasse 6**

Sprachkenntnisse: **deutsch** Verfügbare Mittel: **keine**

Bisher unterstützt von: **keins**

Absichten: **Eine Tante der Frau des Obgenannten in U.S.A. versucht alles um**  
**Obgenannten eine Kinreise nach U.S.A. zu beschaffen. Weiters hat sich der**  
**Obgenannte bei der Organisation der jüdischen Frontsoldaten in Wien I.,**

Verwandte ausserhalb Deutschlands (Adresse, Name, Grad der Verwandtschaft)  
**swecks Auswanderung nach Australien und Paraguay angemeldet,**

St.Gallen, den **12. Dezember**

1938

Unterschrift:

*Müller Tobias*

Bemerkungen: **Laut Rücksprache mit Herrn Polizei Hauptmann Grüninger**

Wohnt: **Diepoldsau**

Tobias Müller - Fragebogen der jüdischen Flüchtlingshilfe in St. Gallen aus dem Jahre 1938. Siehe Bemerkung: Laut Rücksprache mit Herrn Polizei Hauptmann Grüninger.

R- 17 JAN. 1939

FRAGEBOGEN

707a/b

V. S. H. A.  
Name: **M ü l l e r** Vorname: **Martha** Nationalität: **staatenlos**  
geb. am **24.XII.1910** in **Hollerbrun** Pass No. **\_\_\_\_\_** gültig bis **\_\_\_\_\_**  
Beruf: **Modistin**,  
Früherer Wohnort und wie lange: **Wien II., Untere -Augartenstr.5**  
Ausreise aus Deutschland am **30.Des.1938** Grund: **Furcht vor Verhaftung, Ausw**  
Seitheriger Aufenthalt: **Schweiz**  
Schweiz eingereist am: **31.Des.1938** Grenzstelle: **Diepoldsau**  
Familienbestand: **verheiratet**  
Name: **MÜLLER** Vorname: **HEINZ** Geburtsort: **Wien IX.** Geburtsdatum: **11.XII.1933** Beruf: **Kaufmann**  
Kind:  
**M ü l l e r** **Heinz** **Wien** **11.XII.1933.**

obv

Innegerhete Stellungen und Referenzen: **Wien XX., Jägerstr.45, Weiss Fritz**  
**Kohn Julius Wien VI., Gumpendorferstr.45**  
Sprachkenntnisse: **englisch** Verfügbare Mittel: **keine**  
Bisher unterstützt von: **nein**  
Absichten: **Beabsichtige mit meinen Mann nach Uebersee auszuwandern.**

Verwandte ausserhalb Deutschlands (Adresse, Name, Grad der Verwandtschaft):

St.Gallen, den **2.Jänner** **1939.**

Unterschrift:

*Martha Müller*

Bemerkungen: **Laut Rücksprache mit Herrn Polizei Hauptmann Grüninger**

Wohnen: **Diepoldsau**

Martha Müller - Fragebogen der jüdischen Flüchtlingshilfe in St. Gallen aus dem Jahre 1939. Siehe Bemerkung: Laut Rücksprache mit Herrn Polizei Hauptmann Grüninger.



St. 7. K. 2. 3. F.

Reg. No. 2179.

Name: MUELLER

Vorname: HEINZ K

Z. L. No.

P. A. No. 857745

Geburtsdatum, Tag: 11. Monat: 12. Jahr: 1933

Geburtsort, Ort: Wien Land: Oesterreich

Zivilstand: 1 Konfession: röm. K.

Nationalität: staatenlos Rumäne

Ganz unterstützt: - - Nur betreut: ja

Beruf, früher: Schüler

neu zugelant:

Einreise in die Schweiz, Monat: Dez. Jahr: 38

von: Wien

Adresse in der Schweiz am 1. Nov. 45: Glockengasse 4 Basel

(Adressenänderung rückseitig)

Von Verwandten befinden sich ebenfalls in der Schweiz:

Ehegatte : Vorname:

Kind : "

Vater : " Tobias

Mutter: : " Marta

Geschwister : "

Bemerkungen:

B3

Ausg eicht am: nach:

Personalienaufnahme von Heinz Müller.

**Erstreckung der Frist zur Ausreise aus der Schweiz  
Prolongation de délai de départ de Suisse**

Eidg. F. P. — Pol. féd. étr.  
No 857745 121/10

Kanton — Canton  
No 1955 1975  
2331

Kant. Antrag — Prop. d.  
vom — du 10.0.43



Die eidg. Fremdenpolizei, nach Prüfung der Akten  
La Police fédérale des étrangers, après examen du dossier

**Müller, Jakob**, geboren 1. Juli 1907, mit **Heidemaria**, geb. Lohr  
geboren 26. Dezember 1910, und **Elisabeth**, geboren 11. November 1933,  
Staatslos

teilt folgendes mit: — communique ce qui suit:

Die angesetzte Frist zur Ausreise wird erstreckt bis 31. Januar 1943, zur Vorbereitung der Ausreise.  
Le délai de départ de Suisse est reporté au 31. Janvier 1943, pour la préparation de l'émigration.  
A. Schmid, Leuchttel, bis 31. Oktober 1943 gewerbet. Stellenwechsel ohne Bewilligung der eidg. Fremdenpolizei verboten. Ehefrau und Kind. Jede Erwerbstätigkeit verboten.

**Erwerbstätigkeit verboten — Défense d'exercer une activité lucrative**

Bemerkungen: — Remarques: Polizeibewilligung

Sie ersuchen Sie, von der Polizeibewilligung die zugehenden.

Verband eidgenössischer Flüchtlingshilfen, Inventarstr. 77, Zürich, z.K.  
Kind der Auswandererfonds regelmässig bedient?

Gebühr des Kantons Fr. — Taxe cantonale fr.

Gebühr der eidg. F. P. Fr. — Taxe de la pol. féd. étr. fr. 0.—  
(durch die Kant. Behörde zu erstatten — à prélever par l'autorité cant.)

Beilagen: — Annexes:

Département de Police, Leuchttel (35744).  
lettre de l'Office cant. du travail en retour.

**EIDGENÖSSISCHE FREMDENPOLIZEI  
POLICE FÉDÉRALE DES ÉTRANGERS**

sig. Güggj

Geh. an: — Communiqué à:

Gesuchsteller — Requérant Josef Müller, c/o Mathias Schmid 116, Leuchttel

Dossier

Kanton — Canton dt. Ob- u. Nidwalden

Gemeinde — Commune \*\*\*Popo m. Bundesle Fremdenpolizei, Basel (36337)

Missachtung der Ausreisefrist, Verfolgung eines andern Aufenthaltsweges oder die Widerhandlung gegen andere Bedingungen werden bestraft (Art. 23 des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer vom 26. März 1931); ausserdem kann der Ausländer für dauernd aus der Schweiz ausgewiesen werden. — L'étranger qui demeure en Suisse au delà du délai de départ qui lui a été fixé ou qui y séjourne dans un autre dessein que celui pour lequel la police des étrangers a réservé son autorisation expresse ou qui n'observe pas les conditions liées à son autorisation sera puni (Art. 23 de la loi fédérale sur le séjour et l'établissement des étrangers, du 26 mars 1931); il pourra en outre être expulsé définitivement de Suisse.

Eidg. F. P. — Pol. féd. étr. N° 857745 121/10

Kanton — Canton N° 1955 1975  
2331

**Empfangsbestätigung — Accusé de réception**

Dieser Unterschriftene bestfellig, die Ausreiseverfügung der eidgenössischen Fremdenpolizei vom 25. August 1943  
empfangen zu haben. — L' soussigné certifie que le délai de départ fixé par la Police fédérale des étrangers le  
lui a été notifié.

Datum: — Date:

Unterschrift: — Signature:

**Nachfolgende Angaben dienen lediglich zu statistischen Zwecken der eidgenössischen Fremdenpolizei. Ausführliche Angaben über den Aufenthaltsweg, bzw. die berufliche Tätigkeit**

siehe oben

Sind gültige, ungelöste oder keine \* Ausreisepapiere vorhanden.

Früher ergangene Entschiede der eidg. Fremdenpolizei 10.0.43 Nr. 102 11.0.43

\* Das Zutreffende ist zu unterstreichen.

337 d/kr — 49020

*Familie Müller - Erstreckung der Frist zur Ausreise aus der Schweiz - Dokumente der Eidgenössischen Fremdenpolizei aus dem Jahre 1943.*

Dies waren typische Erlebnisse, die veranschaulichen, wie enorm hoch der psychische Druck war, unter dem wir standen.

Mein Vater arbeitete dann noch bis Mitte 1941 als Koch im Sommercasino Basel. Jedoch wollte er wieder auf seinem Erstberuf als Kürschner arbeiten und erhielt dann auch eine saisonale Stelle beim Pelzhaus Sannitz in Basel. Später nahm er eine Arbeitsstelle in Neuchâtel an, während meine Mutter und ich in Basel blieben. Diesem Umstand verdanken wir, dass wir im Jahre 1941 unabhängig von der Flüchtlingshilfe geworden sind. Noch vor Kriegsende wurde mein Vater Atelierchef bei der Firma Merz in Basel, und wir zogen in die Glockengasse um. Ich war zwölf Jahre alt als der Krieg zu Ende ging.

### Die Nachkriegszeit

Auch der Bruder meiner Mutter war von Wien in die Schweiz geflüchtet und hat dadurch überlebt. Mein Grossvater mütterlicherseits ist im KZ Dachau gestorben. Einige meiner Verwandten wurden bereits nach der Reichskristallnacht eingesperrt, besaßen jedoch Papiere. Dadurch konnten sie nach ein paar Wochen das Lager verlassen. Sie sind dann nach Amerika oder England ausgewandert. Unsere Familie ist sonst «glimpflich» der Judenvernichtung entkommen.

Mein Vater arbeitete nach der Kriegszeit selbständig als Kürschner, und wir blieben in Basel wohnhaft. Im Jahre 1946 habe ich dann in der grossen Basler Synagoge meine Bar Mitzwa gefeiert, zeitgleich mit dem ersten Zionistenkongress nach Kriegsende in Basel. In den Folgejahren erlernte ich den Beruf des Damenschneiders und besuchte 1953 zum ersten Mal seit unserer Flucht wieder Wien. Es interessierte mich allerdings überhaupt nicht, wo ich damals gewohnt habe. Diese Erinnerungen lagen bereits zu weit hinter mir.

**Erstreckung der Frist zur Ausreise aus der Schweiz  
Prolongation de délai de départ de Suisse**

17. JULI 1943

Eidg. F. P. — Pol. féd. étr. No. **857745 Lz** Kanton — Canton No. **1955, 1975,** Kant. Antrag — Prop. d. canton vom — du **20.1.43** Bern — Bâle No. **16.3.43**  
**2331**

Die eidg. Fremdenpolizei, nach Prüfung der Akten  
La Police fédérale des étrangers, après examen du dossier

**Hilflos Tobias, geboren 17. Juli 1907, stammbesitzend mit Hedera Martha geb. Kahn, geboren 24. Dezember 1910, und Hildi Hains, geboren 11. Dezember 1933**

teilt folgendes mit: — communique ce qui suit:

Die angesetzte Frist zur Ausreise wird erstreckt bis **31. Juli 1943** Vorbereitung der Auswanderung und  
Le délai de départ de Suisse est reporté au **Beteiligung als Mitnehmer in der Ba. A. Schmid**  
**Sohn, Rue des Beaux-Arts 3, Hohenburg.**

*Jede andere*  
Erwerbstätigkeit verboten — Défense d'exercer une activité lucrative

Bemerkungen: — Remarques: **Toleranzbewilligung**

**Yvrain Schwida, Israel, Arzempfleren, Zürich. Wollen Sie uns bitte die Abrechnung über die Einkünfte des Obgenannten zukommen lassen.**

Gebühr des Kantons Fr. — Taxe cantonale fr.  
Gebühr der eidg. F. P. Fr. — Taxe de la pol. féd. étr. fr. **6.—**  
(durch die kant. Behörde zu erheben) — à prélever par l'autorité cant.

Beilagen: — Annexes: **1 Ausweis D**

EIDGENÖSSISCHE FREMDENPOLIZEI  
POLICE FÉDÉRALE DES ÉTRANGERS

Département de Police, Huchstättel; les conditions de  
tolérance sont réglées d'entente avec le Ct. de St.Gallen  
Gültig an: — Commencé au: **2 lettres au retour.**

Gesuchsteller — Requérant: **Tobias Müller, Rue Fourtolds 3, Hohenburg**

Statistik Kanton — Canton **St.Gallen**

Statistique Gemeinde — Commune

••• **Kantonale Fremdenpolizei Basel-Stadt/Aktenno. 36937**

Zentralleitung der Arbeitslager, Zürich (1361) in Beantwortung

Wiederholung des Aufenthaltszweckes oder die Wiederhandlung gegen andere Bedingungen werden bestraft (Art. 23 des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer vom 26. März 1931); ausserdem kann der Ausländer für dauernd aus der Schweiz ausgewiesen werden. — L'étranger qui demeure en Suisse au delà du délai de départ qui lui a été fixé ou qui y séjourne dans un autre dessein que celui pour lequel la police des étrangers a réservé son autorisation expresse ou qui n'observe pas les conditions liées à son autorisation sera puni (Art. 23 de la loi fédérale sur le séjour et l'établissement des étrangers, du 26 mars 1931); il pourra en outre être expulsé définitivement de Suisse.

Eidg. F. P. — Pol. féd. étr. No. **857745 Lz** Kanton — Canton No. **1955, 1975**  
**Empfangsbestätigung — Accusé de réception** **2331**

D or Unterzeichnete bestätigt, die Ausreiseverfügung der eidgenössischen Fremdenpolizei vom **16.3.43**  
empfangen zu haben. — L'assigné certifie que le délai de départ fixé par la Police fédérale des étrangers le  
lui a été notifié.

Datum: — Date: ..... Unterschrift: — Signature: .....

Nachfolgende Angaben dienen lediglich zu statistischen Zwecken der eidgenössischen Fremdenpolizei. Ausführliche Angaben über den Aufenthaltszweck, bzw. die berufliche Tätigkeit

**nicht oben**

Sind gültige, ungültige oder keine\* Ausreisepapiere vorhanden.  
Früher ergangene Entschelde der eidg. Fremdenpolizei

**21.8.42 Fr. bis 31.1.43**

**StG 22.4.40**

\* Das Zutreffende ist zu unterstreichen.

333 d/N — 49007

der Flüchtlingshilfe St. Gallen

19 JUL 1940

17. Juli 1940

- rm./ko.
- 1.) Kantonale Fremdenpolizei St. Gallen
  - 2.) Einwohnerkontrolle St. Gallen
  - 3.) Kantonale Fremdenpolizei Basel Stadt
  - 4.) Verband S.I.A. Zürich
  - 5.) Jüdische Fürsorge Basel

Betrifft: Müller Tobias, Martha, u. Heins.

Obgenannte Emigrantenfamilie begab sich am 14. Juli 1940 im Einvernehmen mit der Kantonalen Fremdenpolizei St. Gallen, sowie der Kantonalen Fremdenpolizei Basel Stadt nach Basel, woselbst Müller Tobias in der dortigen Emigrantenküche im Sommercasino tätig sein wird.

Die Kantonale Fremdenpolizei St. Gallen erklärt sich einverstanden, die Familie Müller wieder in den Kanton St. Gallen zurückzunehmen, sobald er in Basel nicht mehr benötigt wird.

Dies zur gefl. gegenseitigen Information.

Hochachtungsvoll

*G. G. G. G.*  
*G. G. G. G.*

Präsident	
Fürsorgeleiter	
Verb. Kass. Beaufh.	
Fürs. Kass. Beaufh.	
Der. Kass. Beaufh.	
Ablauf	

Israelitische Flüchtlingshilfe  
St. Gallen

Telephon:

Leitung, Kassa 2 26 89

Auswanderung 2 26 86

19 JUL 1940

St. Gallen, 17. Juli 1940  
Teufenerstrasse 10

Unser Zeichen: rm./ko.

V. S. I. A. Zürich

Betrifft: Müller Tobias, Martha u. Heins, statistische Bearbeitung.

Bezugnehmend auf die Ihnen heute übermittelte Meldung, wonach obgenannte Familie am 14. Juli 1940 nach Basel reiste, teilen wir ergänzend folgendes mit:

Nachdem es sich voraussichtlich um einen längeren Aufenthalt in Basel handelt, werden wir diese Familie bei den statistischen Arbeiten ab 14. Juli a. c. als von uns "nicht mehr unterstützt" führen.

Demnach müsste die Jüdische Fürsorge Basel die Familie Müller statistisch ab diesem Tage bearbeiten.

Sollte von Ihnen keine diesbezügl. Rückantwort erfolgen, so nehmen wir an, dass Sie damit einverstanden sind. - In diesem Falle müssten allerdings Basel informiert werden.

Präsident	
Fürsorgeleiter	
Verb. Kass. Beaufh.	
Fürs. Kass. Beaufh.	
Der. Kass. Beaufh.	
Ablauf	

Hochachtungsvoll

*G. G. G. G.*

In Wien arbeitete ich zwei Jahre lang als «Hilfsschaliach» und Leiter unseres «Heims» (Ken) der jüdischen Jugendbewegung «Haschomer Hazair». In dieser Zeit gab es auch Transporte von Juden aus Ungarn. Um sie für ihre Auswanderung nach Israel vorzubereiten, war ich sehr oft im Rothschildspital, wo diese Neuankömmlinge untergebracht wurden. Ich selber stand auch kurz vor einer Auswanderung nach Israel. Durch meine Erkrankung an Knochentuberkulose änderten sich aber meine ganzen Pläne, und ich wurde für 33 Monate in Davos behandelt. Aber bis heute treffe ich mich mit meinen Freunden aus der Jugendbewegung und aus dem damaligen Kinderhort in Basel. Diese Freundschaften prägten mein ganzes Leben, denn unser Zusammenhalt war sehr gross und für mich von tiefer Bedeutung. Im Jahre 1961 wurde ich Schweizer Bürger.

DR. ERNST FOLLENDER

## Flucht von Wien nach Basel

Dr. Ernst Follender (1910-1991)

«In Wien, der Stadt, in der ich geboren wurde, aufwuchs und meine Studien abgeschlossen habe, erlebte ich im März 1938 den rasenden Jubel der Bevölkerung beim Einmarsch Hitlers mit seinem dröhnenden Gefolge. Ich sah den gefährlichen Rausch des Kleinbürgers, der seinen eigenen Unterdrücker feiert. Der kollektiven Hysterie folgte rasch die vielfältige Demütigung und organisierte Misshandlung der nun rechtlos gewordenen Juden durch Profiteure, Denunzianten und Plünderer. Das alles weiss die Welt und sie soll nicht vergessen, dass es dieses gleiche Österreich war, dass nach dem Krieg sich als erstes Opfer Hitlers hinstellen durfte, und dass die alliierten Sieger diese dreiste Geschichtsfälschung im Staatsvertrag von 1955 anerkannt haben.

Bis in den November 1938 blieb ich in Wien, denn trotz aller Bemühungen hatte ich keine Möglichkeit der Flucht in ein anderes Land und keine Bürgerschaft aus Übersee. In diesen acht Monaten habe ich mit den anderen Juden jenes Landes den Zustand der wehrlosen Rechtslosigkeit in einer Umwelt durchlebt, die selber zum zynischen und angriffslustigen Pöbel geworden war. Nach zwei Verhaftungen, die mit Misshandlungen verbunden waren, und nach der Kristallnacht des neunten Novembers, drohte unmittelbar die Verschickung in das KZ Dachau. So entschloss ich mich mit einem Kollegen zur Reise in die Schweiz, also zum Versuch eines illegalen Grenzübertritts, denn mein Pass war mit einem «J» gestempelt. Diese Reise an die Grenze, die im Dunkel zu übertreten

war, wurde ebenso abenteuerlich und beinahe so gefährlich, wie das Überleben daheim, enthielt aber manche makabre Groteske. Da war zum Beispiel jener Mitreisende, der unser Ziel erkannt hatte, und uns erklärte, die kleine Schweiz könne keine Flüchtlinge mehr aufnehmen und er selbst werde dafür sorgen, dass wir nicht in die Schweiz gelangen. In einem Gespräch auf der Plattform des fahrenden Zuges versuchten wir dem Mann unsere verzweifelte Lage darzustellen und er schien beeindruckt. Nach kurzem Besinnen verkündete er uns aber, er dürfe, selbst wenn er dies wollte, unsere Einreise nicht zulassen, denn dann könnte sich das von Gott unserem Volk auferlegte jüdische Leidensschicksal nicht erfüllen. Daraufhin zogen wir den gläubigen Mann in eine aus der Not geborene, religiös-philosophische Diskussion, an deren Ende er uns sogar anbot für uns bei der Grenzpolizei zu intervenieren.

Da wir aber wussten, was er war und was er wollte, haben wir natürlich abgelehnt. Wir waren froh, ihn im Badischen Bahnhof loszuwerden. Dort kamen wir auf einen Hinweis einer menschenfreundlichen Serviertochter, in jener windig-regnerischen Novembernaut, nach Überquerung von Gleisen zwischen rangierenden Zügen zu einer Böschung, stiegen hinab und über einen Haag und betraten aufgeregt und glücklich, den Boden dieses freien Landes. Es war die letzte Woche im November 1938. Die gute, hilfsbereite Aufnahme im Büro der Flüchtlingshilfe der israelitischen Gemeinde, wie auch in der zuständigen Behörde in Basel, waren Gründe eines ersten Rastens auf einem ungewissen Weg. Obschon ich nachher in regelmässigen Abständen eindeutige Aufforderungen der Behörde erhielt, bis zu einem bestimmten Termin auszureisen. Unser Aufenthalt war nur zur Vorbereitung der Ausreise geduldet. Ich hatte, wie viele andere, kein mögliches Ziel einer Weiterreise, keine Bürgschaft von überseeischen Verwandten, aber ich hatte meine Eltern in Wien, die ich in zahlreichen Aktionen durch Auf-



nahme in der Schweiz zu retten suchte. Es ist nicht gelungen. Schliesslich fehlte mir die geforderte Garantiesumme. Im Jahre 1942 kam ein an meine Eltern gerichteter Brief aus Wien mit dem gestempelten Vermerk zurück, verreist ohne Adressangabe.

Jetzt aber darf und muss ich auch von guten und glücklichen Erfahrungen sprechen, die mich mit diesem Lande und dieser Stadt verbinden, der ich wie viele andere das Überleben zu danken habe. Im Zusammenhang mit den Versuchen, die Aufnahme und Rettung meiner Eltern zu erwirken, wandte ich mich bald nach meiner Ankunft, neben Gesuchen an Behörden, auch an die Liga für Menschenrechte. Mein Anliegen wurden von deren Präsidentin, Frau Trudi Kocher, mit Anteilnahme und Hilfsbereitschaft aufgenommen und aus dieser Begegnung wurde eine Freundschaft, die viele schwere Jahre überdauert hat. Im Umkreis dieser Frau, die ihre Arbeit stets und bis zuletzt der Hilfe für die Bedrängten gewidmet hat, lernte ich viele Menschen kennen, die durch humane Solidarität wirkten und an vielen Orten miteinander verbunden waren. Unter uns Immigranten war es übrigens ein offenes Geheimnis, dass in manchen Fällen gerade die Basler Behörden, im Bereich der Entscheidung von Immigrantensachen, sogar gegenüber Bern, denken wir auch an Vonsteiger und Rotmund, eine abweichende, den Flüchtlingen günstigere Haltung eingenommen und auch durchgesetzt haben. Da mir ein weiteres Studium an der Universität im Zusammenhang mit dem Arbeitsverbot nicht gestattet wurde, fand ich als Hörer Beziehung zu Dozenten, besuchte Vorlesungen, nahm an Kolloquien und Arbeitsgemeinschaften teil, besonders zu Psychologie und Zeitgeschichte. Auch in anderen Kreisen erlebte ich, wie diese Stadt, die ich jenseits der schweren Zeitumstände liebgewonnen hatte, in Zeiten einer Gefahr, die allen drohte, zu einer Verbundenheit zusammenrückte, die sonst der Alltag selten kannte. Etwa

im Jahre 1943 wurde mir von der israelitischen Gemeinde Basel, die Verwaltung des Immigrantenheims Sommercasino übertragen.

Meine Vorgänger hatten versucht, die Organisation und Führung des Heims nach militärischem Modell zu gestalten. Mir schien dies angesichts einer relativ grossen und sehr heterogenen Gruppe von Menschen, die eine jeweils persönliche Folge einer allgemeinen Katastrophe zusammengeführt hatte, nicht die geeignete Lösung. Obschon ich selbst keine einschlägigen Erfahrungen besass, bemühte ich mich, im gegebenen Rahmen einen humanen Kompromiss zu verwirklichen. Zur Bewältigung dieser Aufgabe war mir die ständige Verbindung mit dem Präsidenten Joel Götschel und seinem hervorragenden sachlichen und menschlichen Einsatz für alle unsere Belange eine grosse Hilfe.

Auch die notwendige Verbindung zu dem für den Bereich der Immigranten zuständigen Polizeileutnant Mark Perre, war eine gute, ja sogar erfreuliche Erfahrung. Trotz aller begrenzenden Vorschriften. Leutnant Perre hat uns in seiner freundlich jovialen Art, die auch den Humor nicht ausschloss, oft geholfen, manchen Unwillen ohne Bitternis zu überstehen. Die besondere Lage der Immigranten ergab sich aus ihrem Schicksal, das alle getroffen, aber jeden einzelnen auf sehr persönliche Weise bedrückt hat.

Dazu kamen das Arbeitsverbot und die ungewisse Zukunft. Andererseits waren alle durch die Fürsorge für den Lebensbedarf gesichert. Manche fanden später Aufnahme in einem anderen Land und konnten dort mit ihren Familien eine neue Lebensbasis schaffen. Alle, die geblieben waren, haben später die ersehnte Zugehörigkeit als Schweizer Bürger erlangt und konnten sich in der Ausübung von verschiedenen Berufen auch gesellschaftlich integrieren. Man-

che andere sind schon lange nicht mehr unter uns. Blickt man heute auf jene Jahre, die nicht nur für uns dunkel und bedrohlich waren, dann scheint mir, dass wir in diesem Land, das uns durch Aufnahme einst gerettet hat, jene Prüfung nach unseren Kräften bestanden haben. Antisemitismus ist mir offen nie begegnet, doch weiss ich, dass er als gesellschaftlicher Faktor in der Schweiz eine gewisse Rolle spielt. Ich bin überzeugt, dass in Zeiten gemeinsamer Gefahr, wie der Krieg eine für alle war, die aus der Not geborene Solidarität stärker und wirksamer ist als alle sozialen, rassischen, religiösen und nationalen Barrieren. Das gilt auch für die Barriere des Antisemitismus. Denn in dem Krieg, den wir überlebt haben, waren nicht nur die Juden in Gefahr, sondern der Mensch war in Gefahr. Er ist immer in Gefahr, nicht nur im Krieg.»

*Dr. Ernst Follender hielt diese Ansprache 1988 anlässlich der Ausstellung «Synagoge und Juden in Basel» im Stadt- und Münstermuseum Basel.*

## Flucht vor der Einberufung

Manchmal spielt uns der «Zufall» etwas zu. Der Autor dieses Textes ist erst vor Kurzem auf den Bericht eines französischen Kapitäns gestossen, der bei der Einnahme Lörrachs beteiligt war. Der Kapitän «de troisième Regiment de Chasseurs d’Afrique» Argoud schreibt in seinem Heft «Pages de Guerre», am 20. Juli 1946 in Paris:

*«Wir sind am 12. April 1945 um 3 Uhr morgens in Karlsruhe angekommen. Wir kämpfen nun in Baden».*

Sein 3. Regiment dringt über Kehl (am 14. April 1945) nach Lahr vor, gelangt über Kensingen an den Ostrand des Kaiserstuhls, überquert den Leopoldskanal, (was sich als schwierig herausstellt), und erreicht nach Durchquerung der Ortschaften am Südrand des Tunibergs am 22. April den Ort Griesheim nördlich von Neuenburg. Kapitän Argoud sieht auf das zerstörte Breisach und ist überrascht, wie viele Gefechtsstände zerstört oder verlassen sind. Zeitgleich mit dem 3. Regiment stossen auch die beiden anderen Regimenter, das erste und zweite, auf ähnlichen Routen nach Süden vor. Die französischen Regimenter werden von einer Infanteriegruppe nach Lörrach begleitet, so dass das Vorrücken unerwartet schnell vonstattengeht. In seinem Bericht steht:

*«Unsere Lage wird durch einen jungen Mann aus dem Grenzgebiet bei Basel während dreier Tage noch besonders begünstigt, weil er uns sehr interessante Auskünfte liefert.»*

Der deutsche junge Mann, von dem er schreibt, ist zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre alt. Er erhielt im Februar 1945 den Bescheid «Zur Einberufung zur Ableistung der aktiven Wehrpflicht». Schon lange hatte er sich davor gefürchtet. Er hatte die Geländespiele bei der Hitlerjugend oben auf der Röttlerburg nicht gemocht. Der Jung-



*Neujahrskarte Riehen, Privatarchiv*

scharführer hatte sie aufgefordert, aus Latten und Schildern Schwerter zu basteln und mit ihnen Zweikämpfe auszuführen. Vom Wehrgang auf der Burg sollten sie die anderen angreifen. Er hat diese sogenannten Geländespiele nicht als Pfadfinderspiele interpretiert, sondern schon geahnt, dass das einer vormilitärischen Ausbildung diene. Dazu gehörten auch das Exerzieren und die Übungen, im Gleichschritt zu laufen. Die Lieder, die sie beim Marsch und den Treffen gesungen hatten, waren aus seiner Sicht alle Kampflieder. Der Jungenschaftsführer hat eine rot-weiße Schnur getragen, die vom Hemdknopf zur linken Brusttasche geführt hat; dessen Vorgesetzter, der Hauptjungzugführer, trug eine rot-schwarze Schnur entsprechend dem hierarchisch militärischen Aufbau der Hitlerjugend. Auch die Sigrune auf dem Wimpel, dem SS-Zeichen nachempfunden, hatte ihn abgestossen. Der 17-Jährige wusste um die Lage an der Front. Er hat oft am Bahnhof seiner Heimatstadt Lörrach die Lazarettzüge beobachtet. Von dort wur-



*Grenzverlauf, Eiserne Hand, Quelle unbekannt*

den die Verwundeten ins Lazarett des Gasthauses «Hirschen» gebracht. Zudem las er die täglichen Todesanzeigen in der Heimatzeitung. Seit langem fand er es pervers, wenn Glückwünsche zu Kriegsauszeichnungen gleich neben den Gefallenenmeldungen standen.

Vom Vater, einem überzeugten Pazifisten, hat er die Einstellung übernommen. Er will dem unsinnigen Befehl nicht folgen und sinnt darüber, wie er sich der Einberufung entziehen kann. Er weiss aber auch, dass sein Vorhaben zur unmittelbaren Verhaftung führen wird, wenn es scheitert. Ein Freund hilft ihm, sich den Arm vor der Einberufung selbst zu brechen. Alles sieht so aus, als sei die Verletzung zufällig geschehen. Damit kommt der junge Mann zunächst



*Verwundete am Lörracher Bahnhof, Stadtarchiv Lörrach*

durch, aber nach wenigen Wochen kommt schon der zweite Gestellungsbefehl. Eine erneute Selbstschädigung würde auffallen. Er denkt als einer, der an der Grenze aufgewachsen ist, über Flucht nach. Doch die Situation an der Grenze scheint für eine Flucht aussichtslos.

Die Grenze zwischen Riehen, Lörrach-Stetten und Inzlingen ist schon in den 1930er Jahren ein für illegale Grenzübertritte bevorzugtes Gelände. Die Tochter eines Lörracher SPD-Mannes berichtet:

«Bevor der Grenzzaun an der Grenze zwischen Stetten und Inzlingen gebaut worden ist, hat sich mein Vater den Zuckerschmugglern angeschlossen. Zucker ist bei uns teuer gewesen, in der Schweiz aber billig. Die einen haben Zuckersäcke auf dem Rücken gehabt und mein Vater das Material der SPD aus dem Gewerkschaftshaus in Klein-Basel, wie zum Beispiel den «Vorwärts». Wenn Gefahr gewesen ist, entdeckt zu werden, haben sich die Männer im Unterholz versteckt oder die Säcke abgeworfen. Dass Vater nicht entdeckt worden ist, ist ein Wunder.»



*Zerschossener Panzer an der Lucke, Stadtarchiv Lörrach*

Seit den 1940er-Jahren aber war die Grenze zur Schweiz völlig geschlossen. Ein Stacheldrahtverhau verlief entlang der Grenze zur Schweiz zwischen Weil am Rhein und Grenzach: Von der Mündung der Wiese in den Rhein, durch den Wald in den Langen Erlen, hinauf auf den Tüllinger Berg bis unterhalb des Dorfes Untertüllingen, quer durch das Wiesental hinauf zum Maienbühl, vom Maienbühlhof zur Chrischona und von dort zum Grenzacher Horn war die Grenze unüberwindbar. Oben am Maienbühlhof wurde der Grenzverhau zwischen dem Grenzübergang in Stetten (Grenzstein 50) und dem Grenzübergang nach Inzlingen (Grenzstein 74) nicht gebaut. Vielen gelang die Flucht über den Drahtverhau oder über die «Eiserne Hand» nicht.

Dem über seine Flucht nachdenkenden jungen Mann war das alles bekannt, als er zum zweiten Mal den Gestellungsbefehl erhält. In diesem wird er über Immendingen nach Tuttlingen befohlen. Eine Fahrkarte ist beigelegt. Was soll er tun, um seinem Schicksal zu entgehen? Er spricht mit niemandem über seine Absichten; er



will diejenigen nicht gefährden, die nach seiner Flucht verhört werden könnten.

Den Plan, über den Drahtverhau oder die «Eiserne Hand» zu fliehen, gibt er auf. So bleibt nur die Bahn. Die Wiesentalbahnlinie, der Badische Bahnhof und die Hochrheinstrecke nach Radolfzell beziehungsweise Immendingen sind Reichsgebiet. Von Absprünge aus dem fahrenden Zug hat er schon gehört. Ob das eine Alternative ist? Von Fluchten über das Bahngelände in die Schweiz wird unter der Hand geredet! Sicher aber ist das alles nicht.

Der junge Mann kundschaftet das Bahngelände im Umfeld der Bahnlinie aus. Die Strecke nach der Grenze bei Riehen kennt er noch von früher. Er weiss auch, dass die Bahnlinie entweder über einen Damm oder zwischen Häusern und Kleingärten führt, freie Flächen sind da wenige. Deshalb wendet er sich dem Trassenverlauf der Bahn nach dem Grenzacher Horn zu. Dabei beobachtet er, dass sich noch vor Rheinfeldern eine Baustelle der Bahnlinie befindet, wo der Zug extrem langsam fahren muss. Er bedenkt zwei Alternativen: Entweder während der Fahrt auf Schweizer Gebiet aus dem Zug abspringen oder danach auf der Fahrt Richtung Radolfzell an der Baustelle. Von dort würde er sich unerkannt zu Verwandten im Rheinvorland durchschlagen in der Hoffnung, unbeobachtet und unentdeckt zu bleiben. Schlussendlich nimmt er von Lörrach aus einen Personenzug und übersteht die Personenkontrolle. Im Badischen Bahnhof steigt er in einen haltenden Güterzug. Während der langsamen Fahrt des Güterzugs am Hochrhein springt er ab. Er verletzt sich kaum und kommt bei den Verwandten an. Die haben ihn versteckt. Noch ist der Krieg nicht vorbei, gerade die letzten Kriegstage erweisen sich als gefährlich für alle, die sich vor den Nationalsozialisten verstecken.

Der Plan des jungen Mannes ist jetzt, sich den Franzosen zu stellen und zu ergeben. So verfolgt er das Heranrücken der französi-

schen Truppen. Er hört in seinem Versteck auf dem Heuboden die Berichte des Franz von Salis im Radio Beromünster. So stellt er sich zum günstigen Zeitpunkt den Franzosen bei Griesheim, nahe Müllheim. Dann gewinnt er das Vertrauen des französischen Kapitäns Argoud, der den jungen Mann fortan als Kundschafter einsetzt.

So muss er dem Regiment vorangehen, um die Lage zu inspizieren, ob und wo Gefechtsstände noch besetzt sind oder ob deutsche Soldaten sich irgendwo auf die Franzosen zubewegen. Wie ihm das wohl immer ohne Verdacht zu erregen, gelungen ist, ist nicht bekannt. Man kann nur vermuten, dass er keine Uniform anhatte und als junger Kerl weder für die einen noch für die anderen eine Gefahr dargestellt hat.

Die Französischen Soldaten des 3. Regiments kommen am 22. April 1945 nach Müllheim. Das 3. Regiment rückt über Vögisheim, Feldberg, Schliengen, das Engetal, Efringen, Egringen, den Läuferberg und Rümplingen vor. Einmal wurden sie von englischen Jagdbombern angegriffen. Da haben die Franzosen die Trikolore zwischen den Panzerspähwagen ausgerollt und dadurch den Beschuss verhindert. In Rümplingen haben sich polnische Zwangsarbeiterinnen der dortigen Ziegelei den Franzosen ergeben.

Kapitän Argoud schreibt in seinen Kriegsbericht, dass seine Leute am 23. April in Rümplingen angekommen sind. Seine Absicht ist es, am darauffolgenden Tag Lörrach zu erreichen. Tatsächlich erreichen seine Leute Lörrach am Nachmittag des 24. April. Ein Teil wurde dabei mit Granatfeuer belegt, der andere Teil von Panzerfäusten beschossen. Die Stadt selbst erschien völlig ausgestorben. Panzersperren und als Geschützstände ausgebaute Kanaleingänge erinnerten an die befestigte Stadt.

An diesem 24. April fand lediglich vor dem Einmarsch nach Lörrach auf der «Lucke» die von Lörrachs Bürgermeister Boos und Kreisleiter Grüner verlangte Verteidigung Lörrachs statt. Die französischen Panzer werden vom Steinbruch am Ortseingang Brom-



Ein Werbebild aus der Heimatzeitung «Markgräfler Tagblatt». Vor genau dieser «Botschaft» hatte der Junge grosse Angst.

bach beschossen. Einer wird zerstört. Unterhalb der Passhöhe «Lucke» – von Tumringen aus gesehen – leisteten Volksturmleute den Franzosen noch heftigen Widerstand. Einer der französischen Panzer wird durch eine Panzerfaust zerstört. Es gibt auf beiden Sei-

ten Tote und Verletzte. Bürgermeister Boos wird schwer verletzt auf einem Pritschenwagen nach Rümplingen gebracht. Im Dreiländermuseum in Lörrach wird noch heute der Eherring eines gefallenen französischen Soldaten aufbewahrt.

Kapitän Argoud schreibt in seinem Bericht: *«In nur 12 Tagen hat das Regiment ohne Pause 250 km zurückgelegt, 90 Städte oder Dörfer kennengelernt, mehr als 600 Gefangene gemacht, 218 Fahrzeuge zerstört und nur einen Toten und sieben Verletzte beklagt.»*

Zum Schluss teilt Kapitän Argoud mit, dass sie die Schweizer Grenze und damit das Ende dieser Mission erreicht hätten.

Die Grossmutter eines Lörracher Rechtsanwalts schreibt am Abend des 24. April 1945 über das Kriegsende in Lörrach:

«Jetzt sind die Franzosen bei uns eingezogen. Wir hatten schon den ganzen Tag Alarm. Am Montag schoss es und krachte es auf alle Arten. Trotzdem rannten alle Leute wie besessen von Geschäft zu Geschäft. Jeder wollte einkaufen und für Brot und andere Lebensmittel sorgen. Brot gab es keines mehr, aber meine Butter habe ich noch bekommen, von Fleisch nur noch Hackfleisch und ein Stück Blutwurst. Nun muss ich mir eben damit durch die Woche hindurch helfen [...] Inzwischen kamen schon die Autos von Tümmingen her und nun dauerte das schon den ganzen Nachmittag seit 2 Uhr. Es kamen auch zwei Panzer und rüttelten ordentlich an unserem Haus. Viele fahren zur Grenze, staubige, dreckige, voll beladene Wagen, alles ist in grosser Unordnung. Ich halte die Läden geschlossen und spicke nur durch. Ein Auto kam vom Bahnhof her mit einer weissen Fahne. Diese wurde von den Franzosen entgegengenommen, damit war die Stadt dem Feind übergeben. Es ist ein grosser Lärm in den Strassen. Die Franzosen richten sich in dem Hirschen ein. [...] Endlich ist aber doch der Abend hereingebrochen. Die Soldaten mit ihren Maschinengewehren sind abgezogen. Der Unteroffizier sagte, wir sollten das Haus schliessen. Ich habe

noch in die Turmstrasse geschaut und sah, dass Schwald [Schuhgeschäft] ganz ausgeplündert worden ist. Fast jeder brachte eine Schuhschachtel oder Stiefel heraus. Kaisers Kaffeegeschäft wurde wohl auch ausgeplündert. Menschen liefen raus und rein. Die einzige Erleichterung ist, dass die Flieger nun abgezogen sind und nicht mehr geschossen wird.» [...]

Und was ist mit dem jungen Mann, der geflohen ist?

Der junge Mann erhält von den Franzosen aus Dankbarkeit für seine Unterstützung einen Passierschein. Er kann sich frei bewegen, aber er freut sich nicht darüber.

DAVID KLEIN

## Die letzte Chance

Am 7. Juni 1939, ein Jahr nachdem Adolf Hitler Österreich «heim ins Reich» holte, verlassen meine Grosseltern Sandor und Agnes Klein – «Opa und Oma Servus», wie wir Grosskinder sie nannten – mit ihren Kindern Oscar und Rosa Marion («Tante Rosi») ihre Heimat Österreich. Mein Grossvater, ein Goldschmied und Uhrmachermeister aus dem burgenländischen Eisenstadt, hatte sich in weiser Voraussicht rechtzeitig um ein Ausreisevisum nach Zypern bemüht. Das Visum war aber nur gültig in Verbindung mit einem zusätzlichen Visum für ein anderes Land. Angeblich nur eine Formalität, weswegen sich Opa Servus für das billigste entschied: Albanien.

### «Dann schauen wir mal»

Während der Überfahrt von Triest nach Zypern war jedoch Italien in Albanien einmarschiert und das albanische Visum verlor seine Gültigkeit. Auf Anraten der zypriotischen Grenzbeamten setzen Sandor, Agnes, Oscar und Rosi ihre Reise fort, in der Hoffnung auf eine andere Landemöglichkeit. Doch weder im britischen Mandatsgebiet «Palästina» noch in Syrien dürfen sie das Schiff verlassen und kommen am 28. Juni 1939 wieder in Triest an, wo sie von einem italienischen Beamten nicht etwa nach Österreich zurückgeschickt, sondern angewiesen werden, ihr Gepäck abzuladen – «e poi vedremo» (dann schauen wir mal). Nach dem Kriegsausbruch im Juni 1940 wird Opa Servus verhaftet und in ein Konzentrationslager im kalabrischen Ferramonti gebracht, das aber mit den deutschen Tötungsfabriken nichts gemein hatte. Agnes folgt ihm mit den Kindern am 11. Dezember 1940 freiwillig nach, unbegleitet und mit Freifahr-

scheinen der italienischen Faschisten. Ein Jahr darauf wird für die Kleins eine sogenannte «freie Internierung» angeordnet, was bedeutete, dass sie unter gewissen Auflagen in das Dörfchen Arsiero beordert wurden, wo sie zusammen mit rund vierzig anderen Juden im September 1941 eintreffen (auch dorthin reiste man unbegleitet und mit Freifahrtscheinen). Sämtliche Honoritäten finden sich am Bahnhof ein, um die angekündigten «Gäste» aus Wien, Berlin und Breslau zu empfangen und sich bei der Gelegenheit zu vergewissern, ob Juden tatsächlich drei Augen haben, wie der italienische Volksmund besagt. In Arsiero verbringt Rosi «die glücklichsten Tage ihrer Kindheit». Opa Servus stellt Holzspielzeug her und Oscar erhält anlässlich seiner Bar Mitzwa sein erstes Musikinstrument, eine Mandoline, für deren Kauf alle jüdischen Familien zusammengelegt hatten. Ab 1943 wird es jedoch auch für die Juden in Arsiero prekär. Aus offiziellen italienischen Dokumenten geht hervor, dass alle Juden von Arsiero für die Deportation nach Auschwitz über das nahegelegene «Campo di Concentramento» in Tonezza del Cimone selektiert waren. Es ist gespenstisch zu sehen, wie mit einem achtlos hingekritzeltten Bleistiftstrich ganze Familien ausgelöscht wurden. Die Kleins entgehen dem sicheren Tod in Auschwitz nur, weil Agnes sehr krank und im achten Monat schwanger ist und die Familie deshalb einen Aufschub erhält. Don Antonio Frigo, der junge Dorfpfarrer, ein Mitglied des Untergrunds, der unter seiner Soutane immer eine Pistole trägt, organisiert daraufhin in höchster Eile ihre Flucht. In den frühen Stunden des 9. Februar 1944 bricht die Familie Klein auf, gemeinsam mit Rinaldo Arnaldi, Einern ortskundigen Partisanen, zwei englischen Soldaten, der Familie Landmann und einem weiteren italienischen Begleiter. Den Kindern hatte man eingeschärft, keine Silbe deutsch zu sprechen, um keinerlei Misstrauen zu erwecken. Mit dem Zug, zu Fuss, auf Karren und Heuwagen erreicht die Gruppe die Schweizer Grenze.

## «Mein kleiner goldiger Jossele»

Doch in dem Waldstück, das die Flüchtlinge von der rettenden Schweiz trennt, wimmelt es von Soldaten der deutschen Wehrmacht. Ein Durchkommen ist unmöglich, es bleibt nur der Marsch über den fast zweitausendfünfhundert Meter hoch gelegen Grossen St. Bernhard, der das Wallis mit dem italienischen Aostatal verbindet. Der dreizehnjährige Oscar läuft neben der Mutter. Opa Servus trägt Proviant, Decken und die fünf Jahre alte Rosi. In Sommerkleidung, dünnen Strümpfen und Halbschuhen stapfen sie bei eisigen Temperaturen durch den immer tieferen Schnee, bis Sandor erschöpft niedersinkt. Er will sich nur kurz ausruhen und gleich nachkommen. Hätte man ihn gewähren lassen, wäre er im Eis erfroren.

Als die hochschwängere Agnes völlig entkräftet zusammenbricht, wird sie von Rinaldo Arnaldi getragen. Knapp vierzehn Stunden kämpft sich das Häuflein durch Geröll, Eis und Schnee, bis zur Passhöhe. Ungesehen überqueren sie die Grenze und verstecken sich, während Arnaldi Hilfe holt. Nach Stunden treffen zwei Schweizer Grenzpolizisten ein. Die Grenzer sehen die Kinder und die hochschwängere Frau und helfen, ohne zu zögern. Einer der Polizisten nimmt die kleine Rosi, die am ganzen Körper mit Frostbeulen übersät ist, auf die Schulter und fährt mit ihr auf Skiern ins Tal. Für alle anderen ist es ein langer, beschwerlicher Abstieg, den sie rutschend, stolpernd und stürzend überstehen. Nach einer warmen Mahlzeit geht es weiter zum Auffanglager in Campo Cologna, dann über Poschiavo ins Flüchtlingslager nach Samedan. Rinaldo Arnaldi befindet sich zu diesem Zeitpunkt bereits wieder jenseits der Grenze, um den nächsten Verfolgten zur Flucht zu verhelfen. Er stirbt am 6. September 1944 bei Granezza im Kampf gegen die Nazis. Für seine Rettung der Familien Klein und Landmann wird Rinaldi 1983 von Israel als «Gerechter unter den Völkern» geehrt. Am 23. März 1969 kehrt Tante Rosi nach Arsiero zurück



und lässt aus Dankbarkeit ihre achtjährige Tochter Deborah in einer symbolischen Zeremonie von Don Frigo, der den Krieg überlebt hatte, taufen. In Samedan kommt am 16. Februar 1944 Josef zur Welt, «mein kleiner goldiger Jossele», wie Oma Servus in ihren Erinnerungen schreibt, benannt nach dem Vater von Opa Servus, der mit seiner Frau Selbstmord beging, nachdem sie von ihrer bevorstehenden Deportation nach Auschwitz erfahren hatten. Am 15. März 1944 Transfer in das Auffanglager nach Riehen. Entgegen des Versprechens der Lagerleitung, Mutter und Kind nicht zu trennen, wird Josef mit der Begründung der Quarantäne in ein Säuglingsheim gebracht, obwohl die Familie bereits seit dreissig Tagen in Samedan ist und die Quarantäne eigentlich hinter sich hat.

### «Geboren, um uns zu retten»

Keine zwölf Tage später stirbt Josef an Brechdurchfall, ausgelöst von einer «Nahrungsumstellung» im Säuglingsheim. «Josef wurde geboren, um uns zu retten», sagte Tante Rosi später. Von Basel kommt die Familie nach Adliswil, wo hundertzwanzig Frauen in einer leeren, verwahrlosten Fabrik auf Stroh und löchrigen Wolldecken hausen. Die nächste Station ist das berüchtigte Lager Girenbad, wo auch der legendäre Tenor Joseph Schmidt aus Czernowitz interniert war. Schmidt erkrankte in dem ungeheizten Lager an einer Lungenentzündung und starb aufgrund der Vernachlässigung durch die Schweizer Behörden, einen Tag bevor seine Arbeitserlaubnis eintraf. Mein Vater war zeitlebens ein zutiefst säkularer Mensch. Mit dem Konzept Gott konnte er herzlich wenig anfangen. Auf «Grüss Gott» antwortete er üblicherweise mit einem mürrischen «Grüss ihn selber». Er sprach nicht gerne über die Vergangenheit. «Ich lebe in der Gegenwart und wenn möglich noch ein wenig in der Zukunft», sagte er in einem Interview anlässlich seines

siebzigsten Geburtstags. Sein flapsiger Umgang mit den dramatischen Ereignissen in seiner Kindheit («Ich habe den Holocaust nicht so wahrgenommen, wie es sich gehört») war seine Art, das Erlebte zu verarbeiten. So beschrieb er die Überfahrt von Triest nach Zypern als «Kreuzfahrt mit wolkenlosem, blauem Himmel und Kino, so viel man wollte», die Internierung in Arsiero erlebte er als «Ferienlager».

### «Kein Talent» für den Faschismus

Über Italiens erfolglosen Versuch, Griechenland zu besetzen, frozelte er: «Wer Griechenland nicht besiegen kann, sollte sich aus einem Weltkrieg raushalten» und bemerkte trocken, dass die von Mussolini als «schnell und wendig» gepriesenen italienischen Panzer so leicht gebaut waren, dass «eine Steinschleuder sie hätte durchschlagen können». Auch bestand er darauf, dass die Italiener, von denen er und seine Familie stets mit Freundlichkeit und Güte behandelt wurden, für den Faschismus schlicht «kein Talent» gehabt hätten. Er pflegte eine langjährige Freundschaft mit Benito Mussolinis Sohn Romano, einem Jazzpianisten, mit dem er unzählige Konzerte spielte: «Das ist doch das Schlimmste, was einem faschistischen Diktator passieren kann, dass sein Sohn mit einem Juden schwarze Musik spielt.» Mein Vater war sich bewusst, dass sein Schicksal nicht vergleichbar war mit jenem der anderen jüdischen Familien aus Arsiero, die allesamt in den deutschen Todeslagern ermordet wurden. «Mir ist es immer gut gegangen, auch als es mir schlecht ging», pflegte er zu sagen. Ob er denn nie Angst gehabt hätte, fragte man ihn anlässlich einer Liveaufzeichnung eines seiner Konzerte. Als sich seine Grossmutter Gisela Schiller während eines Familienbesuchs in der Hütteldorferstrasse in Wien angesichts der drohenden Deportation aus dem Fenster stürzen wollte, da hätte ihn als Kind die nackte Angst gepackt. Sie wurde

in einer tumultartigen Szene zurückgehalten. «Wenn ich aber daran denke, dass sie in Theresienstadt ermordet wurde», sagte er später, «dann wäre sie wohl besser gesprungen.»

WINFRIED MEYER

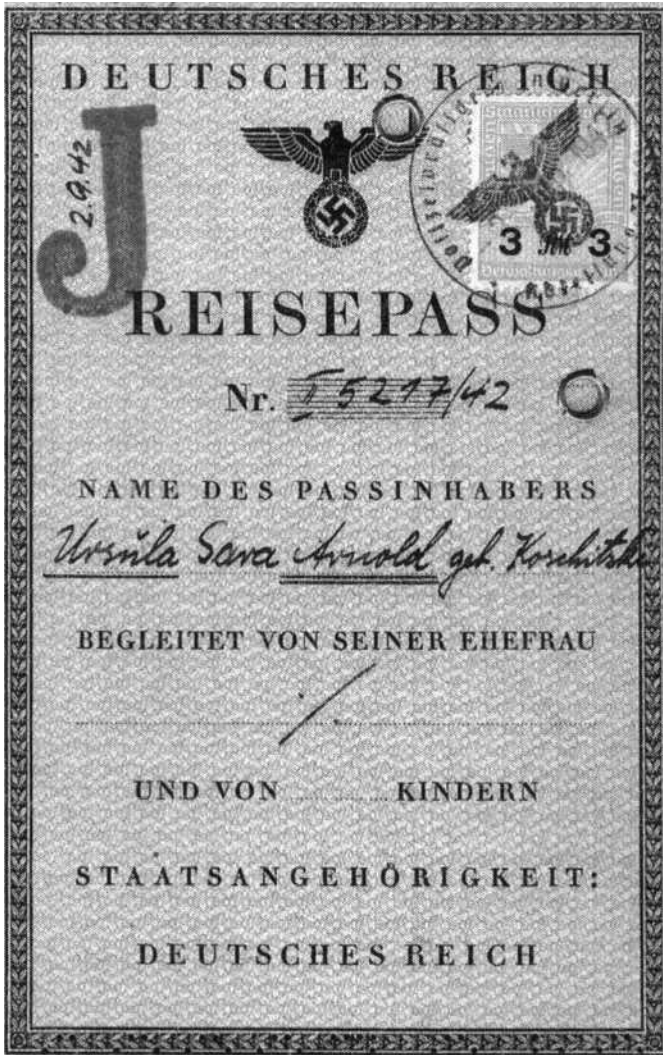
## Ein Wutanfall Hitlers ebnete den Weg

«Unternehmen Sieben» – Vor siebzig Jahren entkam eine Gruppe Berliner Juden in einer waghalsigen Rettungsaktion dem Holocaust. Getarnt waren die Verfolgten als Abwehragenten.

«Bitte trennen Sie diese Kennzeichen von Ihrer Kleidung ab!» Mit diesen Worten streckte am späten Vormittag des 30. September 1942 der deutsche Grenzbeamte im Badischen Bahnhof Basels einer zwölköpfigen Reisegruppe eine Schere entgegen. Die Gruppe war gerade mit dem Nachtexpress aus Berlin eingetroffen. Erst nachdem sechs der Reisenden den gelben Stern von ihrer Kleidung entfernt hatten, durften sie mit zwei weiteren Erwachsenen und vier Kindern die Grenze zur Schweiz passieren. In ihre Reisepässe war ausser dem roten «J» auch ein deutsches Ausreisevisum eingestempelt, obwohl der Reichsführer SS Heinrich Himmler schon fast ein Jahr zuvor, am 13. Oktober 1941, die Auswanderung von Juden verboten hatte. Drei Tage später hatten die Massendeportationen von Juden aus Berlin und anderen deutschen Städten in Vernichtungslager und Gettos der besetzten polnischen und sowjetischen Gebiete begonnen. Dass sie mit dem Grenzübertritt in die Schweiz ihrer Verschleppung und Ermordung gerade noch entgangen waren, verdankten die Reisenden einer ebenso riskanten wie genialen Rettungsaktion, die von dem Hitler-Gegner Hans von Dohnanyi als fiktive Geheimdienstoperation initiiert und organisiert worden war. Der 1902 in Wien geborene Jurist Hans von Dohnanyi war im Frühjahr 1933 von Hitlers deutschnationalem Justizminister Franz Gürtner in dessen Ministerium geholt worden und ein Jahr später zum Leiter des Ministerbüros aufgestiegen, obwohl er einer der wenigen

Nichtnationalsozialisten im Ministerium war. Als Leiter des Ministerbüros lernte er die Berliner Rechtsanwälte Julius Fliess und Fritz W. Arnold kennen, die als Sprecher der nach dem «Berufsbeamtengesetz» vom April 1933 vorläufig noch in ihrem Beruf belassenen schwerkriegsverletzten jüdischen Rechtsanwälte auftraten – Julius Fliess hatte im Ersten Weltkrieg ein Auge, Fritz W. Arnold ein Bein eingebüsst. Nachdem ihnen schon nach Erlass der «Nürnberger Gesetze» im Herbst 1935 das Notariat entzogen worden war, mussten sie im Herbst 1938 auch aus der Rechtsanwaltschaft ausscheiden, gehörten aber zu einer kleinen Gruppe jüdischer Rechtsanwälte, die «nur zur rechtlichen Beratung und Vertretung von Juden» als «Konsulenten» zugelassen wurde. Hans von Dohnanyi hatte diese Entwicklung zu verhindern versucht, musste aber nach Intrigen des Staatssekretärs Roland Freisler etwas später selbst aus dem Ministerium ausscheiden und wurde zum Reichsgericht in Leipzig versetzt. Vorher hatte er aber noch als Beobachter des Reichsjustizministeriums an dem Prozess vor dem Reichskriegsgericht teilgenommen, in dem der aus seinem Amt als Oberbefehlshaber des Heeres gedrängte Generaloberst Werner von Fritsch seine Rehabilitierung herbeizuführen gedachte. Bei dieser Gelegenheit lernte Dohnanyi Oberst Hans Oster kennen, den nicht zuletzt die schmachvolle Behandlung seines ehemaligen Vorgesetzten Fritsch zum fanatischen Hitler-Gegner gemacht hatte. Oster sorgte dafür, dass Dohnanyi kurz vor Kriegsbeginn im August 1939 als «Sonderführer» zum Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht eingezogen wurde – der Zentrale des militärischen Nachrichtendienstes.

In der von Oster geleiteten Zentralabteilung des Amtes übernahm Dohnanyi das eigens für ihn geschaffene Referat «Berichterstattung», in dem er sich in Zusammenarbeit mit Oster und mit Billigung des Amtschefs, Admiral Wilhelm Canaris, überwiegend mit



Ein Dokument gegen alle Vorschriften: Ursula Arnolds Reisepass aus dem Jahr 1942  
Foto: Archiv W. Meyer

Vorbereitungen für einen Militärputsch gegen Hitler beschäftigte. Vor allem setzte Dohnanyi seine bereits im Justizministerium begonnene Sammlung von Belegen für die Verbrechen des Regimes fort, mit denen die zögerliche Generalität zum Handeln animiert und Beweismaterial für einen nach erfolgreichem Putsch geplanten Prozess gegen den Diktator vorgehalten werden sollte. Zu Dohnanynis «Raritätenmappe» gehörte auch ein auf dem Dienstweg ins Amt gelangter «Bericht über die Judenerschiessungen in Borisow», in dem auf Gerüchte verwiesen wurde, dass nach der Erschiessung von mehr als 7'000 Juden in der weissrussischen Stadt im Oktober 1941 «die nunmehr freigewordenen Häuser der Juden für die Juden aus Deutschland hergerichtet werden sollen, die dann ebenso liquidiert werden sollen wie die Borissower Juden!». Schon kurz nach dem Beginn der Massendeportation von Juden aus Berlin am 16. Oktober 1941 geriet der wegen seiner Kriegsverletzung leicht erregbare Julius Fliess vor Gericht heftig mit dem Anwalt einer nichtjüdischen Gegenpartei aneinander und erhielt einige Tage später die Mitteilung, dass er, seine Frau Hildegard und seine Tochter Dorothee sich in einem Sammellager zur «Evakuierung» zu melden hätten. Fritz W. Arnold bat Hans von Dohnanyi um Hilfe für seinen bedrohten Kollegen, und dieser konnte durch Vorlage der Julius Fliess verliehenen hohen Orden erreichen, dass das Referat «Rasse und Volkstumsfragen» des OKW beim Judenreferat der Gestapo gegen die Deportation des früheren Frontkämpfers protestierte.

Fliess wurde mit seiner Familie von der Deportation zurückgestellt. Als im Juni 1942 nach Einrichtung des als Durchgangsstation nach Auschwitz dienenden «Altersghettos» in Theresienstadt Deportationen mit Protesten und Interventionen nicht mehr verhindert werden konnten, versicherte sich Dohnanyi der Unterstützung seiner Vorgesetzten Canaris und Oster für einen geradezu phantastischen Plan: Julius Fliess mit Frau und Tochter sowie Fritz W. Arnold,

dessen Frau Ursula und drei Kinder Arnolds aus früheren Ehen sollte die rettende Ausreise ins neutrale Ausland ermöglicht werden, indem die Gefährdeten der Gestapo gegenüber als Agenten der Abwehr deklariert würden, die in Lateinamerika agierend, Informationen aus den Vereinigten Staaten beschaffen sollten.

Auf Bitten von Dohnanyis Schwager Dietrich Bonhoeffer kam noch Charlotte Friedenthal dazu, die nicht nur wegen ihrer jüdischen Herkunft, sondern auch als Mitarbeiterin der illegalen vorläufigen Kirchenleitung der Bekennenden Kirche gefährdet war. Erika Canaris, die mit den Lehren Rudolf Steiners liebäugelnde Ehefrau des Abwehrchefs, sorgte zudem noch dafür, dass ihre Nachbarin Irmgard Conzen mit zwei Töchtern sowie die anthroposophische Ärztin Ilse Rennefeld sowie deren nichtjüdischer Ehemann, der blinde Schriftsteller Otto Rennefeld, einbezogen wurden. Der Angelpunkt der Aktion: In seinem Auswanderungsverbot für Juden vom 23. Oktober 1941 hatte Himmler Ausnahmen «in ganz besonders gelagerten Einzelfällen, z.B. bei Vorliegen eines positiven Reichsinteresses», vorgesehen. Damit sollte zwar vor allem ein Handel mit Menschenleben gegen Devisen ermöglicht werden, als «positives Reichsinteresse» konnte aber auch die Beschaffung kriegswichtiger Informationen verstanden werden. Schliesslich galten einige der erfolgreichsten Informationslieferanten des Nachrichtendienstes der Wehrmacht nach den NS-Gesetzen als Juden. Da seit «dem Anlaufen der Evakuierungstransporte in auffälliger Weise von einzelnen Dienststellen oder Offizieren der Wehrmacht für Juden interveniert» wurde, mochte seit Dezember 1941 aber Adolf Eichmanns Judenreferat auch abwehrdienstlich begründete Auswanderungsanträge für Juden nur noch genehmigen, wenn deren Einsätze gegenüber dem Reichsführer SS vom Chef des Amtes Ausland/Abwehr persönlich als kriegswichtig erklärt wurden. Dieser Dienstweg wurde Canaris durch einen Wutanfall Hitlers erleichtert.



Als der Diktator Ende Juni 1942 erfuhr, dass acht von der Abwehr mit U-Booten an der amerikanischen Ostküste abgesetzte Saboteuragenten des Unternehmens «Pastorius» schon bald nach ihrer Landung verhaftet und sechs von ihnen kurze Zeit später hingerichtet worden waren, bestellte er den Chef der Abwehr am 30. Juni 1942 zu sich und wies ihn wutentbrannt an, künftig bei derartigen Aktionen «Verbrecher oder Juden» einzusetzen. Unter Berufung auf einen «Führer-Befehl» konnte Canaris noch am gleichen Tag Himmler bewegen, dem Einsatz von Juden in der Spionage gegen die Vereinigten Staaten grundsätzlich zuzustimmen, wurde aber wegen der Einzelheiten auf Verhandlungen mit der Gestapo verwiesen. Um dort keinen Verdacht zu erwecken, musste das für die Informationsbeschaffung aus den Vereinigten Staaten zuständige Abwehrreferat in die Vorbereitung des vermeintlichen Agenteneinsatzes einbezogen werden, da die Zentralabteilung des Amtes Ausland Abwehr selbst nicht zum Einsatz von V-Leuten berechtigt war. Da es um sieben Erwachsene ging, erhielt die Operation die amtsinterne Tarnbezeichnung «Unternehmen Sieben». Lediglich zur Täuschung der für die Aktion zuständigen Abwehroffiziere liess sich Fritz W. Arnold zum Beispiel im Gebrauch von Geheimtinten ausbilden. Der federführende Offizier kam in den Verhandlungen mit der Gestapo aber nicht weiter, weil er sich bei seinen Besuchen im Reichssicherheitshauptamt nie sicher war, «ob ich überhaupt wieder zurückkehren würde». Deswegen wurde er Anfang August des Jahres 1942 einem Erkundungsunternehmen in der Libyschen Wüste zugeteilt und durch seinen bisherigen Stellvertreter ersetzt. Dieser sympathisierte mit dem eigentlichen Zweck des angeblichen Agenteneinsatzes und trat vor allem dann energisch auf, wenn die Streichung einzelner der vermeintlichen V-Leute von Deportationslisten der Gestapo umgesetzt werden sollte. Trotzdem bedurfte es einer weiteren Intervention von Canaris bei Himmler, bevor dieser Gestapo-Chef Heinrich Müller anwies, Ausreisege-



*Der direkten Hilfe ordnete er alles unter: Hans von Dohnanyi  
Foto: Archiv W. Meyer*

nehmigungen zu erteilen, sofern die Ausreisewilligen alle bis zum Auswanderungsverbot für Juden gültigen Formalitäten erfüllten, nämlich die Zahlung von «Reichsfluchtsteuer», «Auswanderer-Abgabe» und die Vorlage von Unbedenklichkeitsbescheinigungen von Arbeits- und Finanzämtern, polizeilichen Führungszeugnissen sowie Genehmigungen der Devisenstelle des Oberfinanzpräsidenten zur Mitnahme von bescheidenem Reisegepäck. Ausserdem drohte die Rettungsaktion noch daran zu scheitern, dass die schweizerischen Behörden nach einer Bestandsaufnahme ihrer Flüchtlingspolitik keine jüdischen Flüchtlinge mehr ins Land lassen wollten – Befund: «Das Boot ist voll.» Aus diesem Grund reiste Dohnanyi Ende August 1942 unter dem Decknamen «Dr. Donner» nach

Zürich, um den Präsidenten des Schweizerischen Kirchenbundes, Alphonse Koechlin, als Fürsprecher zu gewinnen. Dieser konnte Heinrich Rothmund, dem Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, schliesslich die Zusage abringen, die Flüchtlinge unter der Voraussetzung einreisen zu lassen, dass sie mit ausreichenden Finanzmitteln ausgestattet seien. Daraufhin wurden ihnen aus einem von Hans Oster als «Putschfonds» angelegten und von dem ehemaligen Gestapo-Funktionär und jetzigen Anti-Hitler-Verschwörer Hans Bernd Gisevius in Zürich verwalteten Devisendepot der Abwehr in der Schweiz 100.000 US-Dollar zur Verfügung gestellt. Im Gegenzug überschrieben die Verfolgten in Berlin dem Amt Ausland/Abwehr ihre verbliebenen Vermögen, die ohnehin beschlagnahmt worden wären. Zwischen dem 1. und 4. September 1942 wurden den Flüchtlingen schliesslich vom Polizeipräsidium Berlin Reisepässe mit Sichtvermerken «zur einmaligen Aus- und Wiedereinreise in das Reichsgebiet über die Grenzübergangsstelle Basel für das Zielland Schweiz» ausgestellt. Charlotte Friedenthal, die schon länger eine schweizerische Einreisegenehmigung besass, reiste bereits am 4. September 1942 nach Basel ab. Die Hauptgruppe der Flüchtlinge dagegen konnte Berlin erst am späten Abend des 29. September 1942 vom Anhalter Bahnhof in Begleitung eines Abwehroffiziers verlassen, der dafür sorgte, dass alle Zugkontrollen bis zur Reichsgrenze im Badischen Bahnhof problemlos überstanden wurden. Im Dezember 1942 traf dann noch eine erwachsene Tochter Fritz W. Arnolds mit dem Flugzeug in der Schweiz ein, wo alle Geretteten bis zum Ende des NS-Regimes blieben, ohne jemals für den Nachrichtendienst der Wehrmacht tätig zu werden. Unter dem Schutz der Abwehr in Berlin zurückgeblieben waren die betagten Mütter einiger der Geretteten, die mit weiteren Rettungsaktionen ebenfalls in Sicherheit gebracht werden sollten. Inzwischen hatten aber regimehörige Beamte des Amtes Ausland/Abwehr wegen der ungewöhnlichen Umstände des «Unternehmen Sieben» Verdacht geschöpft und eigenständige Ermittlungen aufgenom-



*Aus dem «Unternehmen Sieben»: Julius Fliess mit seiner Frau und seiner Tochter,  
Foto: Archiv W. Meyer*

men, die sich bis in die Schweiz erstreckten. Sie galten vor allem den finanziellen Aspekten der Rettungsaktion, aus denen nach der Verhaftung Hans von Dohnanyis am 5. April 1943 auch der gegen ihn ermittelnde Reichskriegsgerichtsrat Manfred Roeder einen Korruptionsverdacht ableitete. Er warf ihm vor, «sich unter Zurückstellung dienstlicher Hemmungen bedenkenlos für Dritte einzusetzen». Nach dem gescheiterten Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 wurde der nach einer Selbstinfektion zur Verzögerung des Verfahrens schwer erkrankte Dohnanyi von der Gestapo aus einem Haftlazarett der Militärjustiz in das Krankenrevier des KZ Sachsenhausen verlegt. Als wenig später dienstliche Akten Dohnanyis



*Aus dem «Unternehmen Sieben»:*

*Fritz W. Arnold und Charlotte Friedenthal, Foto: Archiv W Meyer*

mit Staatsstreichplanungen der ersten Kriegsjahre entdeckt wurden, sahen die ermittelnden Gestapo-Beamten in ihm «den geistigen Urheber der Bewegung zur Beseitigung des Führers». Am 9. April 1945 wurde er nach einem inszenierten SS-Standgerichtsverfahren im KZ Sachsenhausen am lagereigenen Galgen gehängt. Die vom einstigen Reichskriegsgerichtsrat Roeder auch nach 1945 noch verbreiteten Korruptionsvorwürfe gegen Dohnanyi fanden sogar noch Eingang in frühe Darstellungen der Abwehr und des Widerstands wie der Canaris-Biographie des Journalisten Heinz Höhne. Sie verdunkelten das Bild des Hitler-Gegners, Judenretters und NS-Opfers Dohnanyi, bis sie Anfang der neunziger Jahre überzeugend widerlegt wurden. Zu seinem hundertsten Geburtstag am 1. Januar 2002 wurde seiner mit einer Sondermarke der Post und mit einer Festveranstaltung des Bundesgerichtshofs gedacht. Ein Jahr später ehrte ihn die israelische Gedenkstätte wegen des «Unternehmens Sieben» als einen von nur etwa vierhundert Deutschen als «Gerechten unter den Völkern». Schon ein Jahr nach seiner Er-

mordung war Dohnanyi von seinem überlebenden Mitverschwörer Hans Bernd Gisevius vorgeworfen worden, mit der nachrichtendienstlich getarnten Judenrettung die Vorbereitungen des Staatsstreichs gefährdet zu haben: «Wer ein hohes illegales Spiel treibt, kann sich nebenher nur höchst bedingt für karitative Zwecke exponieren, mögen sie noch so gut getarnt sein.» Für Dohnanyi dagegen bezogen Staatsstreich und Tyrannenmord ihre ethische Legitimation erst aus der Hilfe für Verfolgte. In einem ihrer letzten Gespräche hatte er seiner Frau Christine erklärt, was ihn und ihren Bruder in den Widerstand getrieben hatte: «Dietrich und ich haben die Sache ja nicht als Politiker gemacht. Es war einfach der zwangsläufige Gang eines anständigen Menschen.» Diesen Anstand, nämlich die Empfindlichkeit gegenüber offensichtlichem Unrecht und das Bewusstsein der eigenen Zuständigkeit für dessen Bekämpfung, hatte er seinen Kindern Barbara, Klaus und Christoph mit der Geschichte vom «Meister Hämmerlein» zu vermitteln versucht, der «die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Toren, Türen und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand».

Erstabdruck: Frankfurter Allgemeine Zeitung

ROLAND PAUL

## Ach ja, die Schweiz...

Zum Leben von Alfred Schwerin (1892-1977)

Unter den Juden, die in der Schweiz Schutz vor den Verfolgungen durch das NS-Regime suchten, war auch der aus Buchen im Odenwald stammende und seit 1923 in Pirmasens in der Pfalz lebende Handelsvertreter Alfred Schwerin. Über sein Leben, seine Flucht in die Schweiz und sein Überleben sind wir dank der von ihm niedergeschriebenen Erinnerungen «Von Dachau bis Basel» gut unterrichtet.<sup>1</sup>

Alfred Schwerin wurde am 14. November 1892 in Buchen als zweites Kind des jüdischen Religionslehrers Jakob Schwerin und seiner Frau Augusta Wolf geboren. 1885 war der Vater von Wertheim am Main nach Buchen gekommen, wo er sich bald grosser Wertschätzung erfreute und vor allem auch von den Christen des Ortes sehr

1 Die Erinnerungen befinden sich im Leo Baeck Institute, New York (ME 050). Dank der Einwilligung seiner Tochter Ellen Bamberger, Cincinnati, Ohio konnten sie 2003 publiziert werden. Vgl. Alfred Schwerin: *Von Dachau bis Basel. Erinnerungen eines Pfälzer Juden an die Jahre 1938 bis 1940*, im Auftrag des Bezirksverbands Pfalz bearbeitet von Roland Paul, Kaiserslautern (Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde) 2003. Sie wurden auszugsweise veröffentlicht bei Monika Richarz (Hg.), *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*, Stuttgart 1982, S. 346-357. Vgl. auch Roland Paul: Es war nie Auswanderung immer nur Flucht. Zur Emigration der Juden aus der Pfalz im Dritten Reich, in: *Juden in der Provinz. Beiträge zur Geschichte der Juden in der Pfalz zwischen Emanzipation und Vernichtung*, hrsg. von Alfred H. Kuby, Neustadt a.d.W. 1988, S. 168f.

2 Vgl. Rainer Trunk: Die jüdische Gemeinde Buchen, in: *700 Jahre Stadt Buchen. Beiträge zur Stadtgeschichte*, hrsg. im Auftrag der Stadt

geschätzt wurde.<sup>2</sup> Die Familie pflegte eine patriotische Gesinnung. Im Wohnzimmer hing ein Porträt von Kaiser Wilhelm II?

Alfred Schwerin hatte eine drei Jahre ältere Schwester (Rosa) und einen um fünf Jahre jüngeren Bruder (Ludwig), der später ein bekannter Maler wurde.<sup>4</sup> Mit seinen Geschwistern verbrachte er – wie er selbst schrieb – eine «wohl behütete» Kindheit und Jugendzeit in Buchen. Hier besuchte er die Volksschule und das Gymnasium. Mit dem unerwarteten Tod des Vaters, der kaum 45-jährig im Jahre 1905 verstarb, nahm die sorglose Kindheit ein Ende. «Die Stachelbeeren und Johannisbeeren, die Apfel- und Zwetschgenbäume waren plötzlich fremdes, unantastbares Eigentum geworden, es gab keine Spaziergänge mehr quer über die Stoppelfelder, versiegt blieben die Erzählungen aus der Jugend und Heimat. Wir suchten im Frühjahr nicht mehr das gekaufte Holz in den weiten Wäldern des Arnbergs und der Bulau, wir marschierten im Sommer nicht mehr die sonnige Landstrasse entlang, um Vater bei einem Kollegenbesuch in Hardheim oder Eicholzheim zu begleiten. Nicht mehr stand ich neugierig neben ihm, wenn er, was er sehr liebte, bei den Handwerkern stehen blieb und sich über ihr Gewerbe und über ihre grossen und kleinen Sorgen unterhielt.»<sup>5</sup> Für den Zwölfjährigen, seine Schwester und seinen Bruder begann nun ein neuer Lebensab-

Buchen/Odenwald von Rainer Trunk, Helmut Brosch und Karl Lehrer, Buchen 1980, S. 83-98.

3 Mitteilung von Alfred Schwerins Tochter Ellen Bamberger, Cincinnati, Ohio.

4 Zu dem Künstler Ludwig Schwerin vgl. *Von Deutschland ins «Land der Väter» (Israel). Menschen, Tiere und Landschaften, gesehen von Ludwig Schwerin.* Ausstellungskatalog, Bezirksmuseum Buchen 1997.

5 Alfred Schwerin: Erinnerungen (Jugend und Elternhaus), in: *Alfred und Ludwig Schwerin, Jahresringe*, hrsg. von Helmut Brosch (= Zwischen Neckar und Main, Schriftenreihe des Vereins Bezirksmuseum Buchen e.V, Bd. 25), Buchen 1988, S. 15.



schnitt, der stark von der stillen, ernsten Mutter geprägt war, deren Innerstes Alfred Schwerin auch in seinem späteren Leben verborgen geblieben ist. Erst später registrierte er eine «*nicht nur äusserlich immer mehr zunehmende Ähnlichkeit*» mit seiner Mutter: «*das pedantische Pflichtgefühl, das Grüblerische, das grosse Schweigen und die schwere Art, wie wir das Leben nahmen.*»<sup>6</sup>

1908 schloss Alfred Schwerin die Schule in Buchen ab. Er sollte sich entscheiden, ob er Zeichenlehrer, Bankbeamter oder Kaufmann werden wollte. Zwar ging seine Neigung eher zu einem Beruf im technisch-handwerklichen Bereich oder im Buch- und Zeitungswesen, doch konnte er sich damit nicht durchsetzen. Da ihm der Lehrerberuf zuwider war, folgte er dem Wunsch seiner Mutter und absolvierte eine Lehre in der Frankfurter Ledergrosshandlung Schiff. In Frankfurt lebten auch zwei Brüder seines Vaters, der eine führte dort ein Hutgeschäft, der andere besass eine Kleiderfabrik. Auch nach seiner Lehre blieb Alfred Schwerin bei der Firma Schiff, die er auch später noch vertrat.<sup>7</sup>

Seine höhere Schulbildung ermöglichte ihm den sogenannten einjährig-Freiwilligen Militärdienst, den er 1914 ableisten wollte. Da brach der Erste Weltkrieg aus und Alfred Schwerin meldete sich an die Front. Er nahm an der Aisne-Champagne-Schlacht teil. Im Abschnitt Arras wurde er im Juni 1916 schwer verwundet, so dass er einige Zeit im Kriegslazarett verbringen musste. Mit der kaiserlich-deutschen Südarmee kämpfte er an der Ostfront, bis er schliesslich einem Stosstrupp angehörte, der vor Verdun zum Einsatz kam. Auch hier wurde er verwundet. Er wurde u.a. mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet und leitete gegen Kriegsende ein La-

6 Ebd.

7 Ebd., S. 40 und Ellen Bamberger: Alfred Schwerin, in: *Jahresringe* (wie oben), S. 45.

zarett. Seine Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg schrieb er 1938 in Pirmasens nieder.<sup>8</sup>

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges verfasste Schwerin das folgende Gedicht:

*Ich war ein Teil von dem grossen Heer,  
Ich litt und stritt wie die andern,  
Ich stand in Galizien und an der Aisne.  
Wie jene in Serbien und Flandern.*

*Ich sang nicht zu Hause die Wacht am Rhein,  
Ich lag mit meinem Gewehre  
In Sonne und Regen als stiller Soldat  
Und focht für des Vaterlandes Ehre.*

*Und doch ist mein Vaterland jetzt dahin, Sie haben es mir gestohlen  
– Warum steht nicht ein Kreuz für mich In Frankreich oder Polen?*  
Nachdem er sich einige Zeit in Berlin aufgehalten hatte, zog Schwerin 1923 nach Pirmasens, wo er Leder an die Schuhfabriken verkaufte. In Pirmasens schloss sich Schwerin der dortigen jüdischen Gemeinde an.<sup>9</sup> Bei einem Besuch in seinem Heimatort Buchen lernte er die aus Freiburg im Breisgau stammende und in den Ferien in Buchen weilende Hedwig Sommer kennen. Nach ihrer

8 Eine Kopie dieser Erinnerungen befindet sich im Bezirksmuseum Buchen.

9 Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Pirmasens vgl. *Juden in Pirmasens. Spuren ihrer Geschichte, im Auftrag der Stadt Pirmasens* zusammengestellt von Bernhard Kukatzki, Dunja Maurer, Heike Wittmer und dem Arbeitskreis «Geschichte der Juden in Pirmasens», Pirmasens 2004.

Heirat lebten beide fortan in Pirmasens. Hier wurde dem Ehepaar 1929 die Tochter Ellen geboren.

1931 schrieb Alfred Schwerin die Erzählung «Das Saubrännle. Eine Buchener Geschichte», die er mit zahlreichen, von ihm selbst aufgenommenen Fotos aus Buchen illustrierte, die aber nie gedruckt wurde. In der Einleitung zu dieser Erzählung schrieb Schwerin, es *«überkam mich das Gefühl, dass wir Geschwister eines Tages Deutschland verlassen müssen und die Stätte unserer Kindheit nicht mehr aufsuchen könnten. Um das Bild der Heimat für immer festzuhalten, schrieb ich diese Erzählung.»*<sup>10</sup>

1934 starb Alfred Schwerins Mutter in Buchen. Sie wurde neben ihrem Mann auf dem Friedhof im benachbarten Bödighcim bestattet. Auch wenn er nun keine direkten Angehörigen mehr in Buchen hatte, so pflegte er – bis zu seinem Tod – den Kontakt zu einer dortigen christlichen Familie.

1936 wird Schwerin als «Lederagent» bezeichnet. Er wohnte damals in der Güterbahnstrasse 46. Die von ihm geschiedene Ehefrau betrieb damals in der Landauer Str. 12 einen Lederabfallhandel.<sup>11</sup> Sie starb allerdings bereits 1937 im Alter von erst 36 Jahren und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Pirmasens beerdigt. Die achtjährige Tochter Ellen besuchte zu dieser Zeit die 2. Klasse der Volksschule in Pirmasens.

1938 schrieb Alfred Schwerin in Pirmasens seine Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg nieder. In der Einleitung bemerkte er, er habe die Erinnerungen aufgeschrieben, weil *«mein Judesein es fordert»*: *«Denn wäre es nicht an der Zeit für unsereinen, er nähme sein Eiseres Kreuz und lege es unter den Stein auf dem Friedhof zu Bö-*

10 Bezirksmuseum Buchen, Kopien Korrespondenz Dr. Doris Kammerer.

11 Einwohnerbuch der Stadt Pirmasens, S. 164.

*digheim, der ein Mahnmal ist für die jüdischen Gefallenen meiner Heimat? Oder versenkte er es nicht gleich dem Hort der Nibelungen, dessen Anblick nur Bitternis erregt, in die Fluten des Rheins, zu dessen Schutz ich einst auszog, und der nun nicht mehr meines Vaterlandes Strom sein soll, weil dieses Vaterland mich von sich weist? Ich klage nicht und ich richte nicht. Seien wir still und seien wir stolz, das ist alles, was zu tun uns übrigbleibt.»<sup>12</sup>*

In seinen Erinnerungen «Von Dachau bis Basel» beschreibt Alfred Schwerin detailliert seine Erlebnisse nach der sogenannten «Kristallnacht» am 10. November 1938.<sup>13</sup> Zu jener Zeit wohnten noch ca. 300 jüdische Einwohner in Pirmasens. Ihre Zahl war seit 1936 stark zurückgegangen. Sie hatte am 1. Oktober 1936 noch 481, am 1. Oktober 1937 noch 444 und am 1. Oktober 1938 noch 312 betragen.<sup>14</sup>

Schwerin berichtet wie die Pirmasenser Juden damals über die Grenze nach Frankreich abgeschoben werden sollten. Als dies misslang, wurden die Juden – wie die anderen transportfähigen jüdischen Männer aus dem Gau Saarpfalz – in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Alfred Schwerin war unter den etwa 30 Pirmasenser Männern mit Rabbiner Dr. Dagobert Nellhaus an der Spitze, die am 12. November 1938 in Dachau eintrafen.<sup>15</sup> Alfred

12 Bezirksmuseum Buchen, Kopien Korrespondenz Dr. Doris Kammerer.

13 Die Erinnerungen befinden sich im Leo Baeck Institute, New York (ME 050).

Sie wurden auszugsweise veröffentlicht bei Monika Richarz (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*, Stuttgart 1982, S. 346-357. Vgl. auch Roland Paul: Es war nie Auswanderung immer nur Flucht. Zur Emigration der Juden aus der Pfalz im Dritten Reich, in: *Juden in der Provinz. Beiträge zur Geschichte der Juden in der Pfalz zwischen Emanzipation und Vernichtung*, hrsg. von Alfred H. Kuby, Neustadt a.d.W. 1988, S. 168f.

14 *Jüdisches Gemeindeblatt für das Gebiet der Rheinpfalz*, 2. Jg, Nr. 3 vom 1.11.1938.

Schwerin schildert die Zeit in diesem Lager sehr ausführlich. Am 16. Dezember 1938 wurde er mit anderen Männern entlassen und kehrte nach Pirmasens zurück. Als Nachfolger des in Dachau verstorbenen Sekretärs der jüdischen Gemeinde Pirmasens, Max Wolff, übernahm Schwerin dessen Amt.

Im März 1939 schickte er sein neunjähriges mutterloses Töchterchen Ellen mit einem Kindertransport nach Frankreich. Auf dem Kaiserslauterer Bahnhof gab er ihr den Abschiedssegens. Nach der Reichspogromnacht hatten Christen und Juden in Frankreich das «Comite Israélite pour les enfants venant d'Allemagne et de l'Europe Centrale» gegründet, das sich bemühte wenigstens die Kinder zu retten. Das Comité stand unter der Schirmherrschaft der Baronin Germaine de Rothschild, die das «Château de la Guette», ein Jagdschloss ihrer Familie in der Nähe von Paris, für die Aufnahme von Kindern zur Verfügung stellte. Mit etwa 130 weiteren deutschen Kindern, darunter allein 27 aus der Pfalz, fand auch Ellen Schwerin dort eine vorübergehende Bleibe. Etwa ein Jahr lang konnten die Kinder die freie und grosszügige Atmosphäre in La Guette geniessen, bis sie im Frühjahr 1940 nach La Bourboule bei Clermont-Ferrand im unbesetzten Teil Zentralfrankreichs kamen. Dort hatte Baron Rothschild ein Hotel gemietet, in dem die Kinder zum Teil bis November 1942 untergebracht wurden.<sup>16</sup>

Als Pirmasens bei Kriegsausbruch evakuiert werden musste, verliess Schwerin Ende September 1939 die Stadt und liess sich in

15 Gedenkstätte Dachau, Kopie des Eingangsbuches.

16 Sigrid Wipfler-Pohl: Kinderemigration 1939. Auf den Spuren jüdischer Kinder aus der Saarpfalz im französischen Exil, in: *Pfälzisches Judentum gestern und heute. Beiträge zur Regionalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, hrsg. von Alfred H. Kuby, Neustadt a.d.W. 1992, S. 321-386, hier S. 378 f.

Mannheim nieder. Von Ludwigshafen aus leitete er zusammen mit den beiden Vorstandsmitgliedern David Lang und Robert Mayer die Geschäfte der jüdischen Gemeinde Pirmasens. Auch übernahm er, wie er selbst schrieb, «gewisse Sonderaufträge» der Bezirksstelle in der Zollhofstrasse in Ludwigshafen.

Nachdem sein Bruder Ludwig<sup>17</sup> bereits 1938 in die Schweiz und von dort nach Palästina und seine Schwester Rosa<sup>18</sup> im April 1939 nach England geflüchtet waren, entschied sich auch Alfred Schwerin Deutschland zu verlassen. Auf abenteuerliche Weise flüchtete er mit Hilfe der Gestapo im März 1940 illegal, von Lörrach kommend, bei Sankt Chrischona über die Schweizer Grenze. Erster Zufluchtsort war der Friedhof Hörnli in Riehen. In Lörrach hatte man ihm den Rat gegeben, in der Nähe des Spalentors eine Dame aufzusuchen, die ihn sicher beherbergen würde. In der Frühe des nächsten Tages machte er sich durch Klein-Basel, über die mittlere Rheinbrücke und den Marktplatz zu seinem Ziel auf. Über dem Eingang des Hauses waren die Worte «Zum Pilgerhaus» zu lesen. Die Hausfrau, Gattin eines Professors, nahm den Flüchtling herzlich auf, gab ihm ein Zimmer und bewirtete ihn. Als einige Stunden später der Ehemann von einer in Genf gehaltenen Vorlesung zurückkam, begrüßte er Schwerin mit den Worten: «*Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer glücklichen Ankunft in der Schweiz!*» Später schrieb Alfred Schwerin: «*Dies war mein Empfang in der Schweiz. Er versinnbildlichte die beste Schweizer Tradition und gab mir ein Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit, das in diesem Augenblick doppelt wertvoll war.*»<sup>19</sup>

Doch die Freiheit währte für Alfred Schwerin nicht lange. Unmittelbar nachdem er sich bei der Stadtpolizei angemeldet hatte, wurde

17 Zu dem Künstler Ludwig Schwerin vgl. Anm. 4 und 5.

18 Rosa Schwerin lebte fortan in Leeds und starb dort am 22. Juni 1954.

19 Alfred Schwerin: Von *Dachau bis Basel*. Kaiserslautern 2003, S. 191.

er im Basler Stadtgefängnis interniert. Er kam von dort in das Lager Herdern im Thurgau, bis er im August 1941 in das Arbeitslager Gordola im Tessin verlegt wurde. Von 1942 bis zu seiner Entlassung 1944 war er im Arbeitslager für Emigranten in Locarno interniert. Am 22. März 1943 ernannte ihn das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement in Zürich zum zweiten Gruppenführer des Arbeitslagers. Über ein Jahr später, am 20. Juni 1944, teilte die dem Justiz- und Polizeidepartement unterstellte «Polizeiabteilung Zentralleitung Arbeitslager» Schwerin mit: *«Mit Rücksicht darauf; dass Sie das 50. Lebensjahr überschritten haben, werden Sie hiermit aus dem Arbeitsdienst entlassen. Eine Wiedereinberufung käme nur auf Ihren ausdrücklichen Wunsch in Frage. Mit Rücksicht auf Ihre vorzüglichen Leistungen und Ihre gute Führung im Lager wären wir bereit, einem entsprechenden Antrag Ihrerseits jederzeit stattzugeben.»*<sup>20</sup> Nach seiner Entlassung lebte er wieder in Basel, als Untermieter in einem kleinen Zimmer.

Schon 1941 hatte er die Einwanderungserlaubnis für seine im unbesetzten Frankreich lebende Tochter Ellen erhalten. Nach zweieinhalbjähriger Trennung konnte er sie im November 1941 am Bahnhof in Zürich wieder in die Arme schliessen. Ellen kam in ein Kinderheim in Ascona, wo sie dank der Unterstützung einer Schweizer Ärztin aus Münsingen im Kanton Bern drei Jahre lang lebte. Schliesslich (1944) nahmen Dr. Margaret Doepfner, eine Psychiaterin, und ihr Vater Ellen bei sich zu Hause auf.<sup>21</sup> Von Münsingen aus besuchte sie die Handelsschule in Bern. Die Strecke leg-

20 Bezirksmuseum Buchen, Kopie des Schreibens in der Sammlung Dr. Doris Kammerer.

21 Margaret Doepfner, später Doepfner-Wettstein, zog nach ihrer Heirat (1948) nach Johannesburg in Südafrika. Sie kehrte später nach Bern zurück und nahm ihre psychiatrische Praxis wieder auf. Sie starb im Jahr 199? im Alter von 101 Jahren.

te sie täglich mit dem Zug zurück. Nach Beendigung der Schule fand sie Arbeit im Hotel «Eden du Lac» in Luzern, wo sie ihre englischen Sprachkenntnisse verbessern konnte, da dort zahlreiche englischsprachige Gäste ein- und ausgingen.

Nach dem Krieg erfuhr Ellen, dass ihr im Oktober 1940 von Freiburg im Breisgau nach Gurs verschleppter Grossvater im Dezember 1941 im südfranzösischen Lager Récébédou verstorben war. Auch die einzige Schwester ihrer Mutter, Johanna Lion, geb. Sommer, war mit ihrem Mann und zwei Kindern von ihrem Wohnort Offenburg in Baden nach Gurs deportiert worden. Sie wurden im November 1942 über das Lager Drancy bei Paris nach Auschwitz verschleppt. Später wurden sie alle «für tot erklärt».<sup>22</sup>

Alfred Schwerin und seine Tochter bemühten sich um Einwanderungsvisen in die Vereinigten Staaten und erhielten schliesslich 1948 zwei sogenannte Affidavits (Bürgerschaftserklärungen) von einem «Mr. Boulevard», der eine grosse Uhrenfabrik in den USA besass. Am 6. November 1948 schrieb Alfred Schwerin kurz vor der Abreise aus Basel an Lenchen Fertig in Buchen: «*Ich lasse aber Ellen nicht allein nach Amerika, sondern reise selbstverständlich mit. Wir haben beide genug von Europa und wollen dort ein hoffentlich ruhigeres und friedlicheres Dasein beginnen.*»<sup>23</sup> Auf dem Weg in die USA machten Vater und Tochter Schwerin in London

22 Vgl. *Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933-1945. Ein Gedenkbuch*, hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart (= Veröffentlichungen der staatlichen Archivdirektion Baden-Württemberg, Beiband zu Band 20), Stuttgart 1969, S. 208 und 326. Vgl. auch *Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945*, bearbeitet vom Bundesarchiv Koblenz und dem internationalen Suchdienst Arolsen, Frankfurt a.M. 1986, Bd. 1, S. 901 und Bd. 2, S. 1412. Vgl. auch Barbara Vormeier: *Die Deportierungen deutscher und österreichischer Juden aus Frankreich*. Paris 1980, S. 89.

23 Bezirksmuseum Buchen, Kopien der Korrespondenz Fertig-Kammerer.



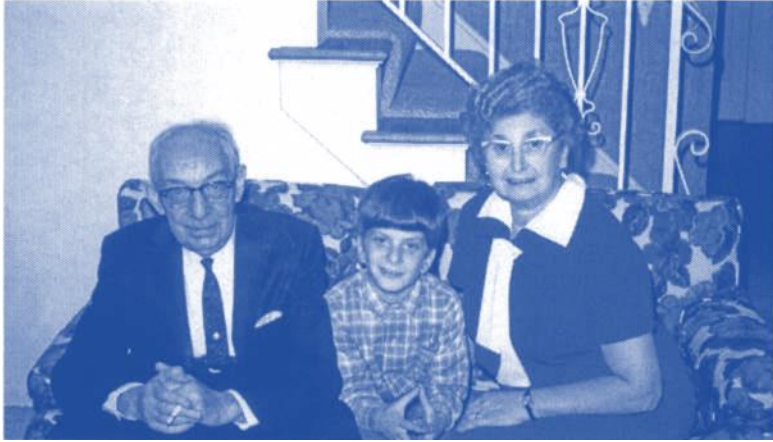
Zwischenstation. Hier trafen sie sich mit Freunden und Alfred Schwerins Schwester Rosa.

Von Southampton ging's schliesslich per Schiff nach New York. Zu Beginn der Schiffsreise mit der «S.S.Washington» notierte Schwerin am 14. November 1948: *«Zum erstenmal seit Jahren fühlte ich mich wieder als freier Mensch und – wenn ich mich so ausdrücken darf – wieder einmal als Gentleman, dem genügend Mittel zur Verfügung standen. Zum erstenmal wieder empfand ich keinerlei Hemmung, Geld auszugeben. Hier erschien alles so billig, wenn man die Schweizer Währung zugrunde legte. Es war ein wundervolles, erlösendes Gefühl. Fünfzehn Jahre Drittes Reich und Emigration hatten einen, trotz allen Dagegen stemmen und trotz allem Bemühen, sein Ich zu bewahren und den Kopf hoch zu halten, irgendwie in Sklaverei und demütigende Fesseln gepresst. Wir wussten, dass wir keine freien Menschen waren, wenn wir uns auch bemühten, uns als solche zu geben und unsere Wunden zu verbergen. Dass dieses Bewusstsein des Verfemtseins dort und des Geduldetseins hier niemals in uns erlosch, dafür sorgte im Dritten Reich die Gestapo und in der Schweiz die Fremdenpolizei. Ach ja, die Schweiz! Sie hat mir und vielen anderen das Leben gerettet. Dafür gebührt ihr Dank. Aber sie hat auch viele der unschuldig Verfolgten, die sie hätte retten können, lieblos in den Tod gejagt. Und denen, die sie retteten, versagte sie die Gleichberechtigung. Stets blieben wir Objekt der Polizei.»*<sup>24</sup>

Am 21. November 1948 kamen Alfred und Ellen Schwerin in New York an. Hier erfuhren sie zunächst Unterstützung durch die HIAS (Hebrew Immigrant Aid Society). Doch New York war beiden *«zu gross und das Leben zu aufreibend»*.<sup>25</sup>

24 Ebd.

25 Bezirksmuseum Buchen, Kopien der Korrespondenz Fertig-Kammerer, Brief an Lenchen Fertig vom 4.2.1949.



Alfred Schwerin Nachkriegszeit  
Privatbesitz Familie Bamberger, Ohio.

Bald entschlossen sie sich nach Cincinnati überzusiedeln. In der damals ca. 800.000 Einwohner zählenden Stadt am Ohio lebte seit 1939 ein alter Jugendfreund Schwerins aus Buchen, Moritz Strauss mit Frau und Tochter. Am 29. Dezember 1948 kamen Alfred und Ellen Schwerin in Cincinnati an. Alfred Schwerin bereute die Entscheidung, sich in Cincinnati niederzulassen, nie. Während Ellen bald eine Stelle als Sekretärin erhielt, fand Alfred Schwerin schon Mitte Februar Arbeit in einer Fabrik, die Sportartikel herstellte. Zufrieden schrieb er im Sommer 1949: *«Auch unser gesellschaftliches Leben ist angenehm. Die Hauptsache ist jedoch, dass wir wieder freie Menschen sind und nicht von rohen, vor Überheblichkeit und Einbildung wahnsinnigen Verbrechern wie Freiwild behandelt werden.»*<sup>26</sup>

Später arbeitete Alfred Schwerin im Büro einer Schuhfabrik in Cincinnati, widmete sich in seiner Freizeit dem Literaturstudium,

<sup>26</sup> Bezirksmuseum Buchen, Kopien der Korrespondenz Fertig-Kammerer, Brief an Lenchen Fertig vom 5.6.1949.



*Alfred Schwerin, Privatbesitz Familie Bamberger, Ohio*

schrieb Erinnerungen auf und unternahm grosse Reisen, so u.a. nach Mittel- und Südamerika. Seine Tochter Ellen verheiratete sich 1950 mit dem Metallurgen Eric Bamberger, der 1939 mit seinen Eltern von Frankfurt a.M. nach Cincinnati emigriert war. Dem Ehepaar Bamberger wurden zwei Kinder geboren, die Tochter Lina und der Sohn Mark.

Nach den schweren Jahren der Verfolgung, Internierung und dem kargen Leben im Schweizer Exil kehrte in den fünfziger Jahren wieder Freude in das Leben von Alfred Schwerin ein, dank der Fürsorge und Liebe seiner Tochter und deren Familie. Trotz allem konnte er die schmerzliche Demütigung, die er in seiner einst so geliebten Heimat erfahren musste, zeitlebens nie vergessen.

Nach seiner Auswanderung in die USA unternahm Alfred Schwerin zum ersten Mal 1955 wieder eine Reise nach Europa. 17 Jahre hatte er seinen in Israel lebenden Bruder nicht mehr gesehen. In der Schweiz trafen sie sich jetzt wieder. Ob Alfred Schwerin damals auch nach Pirmasens kam, konnte nicht festgestellt werden. Seine Geburtsstadt Buchen und die dort lebende Familie Scheuermann-Fertig, alte christliche Freunde seit den Kindertagen, besuchte er jedenfalls. Er unterhielt aber noch Kontakte in die Pfalz. Zu seinem 82. Geburtstag schenkte ihm eine christliche Freundin, die er seit seiner Pirmasenser Zeit kannte und die hier lebte, einen siebenarmigen Leuchter aus Messing.<sup>27</sup> Mit dieser Frau, die inzwischen auch verstorben ist, blieb er bis zu seinem Tod in Verbindung.

Alfred Schwerin starb 1977 nicht ganz 85-jährig in Cincinnati. Wir sind ihm dankbar, dass er seine Erinnerungen für seine Nachkommen und für uns niedergeschrieben hat.

<sup>27</sup> Bezirksmuseum Buchen, Brief an Dr. Doris Kammerer, Neureut, vom 29.11.1974.

ALFRED HOFFMANN

## «Komme ich da rüber?»

### **Von Südfrankreich zu den Langen Erlen**

Ich war knapp zwanzig Jahre alt, als ich 1945 in Südfrankreich in die Gefangenschaft kam. Das Heimweh nach meiner Mutter und meinem Bruder in Schlesien, über deren Verbleib ich in grosser Sorge war, trieb mich zur Flucht an. Ich schaffte es bis in die Schweiz und wollte von hier weiter nach Deutschland. Die Angst, an der Grenze erwischt und an die Franzosen ausgeliefert zu werden, sass mir im Nacken. Als Erstes wollte ich in Riehen in den Langen Erlen Ausschau halten nach einem geeigneten Schlupfloch weiter nach Deutschland. Aber ich will Ihnen auch erzählen, was davor und danach passiert ist, denn das ist mindestens so spannend.

### **Mit 18 Jahren von Schlesien an die Ostfront**

Es begann für mich 1943, als ich als 18-jähriger Bursche in die Wehrmacht eingezogen wurde. Ich musste an die Ostfront in Weissrussland, um die russischen Artillerieeinschüsse zu orten und daraus den Standort der feindlichen Geschütze zu berechnen. Nach dem Zusammenbruch der Ostfront sind meine Kameraden und ich unter widrigsten Umständen und meist ohne Verpflegung Hunderte von Kilometern wieder Richtung Westen gelaufen. Viele von uns kamen in einem Hinterhalt der Russen und Partisanen ums Leben.

## Kriegsende und Gefangenschaft

Die beiden folgenden Kriegsjahre verbrachte ich im Westen Deutschlands an der Saar, Mosel und im Elsass, von wo wir uns zuletzt bis nach Ulm zurückgezogen haben. Eine weisse Fahne in Ehningen an der Donau beendete für mich den Krieg. Im offenen Güterwagen wurden wir als Kriegsgefangene nach Süden abtransportiert und unterwegs wiederholt mit Steinen beworfen. Ab dem 1. Mai 1945 begann meine Kriegsgefangenschaft im Lager Montélimar/Drôme in Südfrankreich. Ich wurde bald als Helfer einem Bauernhof zugeteilt und kam zu einem Ehepaar mit vier Kindern. Dort gab es viel zu tun: Obstanbau, Gärtnerei, Holzfällen. Ich arbeitete von früh bis spät; es machte mir nichts aus. Irgendwann plagten mich üble Kariesprobleme. Sie führten mich zu einem Zahnarzt, der aus Lörrach-Stetten stammte. Er weckte in mir die Idee, über die Schweiz zurück nach Deutschland zu fliehen. Von da an hatte ich einen Plan, der mich nicht mehr losliess. Irgendwann im Jahr 1947 weihte ich meine Obstbaufamilie ein. Man bot mir nicht nur Verständnis, sondern sogar Fluchthilfe! Madame und Monsieur besorgten mir eine Fahrkarte von Valence nach Belfort. Mit einer Zeitung vor meinem Gesicht habe ich die Fahrt hinter mich gebracht. Von dort aus bin ich weiter ohne Zug-Billett in der WC-Kabine mit viel Angst in die Nähe der Schweiz gefahren. Zu Fuss überquerte ich die Grüne Grenze. Geschafft! Von nun an habe ich immer bei Bauernhöfen angeklopft. Oft wurde mir aufgetan, ich blieb ein paar Tage, half kräftig mit, bevor ich weiter Richtung Basel gewandert bin. Auf dem Hof Schönmat in Gempnen wurde ich gut empfangen und gehörte bald fast zur Familie Balzli. Aber auch dort... immer wieder plagte mich das Heimweh und die Sorge nach dem Verbleib meiner Mutter.

## Ausschau halten an der Langen Erle

Vöglins, die Wirtsleute vom Dorf, erklärten mir: «Alfred, wenn Du über die Grenze willst, musst Du an die Langen Erlen in Riehen gehen.» Also bin ich dort hin, um Ausschau zu halten, ob es eine Chance zum Rüberkommen gäbe. An einem Sonntag kurz nach Ostern 1947 bin ich in Riehen an der Wiese entlang spaziert. Auf der Weiler Seite sah ich Stacheldraht. Auf der Schweizer Seite liefen die Schweizer Beamten umher und die Basler flanierten. Drüben patrouillierten die Franzosen. Auch einige bettelnde Kinder waren zu sehen. Die vielen Uniformen und der Stacheldraht raubten mir jede Hoffnung. Also verwarf ich meine Pläne, an den Langen Erlen rüberzukommen. Fürs Erste war das Risiko aufgeschoben. Ich fühl-te mich enttäuscht und erleichtert zugleich.

## Auf die St. Chrischona

Auf der Schön matt durfte ich Weiterarbeiten. Irgendwann meinten die benachbarten Wirtsleute wieder: «Alfred, Du musst halt mal auf die St. Chrischona hoch gehen. Dort kommst Du sicher rüber.» Also bin ich vierzehn Tage später dorthin gereist, um die Lage zu erkunden. Es war an einem Sonntag, als ich einem Zöllner beim Rührberg direkt in die Hände gelaufen bin. Ihm habe ich meine Pläne eröffnet, nach Deutschland heimkehren zu wollen, ohne aber den Franzosen unter die Augen zu kommen. Er hatte Verständnis! «Ich werde mich erkundigen, ob sie in der Schweiz bleiben dürfen. Kommen Sie in acht Tagen zu mir nach Hause nach Riehen an die Lörracherstrasse 21.» Doch am verabredeten Tag regnete es stark und eigentlich wollte ich ja nach Deutschland – also ging ich nicht nach Riehen.

Am Pfingstmontag haben wir noch Kartoffeln gesetzt. Abends sagte ich den Balzlis, ich möchte gerne morgen aufbrechen.

Ich bekam meinen Lohn, Fr. 125.- in Fünffrankenstücken und ein Fresspaket auf den Weg. Am Abend brachten sie mich mit der Milchfuhr nach Arlesheim. Von dort nahm ich die Strassenbahn nach Riehen. Die Angst vor Polizisten und Zöllnern begleitete mich die ganze Zeit. Darum lief ich nicht durchs helle Dorf, sondern rechts am Waldrand entlang, danach über einige Wohnstrassen und dann zum grossen Friedhof. Vom Erkundungsmarsch zwei Wochen zuvor wusste ich noch, wo sich das Nebenzollamt befand. Es war hell erleuchtet, und ich wollte auf Distanz bleiben. Damals hatte ich das Gefühl, in Riehen wohnen nur Zöllner und Grenzbeamte, die mich allesamt schnappen wollten. Also habe ich einen grossen Bogen um alles gemacht und kam oben auf einem Feldweg an. Dort erblickte ich einen mächtigen Grenzstein von gut einem Meter Höhe. Auf der einen Seite war ein Schweizer Wappen und auf der anderen das deutsche! Dort setzte ich mich kurz hin und beruhigte mich ein wenig. Bis hierhin war alles vortrefflich gelaufen. Zehn Meter weiter waren Sträucher, auf die ich dann zugelaufen bin. Ich war vielleicht vier bis fünf Meter weiter und vermutlich schon über der Grenze. Und plötzlich erstrahlte eine helle Lampe und es rief jemand: «Halt, bleiben Sie stehen!» Ich erschrak fast zu Tode... Ein Schweizer Zöllner mit Pistole. Ich liess sofort mein Fresspaket fallen, da ich nicht als Schmuggler gelten wollte. Er befahl: «Kommen Sie her», und ich fügte mich. Nachher wurde mir klar, dass ich mich wohl noch nicht auf deutschem Gebiet befunden hatte. Drüben hätte er mich nicht verhaften können. Er rief: «Bitte schön. Gehen Sie vor mir – vorwärts Marsch aufs Zollamt.» Ich wurde verhört und dem Basler Lohnhof überstellt. Tags darauf wurde mir angeboten in der Stadt für die 125 Franken eine Bekleidung zu kaufen oder ein Sparheft zu eröffnen. Stattdessen liess ich mir versichern, dass der Bauer, der mir Unterschlupf gewährt hatte, unbescholten bliebe, wenn ich seinen Namen preisgebe. Dann gab ich seine Adresse bekannt, damit Balzli die 125 Fr. per Briefpost zurückerhalten würde.



Wenige Tage später wurde ich an die Franzosen ausgeliefert und kam erneut in ein Gefangenenlager, diesmal in Guéret/Creuse im Zentralmassiv: Transport mit Handschellen, härteste Arbeit im Steinbruch, Wächter mit Maschinenpistolen. Nach einer Weile erkannte ich Lücken in der Bewachung und floh erneut. Die Fortsetzung der Erzählung kürze ich ab. Meine Flucht brachte mich wieder auf abenteuerliche Weise in die Schweiz. Erneut bekam ich auf Bauernhöfen Unterkunft und Arbeit. Überhaupt wurde mir von den Schweizern fast immer geholfen, ganz besonders nachdem ich nachweisen konnte, dass ich anpacken kann. Ich schaffte es wieder auf die Schönegg nach Gempfen zu gelangen. Balzlis Tür war offen für mich. Sie hatten die 125 Franken für mich aufgehoben! Irgendwann flog ich wieder auf und wurde von der Polizei beim Holzfällen am Waldrand abgeholt. Nachdem ich mich auf dem Polizeiposten als Putzkraft nützlich erwiesen hatte, sass ich wenige Tage später mit dem Polizisten und seiner Frau am Mittagstisch. Anstatt mich erneut auszuschaffen – den Landesverweis hatte ich schon erhalten – haben der Polizist und Balzli sich beherzt dafür eingesetzt, dass ich Asyl bekomme – mit Erfolg! So durfte ich in der Schweiz meine neue Bleibe finden. Im Jahr 1957 erhielt ich endlich die verbindliche Nachricht, dass meine Eltern und mein Bruder in Ossig bei Lüben in Schlesien vor Kriegsende von Russen erschossen wurden. Wenige Jahre danach begegnete ich meiner späteren Ehefrau, wurde glücklicher Familienvater und erhielt das Schweizer Bürgerrecht. Ich denke in Dankbarkeit an alle, die mir Wohlwollen und Vertrauen schenkten. Alles was ich erlebt habe, waren Etappen auf dem Weg nach Hause, hierhin, da wo ich seither beheimatet bin.

*Alfred Hoffmann feiert bald seinen 92. Geburtstag und lebt in seinem Haus in Ormalingen Baselland.*

LUCY MATHILDE BUSINGER

## Tückische Schweizer Grenze

*Lucy Mathilde Businger*

*Geboren 1912 in Hettingen bei Sigmaringen. Verstorben im Jahre 2006 in Riehen.*

*Seit 1947 im Jüdischen Heim La Charmille, Riehen*

1932 bin ich als junges Mädchen von meinem Heimatdorf Hettingen bei Sigmaringen in die Schweiz gekommen. Zunächst arbeitete ich in verschiedenen Haushalten als Hilfskraft. Von 1936 bis 1940 war ich bei einer jüdischen Familie in Basel, wo ich den kranken Hausherrn pflegte. Nach dessen Tod bat mich sein Sohn, im «Jüdischen Heim», das damals an der Bachofenstrasse eröffnet werden sollte, mitzuarbeiten.

Doch im Jahre 1940 erhielt ich von den deutschen Behörden die Aufforderung, die Schweiz zu verlassen. Wenn ich nicht bis zum 7. Juni nach Deutschland zurückkehren würde, würde ich staatenlos und könne dann nicht mehr über die Grenze. Obwohl meine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz gültig blieb, reiste ich am 6. Juni 1940 schweren Herzens aus, denn meine Mutter lebte allein in Hettingen. Ein Bruder von ihr war im Krieg gefallen, der andere schwer verletzt worden. Ich bin heute froh, dass ich gegangen bin, denn 1943 starb meine Mutter ganz plötzlich, und ich hätte sie nie mehr gesehen.

Es war eine schlimme Zeit in Deutschland, man kann sich das nicht vorstellen. Am 6. Juni kam ich heim, und bereits am 11. Juni wurde ich zum ersten Gestapoverhör vorgeladen. Das ging dann jahrelang so weiter. Ich wurde verhört, weil ich bei Juden gearbeitet hatte, vor allem aber, weil ich ziemlich offen zu meinen Überzeugungen stand. Am Tag meiner Rückkehr, als ich durch unser Dörflein ging, rief mir eine Tante, die in ihrem Schrebergarten arbeitete, zu: «Was

sagen sie bei euch (das heisst in der Schweiz) zu dem Krieg?» Ich antwortete: «Die sagen nur: Ihr macht solange, bis alles kaputt ist – das geht aber nicht mehr lange!» Dies hörte eine andere Frau, die mich sofort denunzierte, was dann wiederum zu einem Gestapoverhör führte. So ging es weiter. Ich weigerte mich zum Beispiel, bei den Nazis als NS-Schwester mitzumachen und wurde daraufhin zwangsverpflichtet, in einer Textilfabrik für Soldatenbekleidung zu arbeiten. Ich war nie aus Feigheit still, und bin trotzdem durchgekommen. Aber da-durch war ich immer unter Kontrolle und wurde oft bedroht. Meine Verwandten im Dorf waren wütend, dass ich immer wieder offen zu meiner Meinung stand. Ich glaube, wenn ich nicht so lange in der Schweiz gewesen wäre, hätte auch ich anders reagiert. Grossen Einfluss auf meine Einstellung hatte meine streng katholische Erziehung. Ich war bei Nonnen in die Schule gegangen, die schon sehr früh die Gewalt der Nazis anprangerten.

Endlich war der Krieg zu Ende, aber unter der französischen Besatzung wurde es nicht leichter. In unserem Dorf waren marokkanische Truppen; Erschiessungen und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung.

Ich wollte so schnell als möglich in die Schweiz zurückkehren. Meine Arbeitsbewilligung war immer noch gültig. 1945 versuchte ich es zum ersten Mal. Ich fuhr nach Lörrach zum Gouvernement und bat um eine Ausreisegenehmigung. Doch dort sagte man mir: «Sie sind Deutsche, Sie haben den Krieg verloren und haben zu tun und zu lassen, was wir befehlen.» 1946 versuchte ich es wieder, und zwar am «Hebeltag». Der Sohn meines ehemaligen Chefs kam an die Grenze und schickte einen Bekannten hinüber, mit dem ich «unauffällig» in die Schweiz zurückkehren sollte. Doch ich wurde abgefangen und kehrte traurig nach Hause zurück. Am 23. Juli

1947 erhielt ich von der Schweizerischen Interessengesellschaft in Baden-Baden ein Telegramm, ich müsse spätestens am 4. August in der Schweiz sein, sonst verfallende meine Bewilligung. Ich löste meinen Haushalt in Hettingen auf und fuhr nach Lörrach zum Gouvernement, doch der Bescheid lautete wieder «negativ». Ganz verzweifelt kehrte ich zu einer Bekannten zurück, bei der ich wohnte. Was sollte ich tun? Plötzlich läutete es. Ein junger Mann stand vor der Türe und trug eine Passfotografie von mir in der Hand. Er werde mich über die Grenze bringen, sagte er. Aber zuvor müsse er drei Dinge wissen: «Fangen Sie schnell an zu schreien?» «Neigen Sie sehr zu Nervosität?» «Haben Sie Angstzustände?» Zu allem sagte ich «Nein», aber natürlich ich hatte Angst! Mir war ja klar, dass schwerste Strafen – zwei Jahre Arbeitslager oder gar Erschiessung – auf einem Fluchtversuch lagen. «Kommen Sie noch heute zu unserer Wohnung nach Weil», sagte der Mann: «Sie müssen bei Tageslicht kommen und bleiben, bis es dunkel wird. Mitnehmen können Sie nichts, ausser einer ganz kleinen Tasche. Wenn es dunkel wird, werden wir gehen. Aber denken Sie daran, Sie dürfen auch nicht schreien, wenn ein Hund bellt.» Ich packte eine Schürze, eine Bluse, ein Kreuzlein und ein paar Kleinigkeiten in meine Tasche. Die Koffer gab ich dem Mann mit, der sie mir später in die Schweiz nachbringen sollte.

Am Nachmittag ging ich dann nach Weil und fand in dem angegebenen Haus die Eltern des Mannes, die mir sehr unfreundlich begegneten. Sie hatten wohl Angst um ihren Sohn. Dieser tauchte um halb zehn Uhr auf, und wir machten uns auf den Weg. Ich weiss nicht, wo unser Weg durchführte, denn es war stockdunkel. Zuerst gingen wir durch einen Wald. Das Laub rauschte, und wenn ein Hund bellte, legten wir uns auf den Boden. Nach einiger Zeit kamen wir zu einem breiten Stacheldrahtverhau. Da war unten, mit Zweigen und Gebüsch etwas verdeckt, ein Loch herausgeschnitten, durch das wir krochen.

Auf der anderen Seite befand sich eine Gärtnerei, in der eine Sprinkleranlage Wasser versprühte. Es war der 1. August, eine heisse Nacht, und ich war völlig verschwitzt. Ich hatte Todesangst ausgestanden. Erleichtert rief ich aus: «Gottlob, jetzt haben wir es geschafft!». Doch der Mann bedeutete mir, still zu sein, wir hätten noch nicht einmal den halben Weg hinter uns. So gingen wir also weiter, immer wieder durch Gärten, bis wir schliesslich an den Park einer Villa kamen. Auch hier war am hohen Grenzzaun unten ein Eisenstück entfernt, so dass wir durch das Loch in den Park einsteigen konnten. In diesem Moment leuchteten am Haus Lichter auf. Ein Mann mit einem Hund trat ins Freie. Ich erschrak furchtbar. Der Hund würde uns doch sicher wittern. Doch nichts geschah. Mann und Hund entfernten sich, und ein Dienstmädchen trat in den Garten, um eine Festtafel, offenbar von der 1. August-Feier, abzuräumen. Als alles wieder dunkel war, schlichen wir uns durch den Park zum vorderen Gartentor, zu welchem mein Begleiter einen Schlüssel hatte. Und erst als wir auf der Strasse standen, sagte er: «Jetzt haben wir es geschafft!».

Mit der Tram fuhren wir zur Bachofenstrasse ins Jüdische Heim, wo wir nachts um halb zwölf ankamen. Der Mann erhielt den offensichtlich vorher vereinbarten Lohn von der Hausverwalterin und verschwand. Ich selber wurde als Deutsche von den andern Mitarbeiterinnen zuerst nicht sehr freundlich aufgenommen, aber das machte mir nichts aus. Ich war in der Schweiz!

Im gleichen Jahr, am 3. November 1947, übersiedelte das Jüdische Heim in die «La Charmille» an die Inzlingerstrasse nach Riehen. Wir waren noch keine drei Wochen im neuen Heim, als der Mann, der mich über die Grenze geschmuggelt hatte, mir meinen Mantel brachte. Er müsse aber zwanzig Franken dafür haben, sagte er, denn leider sei er beim Zoll erwischt worden. Da ich realisierte, dass das

Auslösen meiner Habseligkeiten und Koffer mich viel Geld kosten würde, verzichtete ich auf alles und fing also mit 35 Jahren bei Null an.

Den Deutschen ging es in dieser Zeit sehr schlecht, und ich erhielt immer wieder Bettelbriefe von Verwandten und Freunden, die mich um verschiedene Dinge, vor allem um Medikamente baten. So erreichte mich im November 1947 die Nachricht, dass mein Bruder sehr krank sei; die Granatsplitter seiner Kriegsverwundung hätten sich wieder entzündet und er brauche dringend Penicillin. Dieses Medikament war damals in Deutschland noch gar nicht erhältlich. Ein erstes Päcklein, das ich mit Hilfe unseres Hausarztes sofort schickte, wurde gestohlen. Daraufhin reiste mein Schwager aus Hettingen nach Weil, wo eine Frau aus unserem Dorf mit einem Lokführer der Badischen Bahn verheiratet war. Dieser holte bei mir in der Charmille das Penicillin ab, schmuggelte es auf seiner Lokomotive über die Grenze und übergab es meinem Schwager, der es sofort nach Sigmaringen ins Spital brachte. Doch leider kam die Hilfe zu spät; mein Bruder starb kurz darauf.

Ich selber lebe nun seit beinahe fünfzig Jahren in der Charmille, bis 2001 als Gouvernante, seither als Pensionärin. Charmille ist für mich zur zweiten Heimat geworden.

*Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Tronconi*

PETRA BONAVIDA

## Elisabeth Neumann – Flucht in Schwesterntracht von Frankfurt in die Schweiz

In Schwesterntracht, bei Nacht und Nebel, überquerte die Frankfurter Gemeindegeschwester Elisabeth Neumann die Grüne Grenze zur Schweiz.<sup>1</sup>

Elisabeth Neumann hatte drei Geschwister. Alle Kinder waren «liegend» getauft, eine Redewendung, die den Übertritt vom jüdischen zum christlichen Glauben aus Überzeugung hervorheben soll. Sie lernte Krankenpflege und arbeitete in den Dreissigerjahren aufopferungsvoll als Gemeindegeschwester in der Deutschen Evangelisch-Reformierten Gemeinde zu Frankfurt a.M. Eine ihrer Schwestern emigrierte rechtzeitig in die USA, die andere ging nach Palästina und trat wieder zum jüdischen Glauben über. Bruder Richard blieb bei seinen Eltern in Frankfurt. Im Verlaufe der Gettoisierung, also der Zwangszusammenlegung von jüdischen Frankfurtern, lebten die Eltern und Richard bei dem Ehepaar Hirschfeld als Untermieter. Hirschfelds führten eine kleine Pension in der Myliusstrasse.<sup>2</sup>

Elisabeth Neumann durfte seit dem 28. September 1938 ihren Beruf als Gemeindegeschwester nicht mehr ausüben, da eine neue Verord-

1 Diese geglückte Flucht vermerkte Elsa Freudenberg, Ehefrau des Flüchtlingspfarrers Adolf Freudenberg in Genf, in ihrem Tagebuch am 5. Juli 1942. Eberhard Röhm; Jörg Thierfelder: *Juden-Christen-Deutsche*, Band 4/II, S.25.

2 Ihre Tochter, Mile Braach, beschrieb diese Zwangsgemeinschaft in ihrem Buch und berichtete auch über die Deportation von Helene und Richard Neumann. Mile Braach: *Wenn meine Briefe dich erreichen könnten*, S.95 ff; Elisabeth Neumanns Vater war kurz davor eines natürlichen Todes gestorben.

nung «Nicht-Ariern» verbot, nicht-jüdische Patienten zu versorgen. Stillschweigend wollte die Oberin darüber hinwegsehen, aber Pfarrer Meyer missbilligte die Missachtung des Gesetzes und sorgte dafür, dass sie nun offiziell entlassen wurde. Seit Mai 1941 musste sie Zwangsarbeit in der Buchdruckerei Osterrieth verrichten und seit September 1941 den Stern tragen.

Immer öfter wurde sie nun von Freunden zur Flucht in die Schweiz gedrängt. Längst hatte Anna de Quervain in Laufen/ Kanton Bern zugesichert, dass sie im Pfarrerhaus ihres Mannes aufgenommen werden könne «aber offenbar unternahm sie zunächst nichts, um ihre Auswanderung vorzubereiten». An ihrer statt wurden jedoch ihre Freundinnen aktiv. Eine von ihnen, Lilli Simon, Klavierlehrerin, kannte einen Lehrer, der am Oberrhein wohnte und der die Fluchtwege in die Schweiz kannte. Lilli besuchte ihn, liess sich beraten und zwang Elisabeth, die Wege und Möglichkeiten zur Flucht über die Grenze so lange auswendig zu lernen, bis sie sie Tag und Nacht hersagen konnte.<sup>3</sup>

Die Geschichte des Fluchtweges wird ergänzt von Dr. Gertrud Voelckel. Als eine Freundin aus Lillis Umkreis in den Fünfzigerjahren berichtet sie mir im Detail über den Fluchtweg. Nachdem Voelckel durch einen Artikel in der «Evangelischen Sonntagszeitung» auf meine Recherche aufmerksam gemacht worden war, fahre ich zu ihr im Dezember 2008 nach Alzey. «Der Lehrer hiess Eugen», erzählt sie, und hat in einer Dorfschule in der Nähe von Lörrach unterrichtet. Er war ein Freund und kannte sich gut im Grenzgebiet aus. Als Lilli spätabends bei ihm aus Frankfurt eintraf, gingen sie beide in den Schulsaal, denn die Ehefrau sollte von sei-

3 Marlies Flesch-Thebesius: Verlassen in der eigenen Gemeinde – Schwester Elisabeth Neumann, S. 11-21, hier S.18, in: Hermann Düringer; Hartmut Schmidt: *Kirche und ihr Umgang mit Christen jüdischer Herkunft während der NS-Zeit – dem Vergessen ein Ende machen*, Frankfurt/Main 2004.



ner Hilfe nichts mitbekommen. Es sollten nicht weitere Mitwisser unnötig gefährdet werden. Im Mondschein zeichnete er auf der Schultafel den Weg auf, hob einzelne Baumgruppen als wegweisend hervor und erzählte, wann die schweizerischen Zöllner das Grenzstückchen passierten und ebenso, wann die deutschen Grenzer vorbeikamen. In diesem Grenzstück floss ein Bach, und den habe sie zu überqueren. Eugen wiederholte diese Angaben so lange, bis Lilli Simon sie auswendig wiedergab, und wischte die Zeichnung anschliessend ab. Des Nachts fuhr sie auf gleichem Wege nach Frankfurt zurück und übte nun ihrerseits mit der Gemeindegeschwester Elisabeth den Weg so lange, bis sie ihn ebenfalls lückenlos wiedergab.<sup>4</sup> Nichts wurde aufgeschrieben, kein Stückchen Papier hinterlassen, das den Fluchtweg verraten und die beiden Retter hätte gefährden können.

Erst als Elisabeth Neumanns Name auf einer der Deportationslisten aufgetaucht war, entschloss sie sich zur Flucht. Am 22. Mai 1942 fuhr sie um 5.03 aus Frankfurt ab, übernachtete bei Freunden in Freiburg und ging am nächsten Tag über Lörrach, Waldshut und Griessen über die Grüne Grenze in einem Fussmarsch nach Rafz auf Schweizer Gebiet.

In ihrer Schwestertracht fiel sie auf reichsdeutschem Gebiet gewiss nicht auf, zog also kaum Kontrollen auf sich. Dreimal hatte sie Anlauf genommen, bis die Grenzbeamten beider Seiten gleichzeitig in einem anderen Abschnitt waren. In Rafz wurde sie abends um 20.45 Uhr angehalten. Das Pfarrerehepaar de Quervain in Laufen nahm sie auf und hätte sie schon viel früher aufgenommen, wäre sie nur gekommen.

Obwohl im Sommer 1942 die Schweizer Regierung Anweisungen erteile, illegale Grenzgänger wieder auszuweisen, brauchte Schwester Elisabeth nichts zu befürchten. Pfarrer de Quervain hatte be-

<sup>4</sup> Gespräch mit Dr. Gertrud Voelckel am 1.12.2008.

reits Monate zuvor für sie gebürgt. Elisabeth Neumann trug in ihrer Handtasche sozusagen als Beweis zwei abgelaufene Einreisebewilligungen des schweizerischen Konsulats vom 17. Februar und 18. April 1942 mit sich. Dazu ihre Taufbescheinigung und Ausbildungsnachweise. Ihr Flüchtlingsdossier im Bundesarchiv Bern ist eine dünne Akte, was heisst, dass sie willkommen war.<sup>5</sup>

Nach dieser gelungenen Flucht hätte die Skizze durchaus noch anderen Verfolgten weitergegeben werden können. Aber darüber hat Lilli Simon nichts erzählt. Pfarrer Ring von der reformierten Gemeinde hatte ganz offensichtlich nach ihren Angaben dennoch eine Zeichnung angefertigt. Er gehörte zu dem Freundeskreis innerhalb der Gemeinde, der die Gemeindegeschwister gedrängt hatte, kein weiteres Risiko einzugehen und bald unterzutauchen.

Die Skizze von Pfarrer Ring wurde Anfang 1944 noch einmal eingesetzt. Allerdings blieb bei der Fluchtvorbereitung von Heinz von Mettenheim keine Zeit, um vor Ort erneut Erkundigungen einzuziehen. Sein Anlauf scheiterte, er wurde auf deutscher Seite festgenommen.

Aus dem Buch: Mit falschem Pass und Zyankali

### **Flucht von Riehen nach Frankfurt**

«Ein Herr Dr. Friedrich Kowalewski war gemeinsam mit Pfarrer Reinhard Ring (1912-1973) im Frühjahr 1946 an der Rückholung der Gemeindegeschwister Elisabeth Neumann (1900-1988) aus der

5 HHStA Wiesbaden, Wiedergutmachungsakte Abt. 518-P 2415 Nr.5; Bundesarchiv Bern E 4264, Dossier 03346.

Schweiz nach Frankfurt beteiligt. Dazu gibt es den Hinweis von Herrn Dr. Wolf-Dieter Schreiner, Neffe und Pflegesohn von Herrn Pfarrer Ring, Herr Dr. Kowalewski habe 1946 einen Mercedes gehabt, mit dem er dann – gemeinsam mit Herrn Pfarrer Reinhard Ring – Schwester Elisabeth Neumann von der Schweizer Grenze bei Lörrach abgeholt habe. Dazu gibt es einen Passierschein der französischen Militärregierung in Baden-Baden vom 25. März 1946. Herr Christopher Schmidt aus Riehen in der Schweiz, Sohn des mit Schwester Elisabeth Neumann bekannten, aus Frankfurt stammenden Theologieprofessors Karl Ludwig Schmidt (1891-1956) an der Universität Basel, erinnert sich, dass er im Jahr 1946 gemeinsam mit einem damaligen deutschen Theologiestudenten in Basel, Johann Gottfried von Dietze (1921-2012), Schwester Elisabeth Neumann auf der Schweizer Seite zur Grenze in der Nähe der ehemaligen Wallfahrtskirche St. Chrischona bei Riehen begleitet habe. Dieses rechtsrheinische Gebiet östlich von Basel hat wegen des jahrhundertealten, unübersichtlichen, einer Hand ähnelnden Grenzverlaufs zwischen der Schweiz und Deutschland den Namen «Eiserne Hand».»<sup>6</sup>

6 Forschungsergebnis von Dr. Michael Stroder, Frankfurt, 2017.

GABRIELE BERGNER

## Rettung durch Kindertransport – Kurt Lamm

Kurt Lamm wurde am 29. Juli 1924 in Homberg/Ohm geboren als Sohn des Kaufmanns Max Lamm und seiner Frau Charlotte, geborene Tichauer.<sup>1</sup> Über seine Familie und seine Kindheit schrieb Kurt Lamm: «Mein Vater, Max Lamm, wurde am 22.11.88 in Homberg/Oberhessen geboren. Er besuchte dort die Volksschule 3 Jahre und weitere 5 Jahre das Gymnasium. Nach dieser Schulzeit absolvierte er eine Handelsschule in Giessen, 2 Jahre [...]. Vor Ausbruch des 1. Weltkrieges ging er ins Geschäft seines Vaters. Bei Ausbruch des Krieges wurde er zum Militär eingezogen. Er diente 2-3 Jahre und wurde mit einem Leiden, das er sich während des Krieges zuzog, mit 50-60% Invalidität entlassen. (*Eine Rente bezog er, die bis zu Hitlers Zeiten noch bezahlt wurde.*) Im Jahre 1919 starb sein Vater und er übernahm das Geschäft, Manufakturen und Kurzwaren.»<sup>2</sup> Nach der Heirat mit Charlotte Tichauer am 11. Juli 1922<sup>3</sup> kamen die Kinder Ruth, die als Kleinkind 1923 starb, Kurt, Amanda (\*24. 4.1926) und Werner (\*5.1.1935 in Marburg) zur Welt.

1929/30 wohnten in Homberg elf jüdische Familien, insgesamt 56 Personen, deren Leben sich mit der Machtübernahme Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 gravierend änderte.<sup>4</sup> Zu dieser Zeit besuchte Kurt Lamm dort die Volksschule: «Mit 5 Jahren wurde ich einge-

1 Standesamt Homberg (Ohm), Geburtsurkunde 18/1924.

2 Privatarchiv Miri Kedern, geb. Lamm, Kiryat Ono, Lebensbericht von Kurt Lamm über seine Eltern, Az. 1/8666, Typoskript, o.D.

3 Standesamt Homberg (Ohm), Heiratsurkunde 14/1922.

4 Vgl. Brief Walter Seitz, Ehrenbürgermeister von Homberg, an Gabriele Bergner, Homberg, 27.4.2016.

schult. Ich besuchte die Volksschule im Ort. Die Lehrer waren sehr streng. Es wurde noch geschlagen als Strafe. Die Jahre vergingen, und im Jahre 33 änderte sich vieles im Umgang mit den Nachbarn und der übrigen Bevölkerung. Schon 1932 wählten mehr als 60% der Bevölkerung die Nazis. Bis zu diesem Zeitpunkt konnten wir noch einigermaßen mit den Nachbarn und Bekannten leben.»<sup>5</sup>

Die Familie Lamm, zu der auch die Schwiegermutter Fanni Lamm und die Schwägerin Recha Lamm zählte, besass ein eigenes Haus mit Dienstmädchen und beschäftigte Angestellte im Geschäft. «Mein Vater hatte Autos, die er zum Besuch der Kundschaft benötigte. Wir lebten alle im Haus des Vaters. Das Haus hatte 9 Zimmer, die von der Familie bewohnt waren. *Das Geschäft war im selben Haus. Ausser diesen Erwähnten waren einige Säle an eine Sekte vermietet, die dort rel. Andachten und Vorträge hielten. Des Weiteren gehörte eine Autogarage (Platz für drei Autos) zum Haus, ein kleiner Garten, Ställe und Scheune.*»<sup>6</sup>

Mit dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 begann auch für die Familie Lamm der wirtschaftliche Niedergang. Die Umsätze gingen zurück, Verbindlichkeiten konnten nicht mehr erfüllt werden. Hinzu kam die gesellschaftliche Stigmatisierung, die sich auch auf den Schulbesuch auswirkte. Die anderen Kinder durften von einem Tag auf den anderen mit den jüdischen Kindern nicht mehr sprechen und auch nicht mehr spielen.<sup>7</sup>

«Und dann Ende 1936 brach der Judenhass voll durch. Wir bekamen es noch und noch zu spüren. Nach kurzer Zeit wurden wir aus

5 Privatarchiv Miri Kedem, Kiryat Ono, Lebenslauf von Kurt Lamm, Typoskript, o.D.

6 Ebd., Lebensbericht von Kurt Lamm über seine Eltern, Az. 1/8666, Typoskript, o.D.

7 Privatarchiv Monica Kingreen (t), Nidderau, Interview Monica Kingreen mit Kurt Lamm, Bad Nauheim, 16.2.1992.

der Schule verbannt. Ich dachte, die Welt bricht zusammen. Keine Schule, keine Spielgefährten, alles brach so abrupt zusammen. Es vergingen einige Wochen und die Zeit stand still. Ratlos – hilflos. Ja, fast sogar hoffnungslos! Und dann kam die Nachricht: In Bad Nauheim wird eine jüdische Schule für Kinder aus Oberhessen eröffnet. Grosse Freude herrschte unter uns. Meine Schwester und ich konnten in diese Schule gehen. Am 11. Jan. 37 war es so weit. *Mein kleiner Bruder war noch zu klein, um in dieser Schule unterzukommen. Er blieb bei den Eltern und Oma in Homberg.* Ein neuer Lebensabschnitt begann. Viele Kinder durften im Heim wohnen, der Rest kam täglich mit dem Zug und Omnibus zur Schule. Diese Kinder kamen aus ganz Hessen bzw. Oberhessen.»<sup>8</sup>

Für sie alle und auch für Kurt und seine Schwester Amanda wurde die Schule «zu einer rettenden Insel. Sie lebten mit anderen jüdischen Schülern zusammen, wurden von jüdischen Lehrern unterrichtet und betreut. Ihre innere Vereinsamung konnte in dieser Umgebung aufgebrochen und entschärft, das Selbstbewusstsein allmählich wieder aufgebaut werden.»<sup>9</sup> Die Kinder wurden in einem Kurssystem in Englisch, Hebräisch, ausserdem in handwerklichen Fächern, Gartenbau und Hauswirtschaft unterrichtet und auf die Auswanderung vorbereitet.

Charlotte Lamm arbeitete in der Küche der Schule als Köchin, Max Lamm blieb mit dem Sohn Werner, der noch zu klein war, in Homberg.

Diese Atempause für Kurt und seine Schwester Amanda endete mit der Pogromnacht am 9. November 1938. Alle Kinder des Internats wurden aus ihren Betten geholt, sie mussten ihre Sachen pa-

8 Privataarchiv Miri Kedem, Kiryat Ono, Lebenslauf von Kurt Lamm, Typoskript, o.D.

9 Monica Kingreen: Israelitische Kinderheilstätte und Jüdische Bezirksschule, in: [Hrsg, unbekannt], *Festschrift Frankfurter Str. 103 1899-1999*, Bad Nauheim 1999, S. 6-33, hier S. 17.

cken und schleppten sich mit ihren Koffern zum Polizeipräsidium. Erst nach Stunden konnten sie in ihre Schule zurückkehren, die völlig verwüstet und zerstört war. Die Kinder mussten zusehen, wie die Gebetbücher und die Thorarolle von der SA aus dem Fenster geworfen und angezündet wurden.<sup>10</sup>

Am nächsten Tag konnte ein Teil der Kinder in das Jüdische Waisenhaus in Frankfurt in Sicherheit gebracht werden, darunter auch Kurt Lamm.<sup>11</sup>

«Das jüdische Waisenhaus in Frankfurt a.M. war gegen Ende 1938 eines der wenigen Heime, das noch existierte. [...] Es bot Platz für achtzig Kinder, war aber kurze Zeit nach der Pogromnacht im November mit hundertfünfzig Kindern belegt. [...] Zur Überlastung des Waisenhauses kam die Gefahr hinzu, dass es geräumt würde. So gelangte die Leitung des Heimes mit einem Hilferuf an die Schweiz. Der Aufruf erreichte Georgine Gerhard [Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder], die sich sofort für die Rettung der Kinder einsetzte. Mit der Unterstützung des SHEK gelang es Gerhard in Verhandlungen mit Heinrich Rothmund, dem Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD), die Erlaubnis für die Einreise von 300 jüdischen Kindern zu erhalten.»<sup>12</sup>

Kurt Lamm war mit seinen 14 Jahren eines der geretteten Kinder dieser Aktion. Die Kinder mussten mindestens sechs Jahre und durften höchstens sechzehn Jahre alt sein.

10 Vgl. ebd., S. 21.

11 Ob seine Schwester Amanda mit ihm ging oder in Bad Nauheim blieb – ihre offizielle Abmeldung nach Frankfurt erfolgte erst am 15. Juni 1939 in das Waisenhaus Röderbergweg 87 – konnte nicht geklärt werden.

12 Salome Lienert: *Jüdische Flüchtlingskinder in der Waldeck in Langenbruck, Baselland, 1939-1945*, Lizentiatsarbeit Universität Genf, Februar 2003, S. 30.



*Kurt Lamm, Buus 1939  
Privatbesitz Miri Kedern, Kiryat Ono*

Am 5. Januar 1939 verliess ein Zug Frankfurt a.M. in Richtung Basel, in ihm Kurt Lamm. Er berichtet darüber: «Wir waren insgesamt 100 Jungen und Mädchen aus Frankfurt und verschiedenen Städten Süddeutschlands. Erzieherinnen aus der Schweiz und aus Deutschland begleiteten uns. Natürlich war es für mich, und sicher für die meisten anderen Kinder auch, bedrückend, unsere Eltern und unsere Heimat zu verlassen. [...] Der grössere Teil der Kinder blieb in Basel, wo sie von der dortigen Israelitischen Kultusgemeinde untergebracht und versorgt wurden. Ich kam zunächst mit 40 weiteren Jungen und sechs Mädchen in ein Ferienheim in Buus, Kanton Baselland. Von der Bevölkerung wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Die Gemeinde stellte uns im Schulhaus einen Raum für den Unterricht zur Verfügung. Ein junger engagierter Lehrer, Erich Hausmann, den das Basler Hilfskomitee beauftragt hatte, uns Unterricht zu erteilen, fragte bei Landwirten und Handwerkern im Ort und in der Umgebung an, und bald hatte er die Zusage, dass alle älteren Kinder berufsvorbereitende Praktika aufneh-



men konnten.»<sup>13</sup> Er bekam einen Platz bei einem Tischler, doch bereits nach Ostern 1939 wurden 45 Kinder<sup>14</sup> in das stillgelegte Hotel «Waldeck» in Langenbruck verlegt. Sie «hatten das Glück, dass sie noch vor Kriegsausbruch in die Schweiz kamen. Ihren Verwandten, die in Deutschland blieben, gelang die Flucht in ein sicheres Land nur noch vereinzelt. Die Kinder bildeten eine Schicksalsgemeinschaft. In der Gruppe fühlten sie sich geborgen, und die Waldeck war ihr Zuhause geworden.»<sup>15</sup>

Zuständig für die Betreuung der Kinder war die Basler Sektion des Schweizerischen Hilfswerks für Emigrantenkinder. Vor Ort wurden die Kinder betreut durch den Basler Junglehrer Erich Hausmann, die Leiterin des Haushaltsbetriebes Fanny Ryser, die Hauswirtschaftslehrerin Dora Strasser und den Rabbiner Jakob Stern und seiner Frau Jeannette, die für die Kinder wie eine Mutter war.<sup>16</sup>

Da in Waldeck viel Wert auf eine gute Ausbildung der Kinder gelegt wurde, erhielten sie zusätzlich zum Schulunterricht eine handwerkliche Ausbildung bei Handwerkern in Langenbruck.

Kurt Lamm kam bei Schuhmacher Hermann Moser unter und erlernte dort das Schuhmacherhandwerk. Die Familie Moser nahm ihn sehr freundlich auf, er wurde von der Tochter Annarös wie ein

13 Heinz Wewer [Hg.]: *Fluchtpunkte Schweiz und Schweden. Kindertransporte, Zeitzeugengespräch mit Marion und Kurt Lamm*, unveröffentlichtes Typoskript, Berlin, o.D. (1990er-Jahre). Die Verfasserin dankt Heinz Wewer für weiteres unveröffentlichtes Material.

14 Ein weiteres gerettetes Kind ist die Sexualtherapeutin Dr. Ruth Westheimer, damals Karola Siegel, die in ihrer Autobiographie «... und alles in einem Leben» (Bern 1989) ihre glückliche Kindheit, den Abschied von ihrer Familie als zehnjähriges Mädchen in Frankfurt und die Zeit in der Schweiz bewegend beschreibt.

15 Lienert, ebd., S. 66.

16 Vgl. ebd., S. 55-62.

Bruder gesehen.<sup>17</sup> Die Angst um seine in Deutschland verbliebene Familie muss Kurt Lamm sehr belastet haben.<sup>18</sup>

«Ein Einschnitt in das Leben der Waldeck, welcher aber nie den Gruppensinn der Waldecker Kinder minderte, war der Eintritt der Knaben in das Arbeitslager. Am 12. März 1940 beschloss der Bundesrat die Einrichtung von Arbeitslagern, in welche alle arbeitsdiensttauglichen Flüchtlinge eingewiesen werden sollten. Im April des Jahres wurde das erste dieser Lager durch die Eidgenössische Zentraleitung der Heime und Lager (ZLA) [...] eröffnet. In die Arbeitslager sollten vorerst alle Flüchtlinge im Alter von zwanzig bis sechzig Jahren eingewiesen werden. In den Männerlagern wurde vor allem im Strassenbau und in der Landwirtschaft gearbeitet, Frauen wurden mit Flickern und Waschen beschäftigt. Als im Frühjahr 1941 neue Bestimmungen über den Arbeitsdienst der Flüchtlinge erlassen wurden, musste eine grosse Anzahl der Knaben in das Lager Schauenburg eintreten.»<sup>19</sup>

Am 3. November 1941 wurde Kurt Lamm als Siebzehnjähriger in das Arbeitslager Schauenburg eingewiesen. Er berichtet, dass dort etwa 200 Emigranten in zwei Baracken lebten, die fünf Tage pro Woche zehn Stunden täglich meistens im Strassenbau arbeiten

17 Für die Recherche in Langenbruck, bei Familie Schwander-Moser in Basel und weiteren Zeitzeugen sowie die Beschaffung von Fotos dankt die Verfasserin Herrn Johannes Dettwiler in Thun.

18 Die Familie Lamm lebte im Mai 1939 aufgeteilt in Frankfurt. Max und Charlotte Lamm wohnten und arbeiteten im Jüdischen Altersheim, Dominikanerplatz 12, der Sohn Werner wohnte mit seiner Grossmutter Fanni und seiner Tante Recha in der Ostendstrasse 79. Ihre letzte Adresse in Frankfurt war Schützenstrasse 8.

19 Lienert, ebd. S. 68. Zu Schauenburg genauer vgl. Simon Erlanger: *«Nur ein Durchgangsland». Arbeitslager und Internierungsheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz, 1940-1949*, Zürich 2006, S. 142 und 159.

mussten. Unterbringung und Verpflegung seien einfach, aber annehmbar gewesen, und das Aufsichtspersonal verhielt sich human.<sup>20</sup>

Die Nachricht vom Abtransport seiner Familie erreichte ihn über eine Postkarte seiner noch in Frankfurt lebenden Tante Kathinka Ende November 1941. Bereits im Oktober hatte ihm sein Vater Max geschrieben, dass die Familie «mit einer grösseren Reise» rechnete. Am 14. November 1941 schrieb Kathinka Lamm: «Mein lieber Kurt! Wie Dir bereits Deine 1. Eltern geschrieben, sind dieselben sowie Tante Recha, 1. Werner und 1. Manda mit verreist. Ich bin allein hier beim Onkel und wollen wir Du, lieber Kurt, und ich fest zusammenhalten. Unsere 1. Manda ist ein selten tapferes Mädchen. Lachend ging sie von mir und ist allen eine grosse Hilfe [...] Die 1. Eltern schreiben, sobald es ihnen möglich ist. [...] Der 1. Gott schickt Prüfungen.» Die ganze Familie, erfuhr Kurt Lamm nach dem Krieg, wurde am 11./12. November 1941 im Ghetto Minsk durch ein Erschiessungskommando der Einsatzgruppen ermordet, die Tante Kathinka am 22. November 1941 in Kowno erschossen.

Im Januar 1943 bot sich für Lamm eine neue Möglichkeit. Der Basler Hilfe für Emigrantenkinder gelang es, ihm eine Arbeitsstelle in der Schuhmacherwerkstatt der israelitischen Flüchtlingshilfe im Heim «Sommercasino» in Basel zu beschaffen. Ein entsprechendes Gesuch an das Kantonale Arbeitsamt Basel-Stadt wurde von diesem positiv beschieden: «Wir haben grundsätzlich nichts dagegen, wenn Emigranten gestattet wird, sich in ihrem Berufe aus- oder weiterzubilden, da erfahrungsgemäss dadurch die Ausreisemöglichkeiten gefördert werden können. Da die hier in Betracht kommende Betätigung zudem arbeitsmarktrechtlich nicht ins Gewicht fällt, wäre grundsätzlich vom Standpunkt des Arbeitsmarktes aus gegen eine Bewilligung nichts einzuwenden.»<sup>21</sup>

20 Vgl. Wewer [Hrsg.], ebd.

21 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD REG 3a 46324, Stellungnahme Kantonales Arbeitsamt Basel-Stadt an Kantonale Fremdenpolizei Basel, Basel, 5.2.1943.



*Kurt Lamm, Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 46324\_preview*

Allerdings musste der Kanton Basel-Land eine «Rücknahmegarantie» für Lamm abgeben.

Nachdem sowohl die Kantonspolizei Basel und die Eidgenössische Fremdenpolizei zugestimmt hatten, konnte Lamm am 17. März 1943 in das Lehrlingsheim der Basler Hilfe für Emigrantenkinder, St. Alban-Anlage 70, «zur Ausbildung als Schuster» einziehen.<sup>22</sup> Die Lehrlingsausbildung begann am 18. März und sollte bis zum 17. März 1946 dauern. Seine Toleranzbewilligung für den Aufenthalt in der Schweiz war nur bis 30. Juni 1943 gültig und wurde auf Gesuch des Schweizer Hilfswerks für Emigrantenkinder mehrfach verlängert, da für ihn momentan keine Chance auf Ausreise in ein anderes Land bestand.

Kurt Lamm schrieb über diese Zeit: «Auf Druck der Alliierten wurde uns Jugendlichen im Frühjahr 1943 ermöglicht, einen Beruf

<sup>22</sup> Ebd., Meldezettel vom 16.3.1943.

zu erlernen. Jedoch nur Berufe, die von Schweizer Jugendlichen wenig beansprucht wurden (Gärtner, Bäcker, Schreiner und Schuhmacher). Ich entschloss mich für eine Schuhmacherlehre [...]. Mangel an Rohmaterial zwang mich, in einem anderen Bereich zu arbeiten. Durch Zufall war es mir vergönnt, in die Photo-Schule Locarno einzutreten. Hier besuchte ich einen Kurs, der von Januar 1945 bis August 1945 dauerte. Anschliessend arbeitete ich als Volontär in einem Photogeschäft in Genf und nach einem halben Jahr weiter in einem Geschäft in Basel, ebenfalls als Volontär.»<sup>23</sup>

Auch hier hatte sich die Basler Hilfe für Emigrantenkinder, insbesondere Georgine Gerhard, dafür eingesetzt, dass Kurt Lamm im Arbeitslager Locarno einen Kurs für Fotografie belegen und anschliessend ein Praktikum im Fotoatelier Monroe in Genf machen konnte. Daran schloss sich eine Zeit im Fotohaus Wolf in Basel an, das Kurt Lamm als Emigranten einen Dienst erweisen wollte und ihn ab dem 1. März 1946 für drei Monate als Volontär beschäftigte.<sup>24</sup> Aufgrund gesundheitlicher Beschwerden unterbrach er dieses Praktikum und arbeitete einen Monat als Arbeiter bei Landwirt Sumi in Riehen, Grendelgasse 77. Danach konnte er das Praktikum im Fotohaus Wolf verlängern und seine Ausreise nach Palästina vorbereiten.

Er beantragte im Januar 1947 bei den Schweizer Behörden einen neuen Identitätsausweis und setzte sich im März 1947 nach Frankreich ab, ohne den Ausweis abzuwarten.<sup>25</sup> Anscheinend hatte die Zeit für die Ausreise nach Palästina gedrängt. Lamm wollte eigentlich über London nach Palästina reisen, doch anscheinend gab es eine frühere Möglichkeit und er schiffte sich über Marseille auf der

23 Privataarchiv Miri Kedem, Kiryat Ono, Lebenslauf von Kurt Lamm, Typoskript, o.D.

24 Vgl. Staatsarchiv Basel-Stadt, PD REG 3a 46324, Brief Georgine Gerhard an Kantonale Fremdenpolizei Basel, Basel, 18.1.1946.

25 Vgl. Schweizerisches Bundesarchiv E4264#1988-2#23222#2, Mitteilung

«Theodor Herzl» nach Palästina ein. «Vor Haifa liessen die Engländer das Schiff nicht landen, sondern eskortierten es nach Zypern, wo mehrere tausend jüdische Flüchtlinge in Zelten und Blechbaracken ‚hausten‘, bis der Staat Israel ausgerufen wurde. Mein Mann war 2 Jahre in Zypern und von dort versuchte er nach Palästina zu flüchten, wurde geschnappt und landete im Gefängnis.»<sup>26</sup>

Erst 1949 kam Lamm in Palästina an. Er berichtete: «Im Februar 1949 war ich endlich in Palästina, dem Teil, der jetzt Israel hiess. Ich wurde Soldat und erlitt bald bei einem Überfall von Fedayeen (arabischen Freischärlern) eine schwere Verwundung. Ich musste neun Monate im Lazarett verbringen. Kurz vor meiner Entlassung wurde ich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, als Medizin-Fotograf zu arbeiten. Ich hatte Lust und hinfort einen Beruf.»<sup>27</sup>

Am 12. März 1958 heiratete er in Rom Marion Rauchmann, geb. 1929, auch sie eine Gerettete vor dem Holocaust.<sup>28</sup> Die beiden hatten eine Wohnung in Frankfurt gefunden, wo Kurt Lamm als selbständiger Fotograf arbeitete, und bekamen zwei Töchter. Ihre Töchter wanderten nach Israel aus, eine Tochter ist verstorben, die zweite Tochter lebt heute mit ihrer Familie in Israel.

Kurt Lamm starb am 27. Dezember 2009 in Frankfurt, wo seine Witwe Marion heute noch wohnt.

Kurt Lamm (1924-2009)

Kantonale Fremdenpolizei Basel-Stadt an EJPD Bern, Basel, 9.4.1947.

26 Schreiben Marion Lamm an Gabriele Bergner, Frankfurt/Main, 20.11.2014.

27 Wewer [Hrsg.], ebd.

28 Standesamt Homberg (Ohm), Geburtsurkunde 18/1924, Randvermerke zu Heirat und Tod.

GABRIELE BERGNER

## Die zermürbende Angst vor Ausweisung – Die Familie Lande

Kopytschynzi liegt heute in der Ukraine im Bezirk Tarnopol. Bis 1918 gehörte der Ort in Galizien zum Kaisertum Österreich, kam dann zu Polen, wurde 1941 von den Deutschen besetzt und fiel nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges an die Sowjetunion.

In Kopytschynzi hat die Familie Lande ihre Wurzeln. Der einzige überlebende Sohn Mechel Lande, der mit Textilien handelte, heiratete noch in Galizien in Husiatyn im Jahr 1904 Chane Aschenas aus Horodnica.<sup>1</sup> Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor: Scheine Chaje From, genannt Lotte, geboren am 1. März 1905 in Horodnica; Leib From, genannt Leon, geboren am 14. April 1907 in Wasylkowce; Mojzetz Lande, genannt Max/Morris, geboren am 29. Dezember 1908 in Kopytschynzi und Emil Lande, genannt Baruch, geboren am 6. Juni 1915 in Wien.

Nach der Geburt des dritten Kindes zogen Mechel und Chane From Lande im September 1913 nach Wien in den XX. Bezirk.

Die Wiener Jahre waren für die Familie eine schwierige Zeit. Chane, die Mutter, hatte psychische Probleme und kam wiederholt in psychiatrische Kliniken, so vermutlich schon 1930/31. In dieser Zeit übernahm die Tochter Lotte den Platz der Mutter und kümmerte sich um ihre Geschwister.

Am 25. April 1934 wurde Chane From Lande von der Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik in die Heil- und Pflegean-

1 Es handelte sich dabei um eine vermutlich rein rituelle Heirat vor einem Rabbi, was erklärt, warum die Kinder teilweise den Namen des Vaters, teilweise den der Mutter annahmen, vgl. persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet (IL), 13.9.2015.

stalt «Am Steinhof» mit der Diagnose «Schizophrenie» eingewiesen. Vom «Steinhof» brachte man sie am 29. Juli 1940 mit 303 weiteren Patienten im Rahmen der «Aktion T4» in die Vernichtungsanstalt Hartheim bei Linz.<sup>2</sup> «In Hartheim angekommen wurden alle Personen unter dem Vorwand, duschen zu gehen, in der Gaskammer mit Kohlenmonoxid ermordet.»<sup>3</sup>

Seit dem «Anschluss» Österreichs hatte sich die Lage für die dort lebenden Juden dramatisch verschlechtert. «Bereits am Tag nach der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich im März 1938 wurden Juden schikaniert, man trieb sie durch Wien, plünderte ihre Wohnungen und Geschäfte und begann mit der Arisierung. Einen Höhepunkt erreichten diese Ausschreitungen in der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938: Alle Wiener Synagogen und Bethäuser wurden vernichtet – einzig der Stadttempel konnte wegen seiner Lage im Wohngebiet nicht niedergebrannt werden. Die meisten jüdischen Geschäfte wurden geplündert und dann geschlossen, über 6.000 Juden wurden in dieser Nacht verhaftet und zum Grossteil in den folgenden Tagen ins KZ Dachau verschleppt. Die Nürnberger Gesetze hatten ab Mai 1938 auch im besetzten Österreich Gültigkeit, verschärft durch zahllose antijüdische Verordnungen. Sie führten Schritt für Schritt zur vollständigen Beraubung der Freiheitsrechte, zur Ausschaltung aus nahezu allen Berufszweigen, zum Ausschluss von Schulen und Universitäten, zur sichtbaren Diskriminierung durch das erzwungene Tragen des Judensterns. Die Beraubung jüdischer Menschen wurde systematisch und konsequent durchgeführt.»<sup>4</sup>

2 Vgl. persönliche Mitteilung Herwig Czech, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, an Gabriele Bergner, Wien, 16.11.2015.

3 Persönliche Mitteilung Peter Eigelsberger, Dokumentationsstelle Hartheim, an Gabriele Bergner, Alkoven, 13.11.2015.

4 [https://de.wikipedia.org/wiki/Jüdisches\\_Leben\\_in\\_Wien](https://de.wikipedia.org/wiki/Jüdisches_Leben_in_Wien), abgerufen am 16.12.15.



Wirtschaftliche Not und der Versuch, einen Ausweg zu finden, führten Mechel From Lande seit Juni 1939 ins Visier der Gestapo. Er «wurde am 15.6.1939 durch die Schupo während des Streifenendienstes zur Ausweisleistung angehalten. Da in seinem Besitze ein Paket mit Schneiderzubehör gefunden wurde, wurde er wegen des Verdachtes des unbefugten Handels mit Textilwaren festgenommen. Hier wurde auf Grund von ihm versteckt gehaltener Notizen festgestellt, dass er unbefugt sich mit dem Handel von Textilwaren befasst und noch jetzt arisierte Kleiderfirmen mit Stoffen usw. beliefert. Die Ermittlungen insbesondere zur Feststellung der arischen Firmen, die von dem Juden Stoffe gekauft haben, werden fortgesetzt.»<sup>5</sup>

Zu diesem Zeitpunkt war Mechel From Lande das letzte noch in Wien lebende Familienmitglied. Es müssen für ihn schwierige, entbehrungsreiche Jahre gewesen sein. Hoffnung, Wien noch verlassen zu können, bestand für ihn über seine Tochter Scheine Chaje, genannt Lotte.

Lotte From hatte am 12. November 1930 in Wien den Tapezierer Max Tauber, geboren am 17. August 1906 in Wien, geheiratet.<sup>6</sup>

Am 11. November 1938 verliess die Familie mit ihren zwei Töchtern Ruth und Judith Wien mit dem Ziel Argentinien. Judith Teitelbaum, geborene Tauber, erinnert sich noch genau: «Einen Tag davor wurde mein Vater Max Tauber von der Gestapo verhaftet, aber nachher freigelassen. In der Gestapo war ein ehemaliger Arbeiter meines Vaters. Mein Vater tat so, als ob er ihn nicht kannte, und der Arbeiter auch, und mein Vater glaubte, dass der dank ihm freigelassen wurde oder vielleicht, weil er am nächsten Tag das Land verlassen sollte. Während meine Mutter eingepackt hat, wurde sie von den Nazis kontrolliert, um zu vermeiden, dass

5 ITS Digital Archive, Bad Arolsen, Tagesrapport Nr. 7 der Gestapo Wien, 15.-16.6.1939,1.2.2.1 / 11393462.

6 Privatarchiv Traude Triebel, Wien, Familysearchfilme Jüdische Matriken IKG Wien, Heiratsurkunde v. 12.11.1930.

sie wertvolle Sachen mitnahme.»<sup>7</sup> Unvergesslich geblieben ist im Familiengedächtnis ein Besuch der Taubers bei ihren Verwandten in Basel noch kurz vor ihrer Abreise, bei dem Judiths Schwester Ruth von ihrem Onkel Mojzetz eine Puppe geschenkt bekam.

Lottes Bruder Leib From, genannt Leon, der am 14. April 1907 in Wasykocze, Galizien, geboren ist, ist in das Familiengedächtnis eingegangen, weil er ein besonderes und ausserordentliches Opfer gebracht hat. Bei einem Spaziergang in Wien im Sommer 1938 wurden er und sein jüngerer Bruder Mojzetz von der SS angehalten. «Man sagte ihnen, sie seien verhaftet und Leo sagte zum SS-Mann. «Lassen Sie meinen jüngeren Bruder gehen, er hat eine schwangere Ehefrau daheim», und der SS-Mann antwortete: «in Ordnung, Hauptsache, ich bringe einen von euch beiden mit», und von Leo haben wir nie mehr etwas gehört [...], er hat das Leben meines Vaters gerettet.»<sup>8</sup>

Nach seiner Festnahme am 22. Juni 1938 durch die Gestapo Wien wurde Leon am 24. Juni 1938 in das KZ Dachau deportiert.<sup>9</sup> Von Dachau wurde er am 22. September 1938 zum KZ Buchenwald überstellt<sup>10</sup>, als sein Beruf ist «Landarbeiter» angegeben.<sup>11</sup>

7 Persönliche Mitteilung Judith Teitelbaum an Gabriele Bergner, Buenos Aires, 22.12.2015. Die Gegenwart eines Beamten, der der Mutter beim Einpacken zusah, wird von Ruth Jacobi, geb. Tauber, bestätigt.

8 Persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet, 30.8.2015. Sein ganzes Leben lang hat Mojzetz Lande nach seinem Bruder gesucht.

9 ITS Digital Archive Bad Arolsen, 1.1.6.1 / 9892401, Auszug aus dem Zugangsbuch KZ Dachau. Dort hatte er die Häftlingsnummer 16630 und die Häftlingskategorie «Schutzhaft Jude».

10 Ebd., 1.1.6.1 / 9920631, Liste von jüdischen Häftlingen, die aus dem KZ Dachau nach verschiedenen KZ überstellt wurden.

11 Er hatte dort die Häftlingsnummern 8111 bzw. 2004. Wo er in Buchenwald Zwangsarbeit leisten musste, lässt sich nicht mehr klären, es ist nur bekannt, dass er in Block 22 untergebracht war, vgl. persönliche Mitteilung Stefanie Delleman, Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora, an Gabriele Bergner, Weimar, 18.11.2015.

Am 27. Mai 1939 um 14 Uhr wurde er entlassen.<sup>12</sup> Danach kehrte er nach Wien zu seinem Vater Mechel zurück. Mechel Lande gelang es noch 1941, aus Wien nach Argentinien zu emigrieren.<sup>13</sup>

In Wien hatten die Führer der zionistischen Hechaluz-Bewegung beschlossen, eine illegale Flucht nach Palästina im November 1939 zu organisieren, um die in den Trainingslagern der Bewegung noch verbliebenen Juden, aber auch Juden, die keine Verbindung zu Hechaluz hatten, vor der Deportation zu retten. Es bildete sich eine Gruppe von «822 Personen aus Wien, 130 aus Berlin, 50 aus Danzig und etwa 100 aus Prag und Bratislava.»<sup>14</sup> Dieser Gruppe schloss sich auch Leo From an. Alle reisten am 24./25. November 1939 nach Bratislava und bestiegen Anfang Dezember das Schiff «Uranus» und zwei weitere Schiffe mit der Absicht, auf der Donau bis ans Schwarze Meer zu segeln und von dort aus nach Palästina zu gelangen.<sup>15</sup> «Das Eis auf der Donau bei Kladovo – an der rumänischen Grenze – verhinderte, dass die Gruppe das Schwarze Meer

12 ITS Digital Archive Bad Arolsen, 1.1.5.3 / 5900498, KZ Buchenwald, individuelle Unterlagen.

13 Für ihn hatte seit dem Novemberpogrom höchste Gefahr bestanden und er war von nichtjüdischen Kunden in einem Schrank versteckt worden. Das Versteck muss aufgefliegen sein, denn Mechel Lande wurde verhaftet und befand sich im Februar und März 1941 in Wien bereits in einem Sammellager in einer ehemaligen Schule in der Castellezgasse 35. Dort waren all diejenigen inhaftiert, die für die Deportation nach Polen bestimmt waren. Es erscheint schier unglaublich, aber er kam aus diesem Lager wieder frei, wahrscheinlich, weil er eine konkrete Auswanderungsmöglichkeit nachweisen konnte, vgl. zum Lager Castellezgasse insbesondere Doron Rabinovici: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat*, Frankfurt a.M. 2000, S. 226 ff.

14 Zeljko Dragic: *Die Reise in die Ewigkeit. 70 Jahre Kladovo-Transport*, Wien 2013, S. 17.

15 Eine Übersicht zu den Stationen des Kladovo-Transports befindet sich auf [http://www.jewishgen.org/databases/Holocaust/0032\\_JewsMurderedInZasavica.html](http://www.jewishgen.org/databases/Holocaust/0032_JewsMurderedInZasavica.html), abgerufen am 6.1.2016.

und Palästina erreichte. So legten am 31.12.1939 die Schiffe im Hafen von Kladovo [...] an.»<sup>16</sup> Die Zustände auf dem Schiff waren verheerend, Kälte, Schmutz und Hunger dominierten, Hoffnungslosigkeit machte sich breit.

Erst im September 1940 wurde die Gruppe nach Sabac verlegt. Alle hofften, von dort weiterzukommen.<sup>17</sup> Ist es ein Ausdruck seiner Hoffnung auf eine glückliche Rettung, dass Leon From Anfang 1941 in Sabac heiratete? Seine Frau Anny, am 20. November 1911 in Galizien geboren, war mit ihm auf diesem Transport.

Der Ehe war nur kurzes Glück beschieden. Mit der deutschen Besetzung Jugoslawiens wurde die Gruppe in eine alte Festung am Fluss Sava in der Nähe von Sabac gebracht, wo die Deutschen die örtlichen Juden verhafteten und am 20. Juli 1941 ein KZ einrichteten.<sup>18</sup> Im Oktober 1941 wurden alle Männer aus dem KZ in die Nähe von Zasavica gebracht. Leon From und alle anderen wurden dort am 12. Oktober 1941 in einer Grube und Massengrab erschossen.<sup>19</sup>

16 Dragic (wie Anm. 14), S. 19

17 Ebd., S. 21.

18 Das mit Stacheldraht umzäunte Lager bestand aus 6 Militärbaracken; in jeder fanden etwa 300 Menschen Platz, vgl. ITS Digital Archive Bad Arolsen, 1.2.7.23 / 82205158, Verfolgungsmassnahmen Serbien.

19 Ebd., 1.1.15.1 / 478135, Namensverzeichnis von erschossenen Juden im Dorfe Zasavica im Oktober 1941. Seine Frau Anny und weitere Frauen und Kinder brachte man am 26. Januar 1942 in das KZ Sajmiste bei Belgrad. Anny From wurde zwischen März und Mai 1942 dort vergast,

vgl. <http://db.yadvashem.org/names/nameDetails.html?itemId=4968087&language=en>,

Datensatz Anna From, abgerufen am 6.1.2016. Herb Lande berichtet dazu: «Leo gab sein Leben für ihn, mein Vater spürte diese Last sein ganzes Leben lang und [...] suchte in jeder Stadt, in die wir in meiner Jugend waren, im Telefonbuch nach dem Namen seines Bruders in der Hoffnung, dass er überlebt hätte.», persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet (IL), 13.11.2015.

Die Flucht von Leons Bruder Mojzetz in die Schweiz, geboren am 29. Dezember 1908 in Kopytschynzi, und dessen Frau Mathilde, geb. Katz, geboren am 6. April 1909 in Wien, verlief dramatisch. Mojzetz und Mathilde hatten am 9. August 1936 in Wien geheiratet.<sup>20</sup>

Nach der Heirat zogen sie nach Wien. «Als meine Eltern heirateten, gründeten mein Vater und Onkel Siggy [Katz, Bruder von Mathilde] ein erfolgreiches Unternehmen. Sie waren Lumpensammler, kauften Stoffreste von Schneidern auf und verkauften sie mit Gewinn. Das lief gut, bis der Krieg kam und Hitler nach Österreich [...], da verschlechterte sich die Lage der Juden schnell.»<sup>21</sup>

Nachdem Mojzetz und sein Bruder Leon von der Gestapo angehalten worden waren, bestand auch für Mojzetz und seine Frau höchste Gefahr. Sie entschlossen sich deshalb, in die Schweiz zu fliehen.

«Montag, den 25. Juli 1938, um 18.00 Uhr, kam von Freiburg, Deutschland, herkommend in einem Mietauto Frau Lande geb. Katz Mathilde, von Wien, geb. 6. April 1909, wohnhaft gewesen in Wien, nun politisch flüchtig, am Hauptzollamt in Riehen an, um sich nach Basel ins Israelitische Spital zur Niederkunft zu begeben. Sie war begleitet von einem gewissen Eisenmann Ephrain [sic], geb. 14. Sept. 1906, Commis, wohnhaft Spalenring 103, Basel. Beim Passieren der deutschen Grenze hatten ihr die Deutschen den Pass zurückbehalten, da dieser abgelaufen sei. Frau Lande, welche

20 Privataarchiv Traude Triebel, Wien, Familysearchfilme Jüdische Matriken IKG Wien, Heiratsurkunde v. 9.8.1936. Vor der Heirat lebten sie in Niederösterreich in Prottes, Ernestinenhof. Dort gab es einen Meierhof mit grossen Ländereien, der viele Juden in der Landwirtschaft beschäftigte, vgl. persönliche Mitteilung Manfred Grünwald an Gabriele Bergner, Prottes, 17.12.2015.

Ob die beiden sich dort kennenlernten, ist nicht geklärt.

21 Persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet (IL), 30.8.2015.

derart hochschwanger war, dass ihr das Wasser bereits brach, weigerte sich aufs Äusserste, nach Deutschland zurückzukehren, zumal sie als Israelitin aus Deutschland fliehen müsse. Ihr Mann sei schon in Haft. Sobald sie entbunden sei, werde sie nach Frankreich abreisen. Auf keinen Fall gehe sie wieder nach Deutschland zurück.»<sup>22</sup>

Anscheinend hatte sich das Ehepaar entschlossen, getrennt zu fliehen, und Mathilde gelang dies mit Hilfe eines Mannes, der der Israelitischen Fürsorge bekannt war, weil er ein Privatquartier für Juden zur Verfügung stellte.<sup>23</sup> Mojzetz kam am 26. Juli, also einen Tag später, bei Lörrach schwarz über die Grenze. Er gab an, nach Palästina Weiterreisen zu wollen. Herb Lande berichtet, sein Vater sei bei Weil am Rhein durch den Rhein geschwommen. Zuvor sei er in einem Café am Wasser gewesen.<sup>24</sup>

Mathilde Lande wurde am 25. Juli 1938 um 21.30 Uhr im Israelitischen Spital aufgenommen. Ihr Mann bat die Fremdenpolizei, ihnen beiden doch so lange ein Aufenthaltsrecht zu gewähren, bis das noch in Wien beantragte Zertifikat für Palästina einträfe. Seiner Frau sei infolge ihres Zustands die Weiterreise momentan nicht möglich, man gehe von 10 Wochen Wartezeit auf das Zertifikat aus.<sup>25</sup> Den Unterhalt garantierte die Israelitische Fürsorge.

Mojzetz Lande erhielt eine Toleranzbewilligung bis zunächst 31. August 1938, es war ihm nicht erlaubt, zu arbeiten. Er wohnte in der Herberge «Schwarzer Ochsen» (heute Hotel zum Spalenbrun-

22 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29812, Rapport Polizeiposten Riehen an Polizei-Inspektorat Basel, 25.7.1938.

23 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 30164, Israelitische Fürsorge Basel, Liste der Privatquartiere (1938).

24 Dabei kann es sich nur um das heutige Chinarestaurant Rheinpark handeln, vgl. persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet, 18.11.2015.

25 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29812, Brief Mojzetz Lande an Fremdenpolizei Basel, 28.7.1938.



*Mathilde Lande, Staatsarchiv Basel-Stadt, PD REG 3a 29812\_preview*

nen) in der Schützenmattstrasse. Am 7. September 1938 wurde die Tochter Lizzi Renate geboren.

Die Israelitische Fürsorge setzte sich wiederholt gegenüber der Eidgenössischen Fremdenpolizei dafür ein, die Bleibefrist zu verlängern, weil man sich sicher war, dass die Familie Weiterreisen würde. Doch diese Hoffnungen zerschlugen sich, viele Versuche, in ein anderes Land zu gelangen, waren nicht erfolgreich. «Da Lande trotz rechtzeitiger Registrierung kein Affidavit von seiner Schwester [richtig: Schwägerin] in Amerika erhalten konnte, hat er sich um ein Permit zur Einreise nach England bemüht, um das immer noch mögliche Eintreffen eines Affidavits dort abzuwarten. Sein Schwager [richtig: Bruder], der in Palästina lebt, bemüht sich

eifrig, für Lande ein Zertifikat zur Einreise dort hin zu bekommen.»<sup>26</sup> Und weiter: «Wir machen weiterhin alle Anstrengungen, Familie Lande in Chile unterzubringen und haben uns zu diesem Zweck nochmals mit den betreffenden Stellen in Verbindung gesetzt. Ausserdem versuchen wir, für Obengenannte ein Zertifikat zur Einreise nach Palästina zu erhalten.»<sup>27</sup>

Weitere Versuche betrafen die Ausreise zur Schwester Lotte Tauber nach Argentinien im Sommer 1940. Auch sie blieben ohne Erfolg. Mojzetz wurde am 21. Juni in ein Arbeitslager eingewiesen. Diese neuerliche Ausgrenzung nach der Verfolgung in Österreich wurde von den Schweizer Polizeibehörden in Kauf genommen. Er bekam die Aufforderung, sich am 15. Juli 1940 in einem Arbeitslager in Felsberg bei Chur im Kanton Graubünden zum verpflichtenden Arbeitsdienst zu melden. Dort lebten etwa 120 bis 150 meist aus Österreich stammende jüdische Emigranten und einige Kommunisten. Sie mussten dort zunächst eine Strasse bauen.<sup>28</sup> Am 11. November 1940 wurde Mojzetz Lande trotz Intervention der Israelitischen Fürsorge im Hinblick auf Frau und Kind in das Arbeitslager Murimoos verlegt, wo durch harte körperliche Arbeit Torf gewonnen wurde. Damit wollte die Schweiz ihre Energieversorgung sichern und unabhängiger von der deutschen Kohle sein.<sup>29</sup>

Er hielt dort bei schlechter Verpflegung und harter Arbeit ein ganzes Jahr durch und wurde am 12. November 1941 aus dem Arbeitslager entlassen, da er körperlich schwer angeschlagen war und an Rheuma litt. Auch seine Tochter Lizzi war ein kränkliches

26 Ebd., Israelitische Fürsorge Basel an EJPD Bern, 16.5.1939.

27 Ebd., Israelitische Fürsorge an EJPD Bern, 2.1.1940.

28 Vgl. Herbert Crüger, *Verschwiegene Zeiten. Vom geheimen Apparat der KPD ins Gefängnis der Staatssicherheit*, Berlin 1990, S. 113-114.

29 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29812, Eintrittsmeldung vom 21.11.1940, und Simon Erlanger: *Nur ein Durchgangsland. Arbeitslager und Internierungsheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940-1949*, Zürich 2006, S. 115.



Kind, sie litt an Darmbeschwerden. Sie konnte mit ihrer Mutter im Sommer 1942 nach Genehmigung durch die Kantonale Fremdenpolizei einen Erholungsurlaub in Langenbruck machen und war in den Jahren danach auf Initiative der Basler Hilfe für Emigrantenkinder mehrfach zu Erholungsaufenthalten in einer Ferienkolonie.<sup>30</sup>

Gleichzeitig musste die Familie immer wieder um Verlängerung ihrer Aufenthaltsbewilligung kämpfen. Die Kantonale Fremdenpolizei machte diese vom Wohlverhalten der Familie abhängig und holte in deren Umfeld Auskünfte ein. «[...] Die an diesen Wohnorten über die erwähnte Familie eingezogenen Erkundigungen lauten übereinstimmend gut. Die letzt genannten Personen werden als stille, ruhige und angenehme Mieter geschildert. Moses Lande arbeitet seit Jan. 1942 wieder als Küchengehilfe im Lager der Israel. Flüchtlingshilfe, 1 Münchensteinerstrasse. Desgleichen ist die Ehefrau seit über 2 Jahren als Näherin & Flickerin am gleichen Orte beschäftigt. Auch die in diesem Heim über Familie Lande eingezogenen Informationen lauten sehr günstig.»<sup>31</sup> Die Toleranzbewilligung wurde wieder einmal verlängert und die beiden konnten vorerst weiterhin im Emigrantenlager «Sommercasinio» weiterarbeiten.<sup>32</sup> Dort war Mojzetz im Januar 1944 in der Wasch- und Rüstmannschaft beschäftigt, Mathilde nach wie vor in der Flickstube<sup>33</sup>

30 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29812, Basler Hilfe für Emigrantenkinder an Kantonale Fremdenpolizei, Basel, 6.7.1943. Die Kinder kamen in das Schulhaus Turbach bei Gstaad und im Juli 1944 nach Serneus.

31 Ebd., Bericht Quartiersschreiber an Kantonale Fremdenpolizei, Basel, 4.10.1943.

32 Das Sommercasinio wurde von der Israelitischen Fürsorge geführt, Betrieb und Alltag waren streng geregelt, es gab verschiedene Werkstätten, eine Grossküche und bei den Frauen vier Arbeitsgruppen zu allen den Haushalt betreffende Arbeiten. Ziel war die berufliche Weiterbildung oder Umschulung der Insassen im Hinblick auf die Weiterreise in das endgültige Land. Das Sommercasinio blieb bis 1946 in Betrieb, vgl. Erlanger, ebd., S. 73-78.

und am 30. Juni 1944 kam ihr zweites Kind, Peter Heinrich, in Basel zur Welt.

Am 28. April 1945 wurde Mojzetz erneut zum Arbeitsdienst durch die Zentraleitung der Arbeitslager einberufen. Ein ärztliches Gutachten hatte ihm die Arbeitsdiensttauglichkeit bescheinigt, und er kam am 20. Juni 1945 in das Arbeitslager Bassecourt bei Bern.<sup>34</sup> Dort blieb er bis Anfang August und konnte dann wieder in Basel in der Küche des Mädcheninternates «Der Ort» arbeiten. Die Familie bemühte sich nach wie vor um die Ausreise nach USA, doch alles zog sich in die Länge. Im Januar 1946 stellte sie beim EJPD Anträge auf Ausstellung von Nansen-Pässen als Reisedokumente.<sup>35</sup> Das Warten und Hoffen auf die Ausreise muss sehr quälend gewesen sein.

Am 7. November 1946 kam der zweite Sohn Herbert zur Welt. Sein Vater Mojzetz schrieb Anfang 1947 an das EJPD in Bern: «In der Anlage übersende ich Ihnen den Fremdenausweis mit der höflichen Bitte, mir die Aufenthaltsbewilligung, die am 31. Dezember ablief und ich leider vergessen habe, früher anzusuchen, zu verlängern. Ich bemühe mich nach wie vor, meine Ausreise nach U.S.A., zu bewerkstelligen und [es] ist die Sache so weit, dass ich in nächster Zeit eine Verständigung vom Amerikanischen Konsulat aus Zürich erwarte. Für Ihre Bemühungen danke ich im Voraus und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung.»<sup>36</sup>

33 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 30164 A, Liste der im Sommercasino beschäftigten Personen, Basel, 5.1.1944.

34 Bassecourt war eigentlich ein Sonderlager für politische Häftlinge bis Mai oder Juni 1945. Danach kamen auch andere Männer dort zum Arbeitseinsatz. Sie mussten Rodungsarbeiten leisten oder waren im Strassenbau für die Schweizerische Armee eingesetzt, vgl. persönliche Mitteilung Alix Heiniger an Gabriele Bergner, Genf, 22.1.2016.

35 Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1988-2#19514, Gesuche für Moses, Mathilde, Lizzy und Peter Lande.

36 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29812, Brief Mojzetz Lande an EJPD, Basel, 13.1.1947.

Die Toleranzbewilligung wurde verlängert bis Sommer 1947, im Herbst 1947 holte die Fremdenpolizei Basel Erkundigungen ein, wie es um die Ausreisebemühungen der Familie bestellt sei: «Herr Dr. Julisch von der Israelitischen Fürsorge Basel erklärt, dass Moses Lande und dessen Familie nach Chicago auswandern wollen. Es seien bereits alle Formalitäten erledigt. Da der Rubrikat in Polen geboren sei, müsse er die auf ihn fallende polnische Quotennummer abwarten. Man könne nicht voraussehen, wann die Auswanderung erfolgen könne. Es sei aber möglich, dass die unerwartet rasch der Fall sein könnte.»<sup>37</sup>

Der Druck auf die Familie nahm von Seiten der Fremdenpolizei zu. Die Familie würde durch die Israelitische Flüchtlingshilfe mit monatlich 480 Franken unterstützt, die Ausreise zöge sich sehr in die Länge. «Es würde uns deshalb interessieren, von Ihnen [= Flüchtlingshilfe] zu erfahren, weshalb Herr Lande, der relativ jung und unseres Wissens gesund ist, keiner Tätigkeit nachgeht, die es ihm erlauben würde, für den Lebensunterhalt seiner Familien selber aufzukommen. Die Ehefrau ist übrigens Modistin von Beruf, sodass ihr schon vom arbeitsmarktlichen Standpunkt aus keine Hindernisse gegen eine eventuelle Arbeitsannahme in den Weg gelegt würden.»<sup>38</sup> Die Israelitische Flüchtlingshilfe Basel bescheinigte Mojzetz Lande daraufhin, dass er in ihrem Mädcheninternat als Koch beschäftigt war und 500 Franken im Monat verdiente, und das Kantonale Arbeitsamt Basel beantragte bei der Kantonalen Fremdenpolizei Basel, die Arbeitsbewilligung für ihn bis 30. Juni 1948, dem Ablauf der Ausreisefrist, zu erteilen. Dies wurde positiv beschieden.

1948 war es dann endlich so weit. Die Familie Lande konnte die Schweiz verlassen. Von Le Havre aus verliessen sie Europa mit

37 Ebd., Bericht Quartierschreiber Stadt Basel an Kantonale Fremdenpolizei, Basel, 9.9.1947.

38 Ebd., EJPD an Verband Schweizerische Jüdische Flüchtlingshilfen Zürich, Bern, 3.11.1947.

dem Schiff «George Washington» und kamen am 25. Juni 1948 in New York an. Von dort aus reisten sie weiter nach Chicago, wo Adele und Hermann Idler, Mathildes Schwester und Schwager, seit 1940 lebten.

Die Anfänge in Amerika waren für die Familie sehr schwer. Die Familie hatte wenig Geld zur Verfügung.

Herb Lande lernte die Sprache schnell und musste als Kind für seine Eltern übersetzen. Sie starben 1991 (Mathilde) und 1992 (Mojzetz) in Illinois.

Der Sohn Peter Heinrich war schon 1978 gestorben, die Tochter Lisa starb 2005. Herb Lande ist der letzte noch lebende Sohn. Er schreibt im Blick auf seine Familie: «How do we honor the memory of the ones we loved and who loved us, who dedicated their lives so I could have better. How do you describe that when we were little mother and father would wait to eat dinner till we were done to make sure we had enough and they would eat what was left. How do you honor people who gave so much and asked for so little.»<sup>39</sup>

Die Geschichte von Mojzetz' Bruder Emil ist nicht in allen Details bekannt. Er wurde am 6. Juni 1915 in Wien geboren und war damit das jüngste Kind von Mechel und Chane. Am 22. März 1934 heiratete er Klara Stock, die am 11. März 1915 in Wien geboren war und «im Haushalt» tätig war.<sup>40</sup> Möglicherweise handelte es sich um eine fingierte Heirat, um leichter an ein britisches Einreisozertifikat für Palästina zu kommen.<sup>41</sup>

Um 1935 wanderte er nach Palästina aus, nahm den Vornamen «Baruch» an und schloss sich dort der Untergrundbewegung IR-

39 Persönliche Mitteilung Herb Lande an Gabriele Bergner, Joliet (IL), 26.9.2015.

40 Privataarchiv Traude Triebel, Wien, Familysearchfilme Jüdische Matriken IKG Wien. Heiratsurkunde v. 22.3.1934.

41 Persönliche Mitteilung Rina Ziv an Gabriele Bergner, Kibbuz Nahal Oz, 17.9.2015.



*Mojzetz Lande, Staatsarchiv Basel-Stadt, PD REG 3a 29812 \_preview*

GUN an. Er liess sich von Klara Stock scheiden und heiratete Frida (Hedva) Lev, die er in Israel kennengelernt hatte.

Sie bekamen die Töchter Hanna und Rina. Frida Lande starb 1948 in Israel während des Unabhängigkeitskrieges und die Kinder wurden von einer Stiefmutter aufgezogen.

Emil Lande arbeitete zunächst für eine grosse Baufirma (Solei Boneh), stieg dort auf und hatte zuletzt eine wichtige Funktion im Betriebsrat der Firma.<sup>42</sup> Er starb am 21. September 1973 in Haifa.

2018: 80 Jahre nachdem die Familie Lande in alle Länder verstreut oder ermordet wurde, wird es im Sommer in Israel ein Treffen geben mit den letzten weltweit lebenden Zeitzeugen der Familie und deren Nachkommen. Sie werden sich zum ersten Mal begegnen.

42 Vgl. Persönliche Mitteilung Hanna Mednik an Gabriele Bergner, Qiryat Haiim, 19.9.2015.

GABRIELE BERGNER

## Bittere Erinnerungen an die Durchgangsstation Schweiz – Heinrich Katz

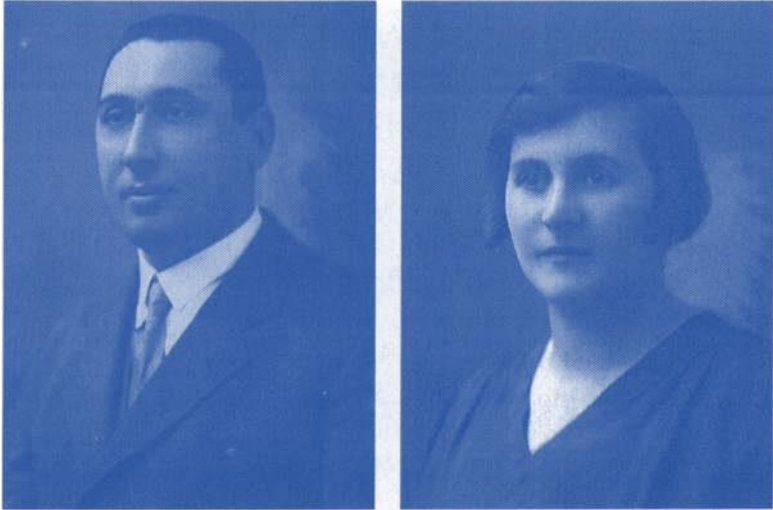
Heinrich Katz war bekannt als grosszügig und hilfsbereit, sowohl privat als auch als Textilhändler, bei dem man die Waren auf Kredit beziehen konnte. Als aktives Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Österreichs unterstützte er diese auch finanziell, nachdem sie 1934 illegal geworden war. Wegen konspirativer Treffen in seiner Wohnung war er während des Ständestaats<sup>1</sup> einige Monate im «Anhaltelager Wollersdorf» nahe Wien eingesperrt.

Seine Frau Helene war mit ihrer Mutter und fünf Geschwistern aus Südpolen nach Wien gezogen, wo sie als junges Mädchen in der Kürschnerwerkstatt von Heinrich Katz' Vater arbeitete. Sie hatte Heinrich am 11. November 1917 vor einem jüdischen Militärseelsorger in Krakau geheiratet.<sup>2</sup>

Bald nach dem Einmarsch Hitlers löste Heinrich Katz sein Vermögen auf, organisierte und bezahlte die Flucht seiner beiden Angestellten, einer eng befreundeten, armen Familie und einiger Verwandter. Weitere Angehörige und die eigene Familie sollten folgen, aber im Sommer 1938 musste er Hals über Kopf selbst flüchten und erreichte mit seinem ältesten Sohn am 3. August von Lörrach herkommend die Schweiz. Dass er seine Frau mit den beiden weiteren Kindern wegen der unmittelbar drohenden Verhaftung mit Hilfe von Schleppern illegal nachkommen liess, wurde ihm von den Behörden vorgeworfen und die Aufenthaltsgenehmigung für die

1 Nach Ausschaltung des Parlaments 1934 errichtete von der austrofaschistischen Regierung unter Dollfuss und Schuschnigg bis 1938.

2 Privatarhiv Traude Triebel, Wien, familysearchfilme Jüdische Matriken IKG Wien, Anmerkung auf Geburtsurkunde von Julius Katz, 10.5.1928.



*Quelle: Privatbesitz Julius Katz, Birmingham*

gesamte Familie damit abgelehnt.<sup>3</sup> Ein vorläufiger, auf nur acht Wochen begrenzter Aufenthalt war nur «kommiserationshalber» gewährt worden, weil sie bei ihrer Ankunft im Badischen Bahnhof angesichts der drohenden Zurückweisung so herzerreissend geweint und geschrien hatten.<sup>4</sup>

Ihre drei Kinder, bei der Flucht 17,15, und 10 Jahre alt, konnten als Erste (Mela und Julius im Mai/Juni 1939<sup>5</sup>, dann Erwin im Juli/August 1939<sup>6</sup>) von der Schweiz nach England ausreisen. Möglich wurde dies durch Interventionen vor Ort der Israelitischen Flüchtlingshilfe und der Sozialdemokratischen Flüchtlingshilfe so-

3 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 30167, Schreiben Polizeiinspektorat Basel-Stadt an Heinrich Katz, Basel, 20.9.1938.

4 Ebd., Protokoll Hauptmann Sommer, Polizei-Inspektorat Basel-Stadt, über «Katz, Heinrich, Emigrant» vom 17.9.1938.

5 Vgl. ebd., Israelitische Fürsorge Basel an Kantonale Fremdenpolizei, Basel, 26.6.1939.

6 Vgl. ebd., Eidgenössische Fremdenpolizei an Kantonale Fremdenpolizei Basel, Bern, 5.7.1939, Erstreckung der Ausreise bis 31.8.1939.

wie durch den unermüdlichen Einsatz von Einzelpersonen wie Henri Bloch in Basel und von bereits in England lebenden Verwandten und Freunden.

Herausragend war die Unterstützung der bekannten Wohltäterin und Millionärin Helen Dixon/Cadbury, die für Mela bürgte, deren dringende Rückenoperation in England finanzierte und Mela wie ein eigenes Kind bei sich aufnahm. Mela – auf Krücken – liess es sich nicht nehmen, mit Ms. Dixon gemeinsam im Innenministerium vorzusprechen. Schreiben wegen der Visa für Heinrich und Helene Katz folgten, aber letztlich konnten die Visa von England aus nicht beschleunigt werden. Zermürbt durch die dauernde Gefahr, mit-samt der Familie aus der Schweiz «ausgeschafft» zu werden, durch das Bangen um Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigungen in immer kürzeren Intervallen sowie durch materielle Not geschwächt, gelang Heinrich Katz und seiner Frau Helene schliesslich am 15. Mai 1940 die Weiterreise nach Lissabon.<sup>7</sup> Heinrich, zu diesem Zeitpunkt bereits magenkrank, und Helene erhielten dort nach drei Monaten zähen Ringens mit den Schweizer Behörden – die die benötigten Rückreisevisa verweigerten – endlich die Visa nach England. Dies war nur möglich, weil der in Basel um Hilfe gebetene Henri Bloch erfolgreich bei Regierungsrat Fritz Brechbühl intervenierte. Die benötigte Verlängerung bis 15. Oktober 1940 traf dann gerade noch rechtzeitig ein.

Nach dem Wiedersehen mit den Kindern und einer gemeinsamen Zeit bei Ms. Dixon in Birmingham trat Heinrich Katz noch dem Pionier Corps der Britischen Armee bei, wurde aber bald zu krank für den Dienst und kam ins Militärkrankenhaus in Weston-Super-Mare nahe Bristol. Helene Katz nahm in diesem Spital eine Stelle als Köchin an, um ihrem Mann bis zuletzt nahe zu sein.

7 Ebd., Schreiben Israelitische Fürsorge Basel an Kantonale Fremdenpolizei, 2.7.1940.



Auch Mela und Julius waren dort, bis Heinrich Katz am 21. Juli 1941 an Magenkrebs verstarb.<sup>8</sup>

Helene Katz starb im Januar 1977 in London. Ihre Enkelin Lilian erinnert sich an die «englische Oma», als sie und ihre Schwester ab den späten 50er-Jahren häufig die Sommerferien bei ihr oder bei Erwins Familie in Birmingham verbrachten. «Sie war glücklich, im International Centre zu kochen und sich mit den Gästen zu unterhalten, kompetent und selbständig, allseits beliebt. Besonders beeindruckt hat mich ihre unnachahmliche Mischsprache aus Polnisch, Jiddisch, Deutsch und ca. 30 Prozent Englisch – und das Erstaunliche für mich damals: der jüdische Fleischhauer antwortete ihr im selben Idiom.»<sup>9</sup>

Die Tochter Mela Katz verbrachte nach der gelungenen Operation eine glückliche Zeit in Birmingham, im feudalen Anwesen von «Auntie Helen», wie sie Ms. Dixon nannte. Später wohnte sie mit ihrer Mutter in Birmingham, fand Arbeit und Freunde, verlobte sich. England war ihre neue Heimat, sie sprach nur Englisch. In Wien hatte sie niemanden mehr, alle dort und in Polen verbliebenen Verwandten ihrer Eltern, darunter drei Geschwister ihrer Mutter, waren in KZs ermordet worden. Im März 1946 lernte sie den österreichischen Emigranten Rudolf Kauders kennen, sechs Monate später heirateten die beiden und zu Jahresende kehrte Mela auf sein Drängen mit ihm nach Österreich zurück.

Melas Familie in England konnte diese Rückkehr nicht verstehen und Mela war zeitlebens unglücklich, England wieder verlassen zu haben. In Wien arbeitete sie als Sekretärin, Dolmetscherin und Büroleiterin. Sie starb 2014. Ihr Ehemann und ihre beiden Töchter leben in Wien.

8 Erwin Katz bekam drei Tage Urlaub vom Militärdienst für das Begräbnis.

9 Persönliche Mitteilung Lilian Kauders, Wien, 22.1.2018, an Gabriele Bergner.

Erwin Katz, Melas älterer Bruder, war in Wien ein sehr begabter Schüler gewesen, aber in England, wo er zunächst mit Mela bei Ms. Dixon untergebracht war, musste er schon ab November 1939 in einer Fabrik arbeiten, bekam dort eine Ausbildung, konnte aber keine höhere Schule abschliessen. 1940 wurde er auf der Isle of Man in Ramsey interniert und am 2. Januar 1941 durch den Eintritt ins Britische Pionier Corps in Weston-Super-Mare Armeemitglied bis 2. Oktober 1945. Dort nahm er den Namen Eric Kelsey an.

Nach dem Krieg war Eric hauptsächlich in der Exportabteilung des Autoteileherstellers Lucas tätig. 1952 heiratete er die Lehrerin Catherine Esther Harvey, mit der er ausser dem Sohn John, geboren 1955, noch die beiden Mädchen, Helen Esther, geboren 1963 und Ann Olga, geb. 1968, hatte.

Eric sprach mit seinem Sohn nie über die Flucht aus Wien, über die Schweiz und die Kriegsjahre, fast nie über die ermordeten Verwandten, sondern konzentrierte sich auf den Aufbau eines neuen Lebens. Sein Sohn John vermutet, dass der Vater ihm und den beiden jüngeren Schwestern die Belastung und Trauer nicht weitergeben wollte.<sup>10</sup> Eric Kelsey starb mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern am 3. März 1974 bei einem Flugzeugabsturz in Paris-Orly. Sein Sohn John war nicht in dem Flugzeug. Er lebt heute in Birmingham.

Melas jüngerer Bruder Julius Katz besuchte bis zum Alter von vierzehn Jahren in Birmingham die Schule und arbeitete dann bis Kriegsende in einer Motorenfabrik. Er heiratete Margaret Wilkinson und bekam mit ihr drei Söhne. Durch sein Interesse an Radios und später an Fernsehapparaten kam er in die Fernsehreparatur- und Verkaufsbranche, machte sich selbständig und führte dann noch 23 Jahre lang gemeinsam mit seiner Frau ein Heimtierge-

10 Persönliche Mitteilungen John Kelsey, Birmingham, 15.-18.1.2018, an Lilian Kauders.

schäft. Trotz seiner 89 Jahre geht Julius heute noch einer Halbtagsbeschäftigung nach. Er lebt mit seiner Frau in Birmingham.

Über den schwierigen Anfang in England erzählt er: «Ich war elf Jahre alt bei der Ausreise aus der Schweiz. Am englischen Flughafen Croydon wurde Mela wegen ihrer ganz schiefen Haltung und schlechten Gehens einem Arzt vorgeführt und mit demselben Flugzeug sofort in die Schweiz zurückgeschickt. Ich sah dem Flugzeug nach, bis es nur mehr ein Punkt am Himmel war. Ich war nun ohne Familie in England. Ms. Dixon brachte mich bei einer Frau in Birmingham unter, dann kam ich zu deren Mutter auf eine Farm in der Nähe. In der Schule kümmerte sich niemand um mich, ich lernte die Sprache nur langsam. Ich wusste nicht, ob Mela wieder nach England hatte kommen können, und ich wusste nichts von meinen Eltern. Aber eines Tages besuchte mich Erwin auf der Farm, und dann wurde ich zu Ms. Dixon gebracht, wo Mela wohnte. [...] Ungefähr vier Monate später kamen meine Eltern ganz überraschend zu uns ins Haus von Ms. Dixon. Nach einer Zeit zusammen zogen meine Mutter, Mela und ich in ein kleines Haus in Birmingham, mein Vater und Erwin gingen, wie ich später erfuhr, zum Pionier Corps.»<sup>11</sup>

Mit grosser Dankbarkeit denkt Julius Katz heute an die Helfer damals in der Schweiz. Von der Unterstützung durch die jüdische Hilfsorganisation und den enormen Kosten, die sie für seine Familie trugen, wusste er. Es ist ihm nun eine besondere Freude, auch die Namen der Personen zu erfahren, die konkret zu den Rettern seiner Eltern wurden: Vor allem zu erwähnen ist Henri Bloch, der für Heinrich und Helene Katz in Lissabon in letzter Minute Intervention und Hilfe bewerkstelligte. Seine Bewunderung möchte Julius Katz dessen Enkelin, Frau Simkhovitch-Dreyfus, für ihren Grossvater aussprechen.

<sup>11</sup> Persönliche Mitteilungen Julius Katz, Birmingham, 8.-20.1.2018, an Lilian Kauders.

«Wir waren alle sehr unglücklich in der Schweiz», resümierte Heinrichs Tochter Mela, wenn sie über diese Zeit gefragt wurde. Einzelheiten wollte sie nicht nennen. Obwohl sie nach dem Vorfall im Badischen Bahnhof ein weiteres traumatisches Erlebnis hatte, als sie, endlich mit ihrem Bruder Julius in Croydon gelandet, von den Engländern vorerst wegen ihrer Gehbehinderung umgehend in die Schweiz zurückgeschickt wurde («on grounds of crippledness»), machte sie England niemals Vorwürfe. Gegen die Schweiz hegte sie lebenslang den Groll, dass sie die Familie zwei Jahre lang mit der Abschiebung nach Deutschland bedroht hatte.

Text: Lilian Kauders, Wien, Julius Katz und John Kelsey, Birmingham, Dr. Gabriele Bergner, Teltow

## **4. An der Grenze gescheitert**

GABRIELE BERGNER

## In den Tod nach Abweisung – Siegfried und Walter Weil

Die Brüder Siegfried und Walter Weil wurden beide in Eichstetten geboren als die zwei jüngsten Kinder des Viehhändlers Isaak Weil und seiner Frau Mathilde.<sup>1</sup> Nach der Schule arbeitete Siegfried als Viehhändler, Walter wurde kaufmännischer Lehrling in einer Papierwarenfabrik und besuchte die Handelsschule in Freiburg.<sup>2</sup> Danach arbeitete Walter als Grossist für Silberbestecke und hatte sich schon mit 18 Jahren selbständig gemacht als freier Handelsvertreter. «Da er ein sehr gewandter und fleissiger Mensch war, machte er auch einen entsprechenden Umsatz. Noch in den Jahren 1935 bis 1937 hatte er durch seine Tätigkeit schätzungsweise 500.00 RM monatlich durchschnittlich verdient. [...] Ende Juni 1938 musste er als Jude seine Gewerbelegitimationskarte für Handlungsreisende abgeben und hatte nach dieser Zeit kein Einkommen mehr.»<sup>3</sup> Die von ihm vertretenen Firmen waren unter anderem die Besteckfabrik Carl Mertens, Solingen, und die Solinger Stahlwerke. Während Siegfried nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Eichstetten lebte und arbeitete, hatte Walter seit Oktober 1937 an verschiedenen Adressen in Freiburg gelebt, unter anderem im Haus seines Onkels Hermann Weil, Manufakturwaren, in der Fal-

1 Standesamt Eichstetten, Geburtsurkunden G 25/1909 (Siegfried Weil) und G 12/1913 (Walter Semi Weil).

2 Staatsarchiv Freiburg F 196/1 Nr. 12.223.

3 Ebd., Eidesstattliche Versicherung von Arthur Hofeier, Brooklyn, 3.11.1960 und Klage der Geschwister Theophil, Julius und Meta Weil (Brookes) vor dem Landgericht Karlsruhe in der Entschädigungssache Walter Weil, Düsseldorf, 25.4.1963.



*Siegfried Weil*  
*Privatbesitz Ursula Kügele, Wittnau*

kensteinstr. I.<sup>4</sup> Nach der Reichspogromnacht wurden die beiden Brüder verhaftet und am 11. November 1938 in das KZ Dachau deportiert. Beide wurden aus dem KZ wieder entlassen, Siegfried

<sup>4</sup> Vgl. persönliche Mitteilung Stadtarchiv Freiburg an Gabriele Bergner, Freiburg, 15.10.2014, und persönliche Mitteilung Ursula Kügele an Gabriele Bergner, Wittnau, 26.10.2014. Ursula Kügele hat die Familiengeschichte der Familie Weil zur Verlegung von Stolpersteinen erforscht und in einem unveröffentlichten Manuskript festgehalten, das als Ausgangspunkt dieser Ausstellungstafel und für weitere Forschungen diente. Es befindet sich in ihrem Privatbesitz in Wittnau.

am 28. Dezember 1938, Walter am 23. Januar 1939, und kehrten nach Eichstetten und Freiburg zurück.

Die traumatischen Erfahrungen im KZ, das Gefühl, in Deutschland als Juden nicht mehr sicher zu sein und der Verlust ihrer wirtschaftlichen Grundlagen mögen Auslöser zu einem riskanten Vorhaben gewesen sein: der Flucht in die Schweiz im Januar 1939. Einem Bericht der kantonalen Fremdenpolizei zufolge überschritten die Brüder am 30. Januar 1939 im Badischen Bahnhof in Basel die schweizerische Grenze in Begleitung des Fluchthelfers Albert Renk.<sup>5</sup> Von dort aus schlugen sie sich weiter durch und wurden einen Tag später in Riehen angehalten. Noch am gleichen Tag wurden sie aus der Schweiz ausgewiesen und über den Bahnhof SBB nach Deutschland zurückbefördert.<sup>6</sup> Eine Einreisesperre für die Schweiz und Liechtenstein folgte für die beiden «unerwünschten Ausländer» für die Dauer von zwei Jahren.

Ein Ausweg aus ihrer Situation bot sich nun in einer beruflichen Umschulung in einem Hachschara-Lager mit dem Ziel der Auswanderung nach Palästina.

5 Staatsarchiv Basel, PD-REG 3a 32740, Kantonale Fremdenpolizei Polizeidepartement Basel, Verzeigung an das Polizeigericht wegen «ordnungswidrigen Grenzüberttritts», Basel, 1.2.1939. Albert Renk, Grossvater des Inhabers des heutigen Geschäfts «Betten-Renk» in Lörrach, hatte ein Stoffgeschäft («Stoff-Renk»). Es bestanden geschäftliche Beziehungen nach Freiburg, eine Verbindung zu Hermann Weil ist sehr wahrscheinlich und damit ein geplantes Vorgehen, vgl. Gespräch Gabriele Bergner mit Marc-Andreas Renk, Lörrach, 2.7.2015.

6 Schweizerisches Bundesarchiv Bern, Dossier E6351F#1000/1044#251 71,251-2, Einschleppung von jüdischen Emigranten an der deutschen Grenze, 1939. Archivar Guido Koller präzisiert: «Siegfried und Walter Weil wurden gemäss Protokoll der Zollkreisdirektion III am 31. Januar 1939 in Riehen angehalten. Es wurde in diesem Dossier abgelegt, weil es als Beispiel (Beweis) der sogenannten «Emigrantenschlepperei» diene. Mehr ist daraus zu den beiden nicht ersichtlich.», persönliche Mitteilung Guido Koller an Gabriele Bergner, Bern, 10.7.2015.



Am 6. November 1939 zogen beide von Freiburg nach Paderborn in das Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg 86.<sup>7</sup> Dort lebten von «Ende Juni 1939 bis zur Auflösung des Lagers zum 1. März 1943 in vier Baracken etwa einhundert Jüdinnen und Juden mit je unterschiedlicher Verweildauer.»<sup>8</sup> Die Lebensbedingungen in dem Lager waren trotz des Hungers noch einigermaßen erträglich, allerdings hatten die Bewohner harte körperliche Arbeit zu leisten.<sup>9</sup>

Unklar ist, warum sich Walter Weil am 6. September 1940 nach Frankfurt a.M. abmeldete. Sein Bruder Siegfried blieb in Paderborn bis zur Räumung des Lagers am 1. März 1943 und dem Abtransport nach Auschwitz. In Auschwitz wurden die Paderborner Häftlinge nach der Ankunft nachts per LKW nach Monowitz gebracht. Siegfried bekam die Häftlingsnummer 105507 zugeteilt. Die «Paderborner Gruppe» versuchte, zusammenzubleiben. Wer krank war, kam in den Krankenbau. «Jeder wusste, wenn ich dahin gehe, komme ich nicht wieder raus. Kaputtgeschrieben! Am nächsten Tag ging dann der Wagen nach Auschwitz. Später wusste man, was dort los ist.»<sup>10</sup>

In wenigen Worten ist hier das Schicksal von Siegfried Weil zusammengefasst, der im Häftlingskrankenbau des Lagers Monowitz

7 Stadtarchiv Paderborn, A 6016 («Judenkartei») und A 3304 und A 3305 (Veränderungsmeldungen).

8 Margit Naarmann: *Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943*, Köln 2000, S. 25.

9 Ebd., S. 49. Zu den Arbeiten zählten die Anlage eines Parks, die Errichtung einer Freilichtbühne, Erntearbeiten, die Anlage eines Wildparks, Schnee- und Eisarbeiten im Winter und Tiefbauarbeiten. Die geistige Schulung, das kulturelle Leben und Unterricht in Hebräisch und anderen Fächern spielten eine wichtige Rolle.

10 Interview Kurt Steinitz durch die Shoah-Foundation, abgedruckt in Teilen bei Naarmann, ebd., S. 106-114, hier S. 109.



Walter Weil  
*Privatbesitz Ursula Kügele, Wittnau*

wegen «Durchfalls» behandelt wurde. Er kam am 20. April 1943 nach Auschwitz zurück, wo er am 18. Mai 1943 verstarb.<sup>11</sup>

Über Walter Weils Zeit in Frankfurt gibt es keine Anhaltspunkte. Am 2. August 1941 kam er in das jüdische Arbeitsheim Radinkendorf bei Beeskow (Brandenburg), deren Bewohner Arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft leisten mussten.<sup>12</sup> Seine Vermögenserklärung, in der er als einzigen Besitz einen Fotoapparat angibt, unterzeichnete er am 16. März 1942.

Dort, auf dem Standesamt in Beeskow, heiratete er am 7. April 1942 noch die Kindergärtnerin Johanna Engel, geboren am 2. De-

11 ITS Digital Archive, Bad Arolsen, 1.1.2.1/530021 (Namensverzeichnisse von Häftlingen, die im Häftlingskrankenbau Monowitz behandelt wurden) und ebd., 1.1.2.1/516556 (Auszug aus dem Krematoriumsverzeichnis des KZ Auschwitz).

12 BLHA Potsdam, Rep. 36 A Nr. 5272, Vermögenserklärung Walter Weil vom 16.3.1942. Zu Radinkendorf vgl. Siegfried Ransch: *Jüdisches Arbeitsheim Radinkendorf (1940 bis 1943). Dokumentarischer Bericht über ein Lager an der märkischen Spree*, Berlin 2010.

zember 1911 in Dortmund-Dorsten, auch sie Jüdin. Sie lebte seit 1917 mit ihrer Mutter in Berlin<sup>13</sup> und hatte wegen Schizophrenie mehrere Klinik- und Sanatoriumsaufenthalte hinter sich. Zwischen diesen Klinikaufenthalten lebte sie alleine oder bei ihrer Tante in Berlin-Charlottenburg und arbeitete als Hausangestellte bei einer Familie.<sup>14</sup> Zuletzt arbeitete sie als «Wohlfahrtspflichtarbeiterin» auf dem Jüdischen Friedhof Weissensee und kam dann ebenfalls in das Arbeitsheim Radinkendorf.<sup>15</sup>

Einen Tag nach der Heirat füllte Johanna Weil ihre Vermögenserklärung aus. Damit musste den beiden klar gewesen sein, dass die Deportation unmittelbar bevorstand, was sich bewahrheitete. Die Ehe währte nur eine einzige Woche: Am 14. April 1942 wurden Johanna in das Warschauer Ghetto und Walter nach Trawniki/Lublin deportiert.<sup>16</sup> Ein Versuch seines Bruders Theophil, ihn von

13 Vgl. persönliche Mitteilung Stadtarchiv Dortmund an Gabriele Bergner, Dortmund, 3.7.2015.

14 Landesarchiv Berlin, A Rep. 003-04-04 Nr. 6742, Patientenakte Johanna Engel. Die Akte beschreibt genau, wie sich die Krankheit bei ihr konkret äusserte und entwickelte. Am 6.5.1941 lautet das ärztliche Gutachten: «In den letzten Tagen ruhiger, hat keinen Anfall mehr bekommen, hat fleissig in der Feldkolonne gearbeitet. Temperament sehr lebhaft, leicht hypermanisch gefärbt, ist ganz begeistert, wenn sie tüchtig körperlich arbeiten kann. Wird heute zur Verlegung in die jüdische Anstalt Sayn, Koblenz, abgeholt, von der jüdischen Gemeinde.»

15 BLHA Potsdam, Rep. 36 A Nr. 5272, Vermögenserklärung Johanna Weil vom 8.4.1942.

16 Möglicherweise wurde dieser Transport in das Warschauer Ghetto umgelenkt, und die arbeitsfähigen Männer kamen dann nach Treblinka zum Zuschaufeln von Leichengruben und zu Planierungsarbeiten ausserhalb des Lagers. Nur ein Häftling überlebte, alle anderen wurden in Treblinka oder Auschwitz ermordet, vgl. Akim Jah: *Die Deportation der Juden aus Berlin. Die Nationalsozialistische Vernichtungspolitik und das Sammellager Grosse Hamburger Strasse*, Berlin 2013, S. 627-628.

Shanghai aus zu retten, kam zu spät. «Ich hatte Walter nach Radinkendorf ein Einreisepermit für Shanghai zugesandt, welches er aber nicht mehr benutzen konnte.»<sup>17</sup> Walter Weil kehrte nicht zurück. Seine Frau Johanna gilt als vermisst.

17 Staatsarchiv Freiburg F196/1 Nr. 12.223, Eidesstattliche Zeugenaussage Theophil Weil, San Francisco, 28.9.1962. Walters Fotoapparat, den er zuletzt in Radinkendorf noch hatte, wurde in der Pfandkammer Beeskow am 16.7.42 durch Oberstleutnant Karl Leppler, Beeskow, ersteigert, der Erlös von 10 RM ging an das Finanzamt Beeskow, vgl. BLHA Potsdam, Rep. 36 A Nr. 5272, Verkaufsniederschrift.

GABRIELE BERGNER

## Schwerwiegende Folgen einer verzögerten Einreisebewilligung – Die Wiener Familie Eisenberger mit Hans Ewald Rosenthal

«Dienstag, 6. Dez. 1938. Eisenberger, Luzie [sic], Polen, geb. 10. 12.1921 zu Wien, Schneiderin, von Freiburg kommend, ohne Schriften, wurde gestern nachts 11.55 Uhr durch Grenzwächter Suter, Fr., beim Zollamt Grenzacherstr. angehalten, wegen verbotenen Grenzübertritts. Wurde von einem deutschen Grenzwächter auf Schweizerboden verbracht.»<sup>1</sup>

Diese dürren Worte eines Polizeiberichts beziehen sich auf ein Mitglied der Familie Eisenberger, bestehend aus dem Vater Leopold, der Mutter Resi, der Tochter Lucie, dem Sohn Raoul und dem Stiefsohn Hans Ewald Rosenthal. Leopold Eisenberger, geboren am 6. Juli 1888 in Bielitz, Schlesien, hatte am 29. Juni 1919 in Wien die verwitwete Resi Rosenthal, geborene Weisz, geheiratet<sup>2</sup>, die aus ihrer ersten Ehe das Kind Hans Ewald Rosenthal, geboren am 17. Juni 1913 in Wien, mitbrachte.<sup>3</sup> Leopold hatte in der Servitengasse 24 in Wien von 1918 bis 1928 ein Geschäft für Haus- und Küchengeräte.<sup>4</sup> Er engagierte sich in jüdischen Vereinigungen in Wien wie im Witwen-, Waisenhilfs- und Ausspeise-Verein.<sup>5</sup>

1 Staatsarchiv Basel-Stadt, Straf und Polizei M 8 108, Bl. 1203.

2 Geboren am 30.12.1897 in Vrbove bei Budapest.

3 Der erste Ehemann und Vater von Hans Ewald Rosenthal war Rudolf Rosenthal. Er starb im Ersten Weltkrieg am 14.10.1915, vgl. <http://www.europeana1914-1918.eu/en/contributions/3846#prettyPhoto/gallery/0/> (Totenschein).

4 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 31912, Fragebogen vom 21.5.1940.

5 Vgl. ETH, Archiv für Zeitgeschichte, VSJF-Archiv / E. 104, Dossier Leopold Eisenberger, Bescheinigung des Vereins (Abschrift), Wien, 15.8.1938 und der Fürsorgezentrale der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 24.11.1938.



*Hans Ewald Rosenthal  
Privatbesitz Familie Michael Rank, London.*

Nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 war die Lage für Juden in Wien generell bedrohlich geworden. Hinzu kam, dass Leopold Eisenberger als in Polen geborener Jude ausgebürgert worden war und ihm im Oktober mit der ganzen Familie die Abschiebung nach Polen drohte.<sup>6</sup> Als erstes Familienmitglied unternahm Hans Ewald Rosenthal, der als Student am Max Reinhardt Seminar in Wien eingeschrieben war, am 25. Juli 1938 einen waghalsigen Fluchtversuch. «Schwarz eingereist, ist zwischen Lössrach

6 Vgl. Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 31912, Fragebogen Leopold Eisenberger vom 22. Mai 1940, in dem er rückwirkend die Geschehnisse erklärt. Zu der sog. Polenaktion vgl. Angela Hermann: *Der Weg in den Krieg 1938/39. Quellenkritische Studien zu den Tagebüchern von Joseph Goebbels*, München 2011, S. 327-328, und <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/zwangsausweisung.html?page=1>.

und Basel aus dem Zuge gesprungen, erlitt dabei einen Knöchelbruch und Bänderriss.»<sup>7</sup> Ein Taxifahrer brachte ihn ins Israelitische Spital Basel, der behandelnde Arzt Dr. Blumenkopf attestierte ihm nach seiner Entlassung am 9. September eine notwendige tägliche Nachbehandlung. Sein Aufenthalt in Basel wurde zunächst bis 15. Oktober bewilligt, «alsdann hat die Ausreise zu erfolgen», die Begründung lautete: «Überfremdung.»<sup>8</sup> Mit Hilfe der Bemühungen der Israelitischen Flüchtlingshilfe, die ihn auch während seiner Zeit in Basel im Lager «Sommercasinio» unterstützte, wurde seine Aufenthaltsbewilligung bis 31. Mai 1939 verlängert. Mit einer vom britischen Innenministerium ausgestellten Einreisebewilligung konnte er noch im Mai nach England ausreisen. Dort nannte er sich Hugh Rank und arbeitete zunächst als Wursthautmacher und Tellerwäscher.<sup>9</sup>

In der gleichen Zeit konnte Leopolds leiblicher Sohn Raoul Eisenberger, geboren am 17. Februar 1924 in Wien, am 20. Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach Darlington in England entkommen.<sup>10</sup> Dort wurde er nach Kriegsbeginn interniert und im Juli 1940 nach Kanada, Internierungslager Sherbrooke bei Québec,

7 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29974, Anmeldeformular vom 9.9.1938. Der Sprung muss aus dem einem fahrenden Zug der Wiesentalbahn auf Rieher Gebiet erfolgt sein.

8 Ebd., Polizeidepartement Basel-Stadt, Verfügung vom 15.9.1938.

9 Später konnte er noch Deutsche Literaturwissenschaft studieren am Fitzwilliam House in Cambridge und arbeitete dann als Lehrer am St. Mary's College in Crosby, Liverpool, vgl. Nachruf Michael Rank für seinen Vater auf <http://www.theguardian.com/news/2006/dec/15/obituaries.mainsection>.

10 Vgl. Persönliche Mitteilung Michael Rank an Gabriele Bergner, London, 19. 11.2014, persönliche Mitteilung Lilian Levy, Jewish Refugee Aid Committee, Stanmore, an Erika Wantoch, Wien, 19.5.2014 und Darlington Library, Centre for Local Studies, Northern Despatch (Darlington) vom 10.3.1939.

verschickt. Erst im August 1942 wurde er aus der Internierung entlassen und arbeitete nach dem Krieg als Schneider.

Noch während seiner Zeit in der Schweiz war es Hans Ewald Rosenthal gelungen, seine Familie in Wien von der geglückten Flucht nach Basel zu benachrichtigen. Deshalb entschlossen sich Leopold und Lucie Eisenberger, geboren am 10. Dezember 1921 in Wien, gemeinsam die Flucht zu wagen. Warum die Mutter Resi sich dem Unternehmen nicht anschloss, ist nur damit zu erklären, dass sie auf die Abfahrt des Kindertransports ihres Sohnes Hans Ewald warten musste.

Beide versuchten, in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember 1938 zusammen mit einem anderen Mann in die Schweiz zu gelangen. In ihrem Einvernahmeprotokoll<sup>11</sup> berichtet Lucie Eisenberger Details zum Ablauf der Flucht. Sie war mit ihrem Vater von Freiburg aus nach Grenzach gefahren, um dort die Grenze zu überqueren. Ein deutscher Grenzwächter geleitete sie in Richtung Schweizer Grenze, verschwand aber, als sich ein Schweizer Grenzer näherte. Lucie wurde durch den Schweizer Grenzer Fritz Suter am 5. Dezember 1938 um 23.55 Uhr am Hirtenweg beim Grenzstein Nr. 149 festgenommen und vom Zollamt Grenzacherstrasse in das Gefängnis Lohnhof in Basel gebracht.<sup>12</sup> Zu ihrem weiteren Schicksal heisst es lapidar: «Die Eisenberger wurde heute nach Deutschland zurückverbracht.»<sup>13</sup>

Ihr Vater Leopold konnte sich der Festnahme entziehen. Ein zweiter Grenzübertritt bei Lörrach glückte ihm.

Durch die Unterstützung der Israelitischen Fürsorge gelang es Leopold Eisenberger, in der Schweiz während des Krieges aufge-

11 Schweizerisches Bundesarchiv, E4264# 1985# 196#690\*, Einvernahmeprotokoll Lucie Eisenberger vom 6.12.1938.

12 Ebd., Polizeikorps Basel-Stadt, Rapport vom 6.12.1938. Die kantonale Fremdenpolizei betrachtete die Hilfeleistung der Deutschen als «Grenzverletzung».

13 Ebd., Meldung Polizei-Departement Basel-Stadt an EJPD Bern, 7.12.1938. Sie wurde nach Lörrach ausgewiesen.





*Leopold Eisenberger, Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 31912\_preview*

nommen zu werden. Die Situation war für ihn dennoch nicht einfach. Seine Aufenthaltsbewilligungen mussten immer wieder verlängert werden, da sich die Ausreise in ein anderes Land wie z.B. Südamerika infolge seines Alters als schwierig erwies.<sup>14</sup> Am 21. Januar 1939 schrieb die Eidgenössische Fremdenpolizei an die Kantonale Fremdenpolizei Basel: «[...] Wir stellen fest, dass der Gesuchsteller am 5. Dezember 1938 ordnungswidrig in die Schweiz eingereist ist, und dass daher aus Konsequenzgründen eine weitere Erstreckung der Aufenthaltsdauer nicht in Berücksichtigung gezogen werden kann. Der Gesuchsteller hat die Schweiz sofort zu verlassen, und wir bitten Sie, denselben, wenn nötig, an die deutsche Grenze zu stellen.»<sup>15</sup> Die Kantonale Fremdenpolizei Basel, die ihrerseits von der Israelitischen Fürsorge Basel um Verlängerung der Frist gebeten worden war, wandte sich daraufhin an das EJPD und erreichte einen Aufschub. Dieses Procedere wieder-

14 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 31912.

15 Ebd., EJPD an Kantonale Fremdenpolizei, Bern, 21.1.1939.

holte sich mehrfach bis Kriegsende mit dem Ziel, für Leopold Eisenberger die Ausreise nach Palästina oder England zu bewerkstelligen und eine Bürgerschaft für ihn beim Verband S.I.A. (Schweizerische Israelitische Armenpflege) in Zürich zu erreichen.<sup>16</sup>

Trotz seiner eigenen Schwierigkeiten versuchte Leopold Eisenberger alles, um seine inzwischen nach Wien zurückgekehrte Tochter Lucie und seine dort verbliebene Ehefrau Resi doch noch in die Schweiz zu retten. Die ganze Familie war erst am 17. Februar 1939 in Wien auf eine polnische Warteliste des amerikanischen Generalkonsulats zur Ausreise nach Amerika gesetzt worden.<sup>17</sup>

Leopold Eisenberger wandte sich an die Israelitische Flüchtlingshilfe in Basel. Sie sollte versuchen zu erreichen, dass die beiden Frauen sich in Wien einer Gruppenausreise nach Palästina anschliessen konnten. Dies war nicht möglich.<sup>18</sup>

Sein nächstes Gesuch an das Polizeidepartement Basel-Stadt vom 14. März 1941 um Einreisebewilligung für Frau und Tochter führte dazu, dass «eingehende Erhebungen» über das «Verhalten des [...] Emigranten» erhoben wurden bei allen Vermietern, bei denen Leopold Eisenberger gewohnt hatte, und an seinem Arbeitsplatz im Flüchtlingslager «Sommercasinio».<sup>19</sup> Obwohl die Israelitische Fürsorge die Kosten auch für Resi Eisenberger übernommen hätte, wurde Eisenbergers Gesuch abgelehnt mit den Worten, «der

16 ETH, Archiv für Zeitgeschichte, VSJF-Archiv / E. 104, Dossier Leopold Eisenberger, Israelitische Fürsorge Basel an Verband S.I.A. Zürich, 10.5.1939.

17 Bescheinigung Amerikanisches Generalkonsulat Wien vom 17.2.1939, Warte-nummern 4309, 4312 und 2990, Privatbesitz Howard Eisenberger, Ottawa.

18 ETH, Archiv für Zeitgeschichte, VSJF-Archiv / E. 104, Dossier Leopold Eisenberger, Korrespondenz Israelitische Fürsorge Basel mit Verband S.I.A. Zürich, 12./13.2.1940.

19 Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 31912, Bericht Kontrollbüro Kantonale Fremdenpolizei Basel, 20.3.1941.

Zuzug weiterer Emigranten ist nicht erwünscht; es darf auch nicht ein Präzedenzfall geschaffen werden.»<sup>20</sup>

Ein dritter Versuch im November 1941, als sich die Israelitische Fürsorge an die Kantonale Fremdenpolizei Basel wandte und sich erneut bereiterklärte, künftig die Unterhaltskosten für Frau und Tochter zu übernehmen, wurde schliesslich positiv beschieden und die Einreisebewilligung dem Schweizerischen Generalkonsulat in Wien am 29. November 1941 telegraphisch mitgeteilt.<sup>21</sup>

Die Bewilligung wurde den beiden Frauen vermutlich zu spät oder gar nicht überbracht. Sie kam auf jeden Fall nicht mehr rechtzeitig.

Nach der Wannseekonferenz im Januar 1942, auf der die «Endlösung der Judenfrage» in ganz Europa beschlossen wurde, war die Ausreise von Juden ins rettende Ausland unmöglich geworden. Lucie Eisenberger und ihre Mutter Resi wurden am 6. Februar 1942 von Wien in das Ghetto Riga deportiert und dort ermordet.<sup>22</sup>

Leopold Eisenberger überlebte in der Schweiz und wanderte am 1. September 1946 nach London aus, wo sein Stiefenkel Michael Rank, Sohn von Hans Ewald Rosenthal, heute noch lebt. Er starb am 25. Dezember 1959 in Kanada. Sein leiblicher Enkel Howard Eisenberger, Sohn von Raoul Eisenberger, lebte zu Beginn der Recherche in Ottawa. Er starb am 3. März 2016.

20 Ebd., Verfügung Kantonale Fremdenpolizei Basel, 2.4.1941.

21 Ebd., Polizeidepartement Basel-Stadt, Kantonale Fremdenpolizei, Zusicherung der Aufenthaltsbewilligung, 25.11.1941.

22 ITS Digital Archive, Bad Arolsen, Transportliste Gestapo-Bereich Wien nach Riga (Auszug) 1.2.1.1 / 11203051.

## «Gescheitert an der Grenze»

Krieg, Armut, Verfolgung: Für eine Flucht ins Ausland gibt es viele Gründe. Die Grenzen im Dreiländereck bieten hierfür ideale Voraussetzungen. Schon als 1848/49 die Revolution in Baden scheitert, retten sich deutsche Republikaner nach Frankreich und in die Schweiz.

Für viele Gegner des Nationalsozialismus ist nach 1933 die Flucht aus Deutschland der einzige Ausweg. Nach der Besetzung des Elsass 1940 bleibt ihnen nur noch die Schweiz als Fluchtziel. Tausende Juden überleben den Holocaust, weil ihnen die Flucht gelingt und die Schweiz Asyl oder Transit gewährt. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 werden die Grenzkontrollen von deutscher Seite erneut verschärft. Dazu gehören vermehrte Personen-, Fahrzeug- und Gepäckkontrollen, die Sperrung kleinerer Grenzübergänge und restriktive Devisenvorschriften. Die deutsch-französische Grenze wird bei Kriegsbeginn 1939 zur Frontlinie und 1940 mit der Besetzung des Elsass faktisch, wenn auch nicht juristisch, aufgehoben.

Die Schweiz errichtet entlang ihrer Grenze bei Kriegsbeginn ein militärisches Sperrgebiet. Alle Dauerpassierscheine verlieren ihre Gültigkeit. Stattdessen werden nur in begründeten Fällen blaue Grenzkarten ausgestellt, die den Grenzübertritt lediglich stundenweise erlauben. Verwandtenbesuche sind in der Regel nicht mehr möglich, Familien und Freunde werden für Jahre voneinander getrennt.

Besonders die «Grüne Grenze» zwischen Weil am Rhein, Tüllinger Berg, Maienbühl bei Inzlingen, Chrischona und Grenzacher Horn bietet Möglichkeiten zur Flucht. Das NS-Regime errichtet deshalb entlang dieser Grenze 1942 eine Stacheldrahtsperrung. Sie wird von rund 250 Reichsarbeitsmännern, mehrheitlich 17-jähri-

gen Jugendlichen, bevor sie als Soldaten einberufen werden, vom 27. Juni 1942 bis 15. September 1942 gebaut. Der Verhau ist dachförmig, an der Sohle 8 m breit und 3 m hoch.

An der so genannten «Eisernen Hand» bei Lörrach ist eine besondere Situation. Der Flurname kommt häufig vor. Er soll von der eisenbewehrten Hand (Handschuh) eines Herren stammen, der durch Fingerzeig so seinen Besitzanspruch kundtat. Da das Waldstück auch als «Herrenwald» bezeichnet wird, kann es gut sein, dass der Bischof von Basel dieses Gebiet für sich in Anspruch genommen hat.

An der «Eisernen Hand» verbleibt im Drahtzaun jedoch eine Lücke: ein schmaler, ins badische Gebiet hineinreichender Streifen schweizerischen Gebiets. Zur einfacheren Sicherung dieses unwegsamen Waldgebiets wollen die Nationalsozialisten diesen Streifen abtrennen, indem der Stacheldraht 300 Meter lang durch Schweizer Gebiet (beim Maienbühlhof) gezogen werden soll. Doch sie scheitern am Widerstand der Schweizer Behörden. Dieses Grenzstück wird als «Das Loch im Zaun» reichsweit bekannt. Neben der «Grünen Grenze» bietet auch die exterritorial über schweizerisches Gebiet führende deutsche Bahnlinie zum Badischen Bahnhof Basel besondere Möglichkeiten zur Flucht.

Nach Kriegsende bleibt der Grenzübertritt weiterhin stark reglementiert. Nur zwischen Frankreich und der Schweiz entspannt sich die Lage rasch. Für Südbaden stellen die jetzt zuständigen französischen Besatzungsbehörden nur wenige Übertrittspapiere aus. Erste Lockerungen erfolgen nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949. Der Stacheldrahtverhau zwischen der Schweiz und Deutschland wird ab 1951 abgebaut.

## Basel als Sehnsuchtsort

### 1. Flucht in den Urlaub

Paul Herbster (1906-1993), SPD-Mann und Mitglied der Naturfreunde, schreibt nach dem Krieg seine Erinnerungen auf. Er schreibt nicht geordnet, sondern spontan, auf alles, was man beschreiben kann, wie wenn er die Erinnerung loshaben will. All die Zettel, Kartons, Umschläge hat seine Tochter in einem Kästchen aufbewahrt.

*Die Urlaubspläne waren längst ausgereift. Ziel war das Gastnertal bei Kandersteg. Täglich wuchs das Bündel der mitzunehmenden Gegenstände: Zelte, Bergsteigerausrüstung, Lebensmittel und allerlei Kleinkram. Dies alles sollte auf Fahrrädern mitgenommen werden. Für mich stand noch ein unlösbares Hindernis im Weg: Die Gestapo hatte mir den Reisepass entzogen, und ohne ein solches Dokument war die Ausreise nicht möglich. Unter meinen Papieren fand ich noch eine alte «Grüne Grenzkarte», die schon lange abgelaufen war. Zwar lief ein Antrag auf einen neuen Pass, aber er wurde schliesslich abgelehnt. Jetzt wurde die Situation ernst. Erneut ging ich zum Passamt und legte die abgelaufene Karte zur Verlängerung vor, jedoch ohne Erfolg. Meinen wartenden Kameraden gab ich den Rat, am Eglisee [Haltestelle der Strassenbahn zwischen Riehen und Basel bzw. umgekehrt] auf mich zu warten. Mein ausgeheckter Plan begann an der Hammerstrasse Wirklichkeit zu werden.*

*Es war Mittagszeit und die Strasse menschenleer. Im Anhänger sass als einziger Fahrgast eine Frau. Damals fuhr noch eine Strassenbahn von Bahnhof Lörrach nach Riehen. Zwei SS-Männer bestiegen den Motorwagen und kontrollierten die Frau. Ich konnte mich zwischen Motorwagen und Anhänger festhalten und so unbemerkt bis zur Grenze gelangen. Nun galt es noch den Schweizer Zöllner zu überlisten. Seine Frage war: «Hänn Ihr au en Pass?»*

*Meine ausweichende Antwort: «I muess en zerscht sueche!» In der Ferne sah ich ein Auto Richtung Lörrach kommen. Ich rief dem Zöllner, zuerst das Auto abzufertigen. Während der Autofahrer das Fenster herunter drehte und der Zöllner seinen Kopf hineinsteckte, war für mich die Gelegenheit gekommen, die Flucht in den Urlaub fortzusetzen. Um keine Zeit zu verlieren, winkte ich meinen am Eglisee wartenden Kameraden, mir zu folgen. Wir glaubten, wir würden verfolgt und fuhren so schnell, wie wir konnten, in Richtung Bern. [...]*

*Nur allzu schnell verstrich die Zeit, und wir mussten Abschied nehmen von dem Paradies. Nun begann für mich eine dramatische Rückkehr in die Heimat. In Kandersteg angekommen, stellten wir fest, dass unsere Fahrräder nicht mehr da waren. Alles Suchen war zunächst erfolglos. Da kam ein Melker daher und gestand uns, dass er beim Wegräumen des Heus plötzlich ein Fahrrad an der Gabel hatte. Nach einer Stärkung pumpften wir unsere Fahrräder auf, und es ging talwärts der Heimat entgegen. Unterwegs begann es heftig zu regnen, so dass wir uns entschlossen, bei Öhningen am Waldrand zu zelten.*

*Je näher wir zur Grenze kamen, desto gedrückt wurde die Stimmung. Alles konzentrierte sich auf den Gedanken, wie ich wohl unbeschadet über die Grenze kommen kann. Aber mein Plan standfest.*

*An der Weiler Strasse in Riehen trennten wir uns, um uns bei mir zu Hause zu treffen. So fuhr ich alleine an der Wiesen entlang bis zur Grenze am Grenzweg. Dort stand dann der Wachtposten, dann das übliche Gerede, woher und wohin. Papiere wollte er sehen, aber ich hatte keine. Zum Glück hatte er kein Telefon, denn ich behauptete, dass ich vom Weiler Zoll komme und nicht mit dem schweren Rucksack über den Berg wollte. So liess er mich gehen. Ich wollte eine längere Debatte vermeiden, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr schleunigst nach Hause. Dort warteten meine Kameraden.*

## 2. Die Reklamewand am Grenzübergang

Hanspeter Troendle (Jg. 1935) ist Sohn eines damaligen Lörracher Geschäftsmanns. Das Gespräch habe ich am 8. Oktober 2014 geführt. Aufgrund einer infektiösen Erkrankung ist der Junge 1938 bis 1944 in einem Sanatorium in einer Schweizer Klinik

*Oftmals fuhr ich mit meinem Fahrrad zur Grenze. Der breite und hohe Stacheldrahtverhau entlang der Grenze erschreckte mich. In ganz besonderer Erinnerung ist mir jedoch die hell erleuchtete Reklamewand am Giebel eines Hauses unmittelbar hinter der Grenze. Umso mehr erschien mir die Welt dahinter, die Schweiz, wie ein Paradies. Die Reklameschrift «Villiger Stumpen» strahlte im hellen Licht an der Giebelwand des Hauses direkt hinter der Grenze. Nichts war verdunkelt wie bei uns.*

## 3. Fahrt ins Blaue

Hanspeter Scherr (1928-1983) schreibt ein Tagebuch, dass er während seines Dienstes am Kriegsende geführt hat. Er ist mit seinem Vater beim Volkssturm, der am 25. September 1944 als letztes Aufgebot gegen die drohende Niederlage des Dritten Reiches aufgerufen worden ist. Dem Volkssturm gehören Jugendliche ab 16 Jahre und Männer bis 60 Jahre an. Ihre Aufgaben sind vornehmlich das Schützen und Sichern der Ortschaften in unmittelbarer Heimatgegend. Als Überschrift für sein Tagebuch titelt er: «Fahrt ins Blaue».

*Beim Volkssturm in Lörrach waren wir zuerst im Hotel «Hirschen» untergebracht. Wir, das sind Vati als Zugführer, die Gruppenführer und ich als Melder, sind in einem Zimmer mit Wanzen. Die Zug- und Gruppenführer waren in einem Ausbildungskurs in Stetten in der Adolf-Hitler-Schule [heute Fridolin-Schule].*



Die «Gemeinen» bauten einen halben Tag Strassensperren, die andere Hälfte des Tages hatten wir Felddienstübungen, Schiessen usw. [...]

Am 11. Januar kamen wir von Lörrach weg und nach Stetten in die Zollhäuser. Das ging so. Eines Tages mussten alle Zugführer, Kompanieführer usw. zu einer Besprechung im Kreisstab. Dazu musste jeder einen Melder mitbringen. Vati hatte mich mitgenommen. Bei der Besprechung wurden wir in die verschiedenen Abschnitte am Grenzzaun eingeteilt. Unser Zug bekam den Abschnitt von der Giesserei Trikes [Lörrach-Stetten] bis zur «Eisernen Hand». Wir zogen dann in die Zollhäuser um. Im «Hirschen» holten wir unsere «Fallen» [Betten] und stellten sie in die ausgeräumten Wohnungen der Zollhäuser, immer drei solcher Betten übereinander. In unsere Stube waren meine Alterskameraden und Vati. Wir mussten viel Posten stehen, nachts sogar Doppelposten, so dass wir tagsüber zwei Stunden Wache und acht Stunden freihatten. Tagsüber mussten wir in der Freizeit Schützengräben bauen. Dies machte ziemlich Mühe, denn unter dem Schnee war der Boden hart gefroren.

Unsere Kompanie war sehr weit auseinandergezogen. Trotzdem musste Vati jeden Tag einmal zum Nachbarzug. Diese lebten in Laubhütten an der «Eisernen Hand». Bei einem dieser Kontrollgänge begleitete ich Vati. Der Kompaniegefechtsstand war in der Giesserei Trikes, die Küche in Stetten in einem Gasthaus und der übrige Tross im «Grünen Baum». In den Zollhäusern hätten wir gut das Kriegsende erwarten können. Besonders mir gefiel es, denn ich war der Jüngste. Manche Wurst wurde mir vom Koch zugesteckt.

Wenn ich gerade Wache hatte, ging ich fast jeden Abend in eine Wirtschaft, öfters in den «Markgräfler Hof», weil ich dort mit Carola [Freundin] telefonieren konnte. Einmal hatte ich sie eingeladen zu kommen, und holte sie am Bahnhof ab. Ich zeigte ihr Lörrach, wie Lörrach als Frontstadt aussah, von unzähligen Strassensperren entstellt. Ich führte sie am Arm, und so kamen wir lang-

sam zu unseren Stellungen an der Grenze. Von einer kleinen Bodenerhebung aus betrachteten wir das Lichtermeer von Basel, denn obwohl es verboten war, Zivilpersonen in die Stellung zu bringen, hatte uns der Posten passieren lassen. [...]

Manchmal, wenn ich allein Posten stand und niemand in der Nähe war, ging ich ganz nahe an den Stacheldraht, der die Grenze bildete, und wartete, bis der Schweizer Zöllner auf seinem Kontrollgang vorüberkam. Einmal redete mich einer an, und wir sprachen über belanglose Dinge. Und so, wenn wir uns trafen, erzählten wir uns manchmal. Ich erwähnte, dass ich früher schon ein paar Mal in Basel war, im Theater, im Zoo, und dass ich einmal den Clown Grock gesehen habe. Als ich ihn fragte, wer den Krieg gewinnen würde, wollte er es aber nicht wissen. Dann wollte ich wissen, ob der Volkssturm als reguläre Truppe anerkannt würde. Er meinte, ja, denn die Schweiz habe ja schon seit Kriegsbeginn etwas Ähnliches. Er wollte noch wissen, wie alt ich sei, und ich gab noch zwei Jahre dazu und sagte: «Achtzehn!»

Einige Tage später hatten wir wieder zur gleichen Zeit Wache, aber Vati, dem ich vom Zöllner erzählt hatte, hatte mir verboten, diesen wieder anzusprechen, weil der Regimentskommandeur unterwegs war. Ich blieb also an meinem Platz, und bald kam ein Schwarm Offiziere. Ich machte zackig Meldung. Die Offiziere wunderten sich über mein Alter. Einmal stand eines Morgens eine Leiter am Stacheldraht an der Grenze, und Spuren im Schnee verrieten, dass zwei ihre Freiheit in der Schweiz gesucht hatten. Bald kam die Meldung, dass nachts zwei Gastarbeiter entflohen seien. Wir konnten den Stab dann damit beruhigen, dass sie schon drüben seien.

Als ich wieder einmal Posten stand, winkte mir mein Bekannter, der Zöllner, von drüben zu und erzählte mir, dass der Grock zurzeit in Basel ein Gastspiel gäbe. [...] Und dann kam der Schlag, dass unsere schöne Kameradschaft, die sich gebildet hatte, aufhörte. Ein Teil kam an den Rhein zum Bunkerbau, die anderen, wie ich, wur-

den zum RAD [Reichsarbeitsdienst] nach Regensburg abberufen.  
[...]

#### 4. Zum Briefe schreiben nach Basel

Friedrich Vortisch (Jh. 1934) veröffentlicht in der Zeitschrift «Badische Heimat» (Nr. 4, 2002) Briefe seines Vaters Friedrich Vortisch (1899-1991) aus den Jahren 1933-1940 an seinen Bruder Hanns (seine Frau Husche ist Halbjüdin), der 1923 nach Argentinien ausgewandert ist. Vater Friedrich Vortisch (Rechtsanwalt) hegt so grosses Misstrauen dem nationalsozialistischen Staat gegenüber, dass er die Briefe ausschliesslich in der Schweiz, vornehmlich in Basel, verfasst und dort auch zur Post bringt. Er ist auch sehr vorsichtig, welche Anlagen, wie etwa Schweizer Zeitungsberichte, er den Briefen beifügt. Er beginnt seine Briefe häufig mit dem Zusatz «aus der freien Schweiz». Im September 1933 schreibt er gar, er sei dem Zuchthaus entronnen für wenige, schöne Tage in Engelberg. Seine Briefe enden 1940, als er eingezogen und der Umweg über die Schweiz (seit Kriegsbeginn) verunmöglicht worden ist. Hier aus einigen Briefen Auszüge:

*Basel, 21. Mai 1933:*

*Peter [Bruder des Briefschreibers] und ich wollen den Aufenthalt in der freien Schweiz benutzen, besonders Dir, lieber Hanns, über Politik zu schreiben. Dass bei uns in Deutschland alles «gleichgeschaltet» wird von den Gewerkschaften bis zum Kaninchenzüchterverein, werdet Ihr wohl auch gelesen haben. Der Terror ist ungeheuer [...].*

*Am Mittwoch vor acht Tagen [J.P. Hebels Geburtstag am 10. Mai] bin ich mit Freunden zum Hebelmähli [Festessen der Hebelgesellschaft, auch mit Schweizer Vertretern in Hausen, Heimatort Hebels], um wieder ein unpolitisches Fest mitzumachen. Wie der*

*Deutsch-freundliche Chefredakteur Oeri von den Basler Nachrichten vom Hebelmähli «einer Basler Veranstaltung» ferngehalten wurde, ergibt sich aus anliegenden Zeitungsausschnitt. Sowas wird heutzutage bei uns als Kulturpropaganda bejubelt [...].*

*Hotel Engel, Engelberg, 25. September 1933:*

*Seit letztem Freitag sind wir jetzt dem Zuchthaus entronnen, in der freien Schweiz. Leider sind für mich die schönen Tage von Aranjuez schon bald wiedervorbei*

*Dass neulich – vermutlich aufgrund eines von der Post abgehörten Telefongesprächs – auf dem Weg nach Lörrach nach Kirchen [Dorf in der Nähe Lörrachs] von der Devisenkontrolle geöffnet wurde, wisst Ihr ja wohl schon. Es wird sich wohl in Zukunft empfehlen, Nachrichten, die besser nicht von den deutschen Behörden gelesen werden, entweder für diese unverständlich abzufassen oder hauptpostlagernd nach Basel zu senden [...]*

*Basel, 5.12.1933:*

*Lieber Bruder, heute bin ich mit Peter hierhergefahren, um meinem Brief noch ein paar Worte aus der freien Schweiz beifügen zu können. Mit derselben Post gehen Basler Nachrichten an Euch ab:*

- a. Verschiedene Artikel über Kirchenpolitik, wie sie in dieser Ausführlichkeit und Offenheit in keiner deutschen Zeitung stehen dürfen [...].*
- b. Die Publikation des Petit Parisien über angebliche Propagandaanweisungen der deutschen amtlichen Stellen für Amerika [...].*
- c. Das Abendblatt der Basler von gestern, das einen interessanten Bericht vom Reichstagsbrandprozess [Reichstagsbrand 27.2.1933, Prozess gegen Marius von der Lubbe 24.7.1933] enthielt.*

*Andere Zeitungen schicke ich nicht. Auf Verbreitung von in Deutschland z.Zt. verbotenen Zeitungen, zu denen auch bis auf weiteres die Nationalzeitung gehört, steht die Todesstrafe. Das lohnt das Risiko nicht, das immerhin in Anbetracht der auch hier tätigen deutschen Spitzel nicht unerheblich ist [...].*

*Basel, 27. Mai 1935*

*[...] den heutigen Mittag habe ich frei gemacht, um nach Basel zu gehen, Euch zu schreiben und zu lesen in der Universitätsbibliothek. Letztere macht aber erst in einer Stunde auf; drum sitze ich jetzt auf einem Bänklein in den Anlagen dahinter und muss zunächst wegen meiner miserablen Schrift, die auf meinen Knien entsteht, um Entschuldigung bitten*

*Stein/Argau, 21. August 1936*

*[...] seit vorgestern bin ich wieder hier in Stein zur Sommerfrische, zu der mich Onkel Gustifür 14 Tage eingeladen hat. Meine Emigranten-Hochstimmung wird ein wenig beeinträchtigt durch eine Magenverstimmung [...].*

*[...] Es wird Zeit, dass ich diesen Brief abschliesse, denn morgen sind die schönen Tage von Aranjuez vorüber, und ich muss wieder in die Lörracher Tretmühle zurück, die Peter am nächsten Sonntag zwecks achtwöchentlicher militärischer Übungen verlässt. Heute früh war ich in Säckingen in der Kirche, wo für den nächsten Sonntag ein Kampfgottesdienst für christlichen Glauben und Sitten angekündigt wurde, in dem vermutlich der Kampfaufruf der Bekenntniskirche [vermutl. ist Augsburgs Bekenntnis gemeint], der, wie Ihr aus der Basler wissen werdet, in Norddeutschland vor 8 Tagen bekanntgegeben, verlesen wird.*

## 5. Die Traditionsfahne wird gerettet

Vreni Hirt (Jg. 1935), langjährige SPD-Stadträtin in Lörrach, hält die Erinnerung an ihren Vater Emil Huber am Leben. Der gehörte der Lörracher SPD in den 1930er Jahren an. Sie weist auf ein Gespräch vom 1. Juni 1982, das Emil Huber mit Manfred Bosch für dessen Buch «Als die Freiheit unterging» geführt hat. Bei einem weiteren Besuch händigt Frau Hirt mir die autorisierte Abschrift dieses Protokolls aus; darin steht, zur Rettung der Traditionsfahne. Emil Huber gibt im Interview mit Manfred Bosch zu Protokoll (Quelle: Abschrift des Protokolls in Privatbesitz):

*Ein Grenzübergang war noch von grosser Bedeutung, wo ich als Spion beteiligt war. Die SAJ [Sozialistische Arbeiterjugend] hatte eine Bibliothek und eine Fahne. Und eine Marta Becker von Rudolfstadt war bei uns Mitglied, die hat beim Gewerkschaftsführer Hinz gewohnt. Die haben wir auserkoren, beides in die Schweiz zu bringen. Die Familie Hinz war noch nicht verheiratet, aber ein Kind hatten sie, ein Baby, ein paar Monate alt, und einen Kinderwagen. Unter dem Strohsack, da war die Fahne und die Bibliothek, das Kind oben drauf. Und da konnte man noch in die Schweiz mit deutschem Pass. Das war die ersten Tage während der Nazizeit, aber das Zeug war ja gefährdet. Und die hatten sich nicht ausgemacht, weil sie von Rudolfstadt war. So hatten wir ausgemacht, ich gehe immer ein paar Meter voraus. Und das haben wir gemacht und auch ausgemacht. Ich glaube, es war der jetzige Vorsitzende der VPOD, die Gewerkschaft für den öffentlichen Dienst in der Schweiz, Miwill, damals ein junger Kerl. Der ist an die Schweizer Grenze gekommen, wo man nicht auffällt. Die Fahne haben wir später wieder geholt.*

Wie so häufig, gibt es noch eine andere Erzählung von der Rettung der Fahne. Sie stammt von einem Sozialdemokraten, der in den 1930er Jahren in Lörrach gewohnt hat und den die Kriegserge-

nisse, auch «Schutzhaft», nach Karlsruhe gebracht haben. Dieser August Furrer schreibt nach dem Krieg an seine SPD-Freunde Briefe, in einem geht er auf die Fahne ein.

Brief vom 26.4.2005: *Interessant finde ich die Abhandlung auch deshalb, weil ich Etliches aus der Familiengeschichte erfahren habe, was mir bisher nicht bekannt war. Ausserdem hat sie mich veranlasst, mich einen Tag lang in die Geschichte der Lörracher SPD zu vertiefen. Dabei bin ich auf eine Äusserung von Klärli gestossen, dass sie seinerzeit die Fahne der SPD von Lörrach nach Basel geschmuggelt hat. Es überrascht mich, dass dies in der SPD-Geschichte nicht erwähnt ist. Dort steht nur, dass die Fahne 1947 anlässlich einer Veranstaltung der Sozialdemokraten zurückgegeben worden ist.*

*Bedauerlich ist aber, dass Klärli's Fahنشmuggel nirgends erwähnt wird, für ein 14-15-jähriges Mädchen doch beachtlich. Könnt ihr nicht einmal mit [NN] reden, damit er es auf irgendeine geeignete Weise publiziert?*

Der Angesprochene berichtet mir am 27. Mai 2014, wer «Klärli» ist: *Eine Tochter Wilhelm Rotzlers [SPD] aus erster Ehe heisst Bertha. Sie ist, wie das damals häufig so gewesen ist, bei einer wohlhabenden Adelsfamilie in der Rittergasse in Diensten [in den 1920er Jahren]. Diese Familie hat einen Wohnsitz ausserhalb der Stadt, in Kleinhüningen. Dort lernt Bertha einen südfranzösischen Soldaten kennen, verliebt sich in ihn, hat ein Verhältnis, wird schwanger. Das ist damals schwerwiegend. Bertha muss zurück nach Lörrach zu Rotzlers in der Wallbrunnstrasse. Sie ist dort mehr oder weniger versteckt. Während die Mutter Bertha wieder in ihre Stelle nach Riehen zurückkehrt, wächst Klara bei ihren Grosseltern Wilhelm und Luise Rotzier und meinen Eltern auf. Sie ist meine Tante. Sie selbst hat mir erzählt, dass sie eine Fahne, um den Bauch gebunden, nach Riehen geschmuggelt habe. Welche Fahne das gewesen ist, weiss ich nicht.*

## 6. Archäologische Studien in Basel

Das Gespräch mit Hermann Kuhn (Jg. 1934) habe ich am 6. August 2014 über seinen Vater Friedrich Kuhn (1895-1976), Lehrer, SPD-Mitglied, Heimatforscher, geführt. Er berichtet, wie sein Vater trotz seiner SPD-Mitgliedschaft und kritischer Meinung über das Dritte Reich in Basel forschen durfte.

*Mein Vater ist Ende der 1920er Jahre Lehrer in Nallingen. Schon 1926 erhält er erste Aufträge zur archäologischen Betreuung verschiedener Gemeinden am Hochrhein und auf dem Dinkelberg. Erste Ausgrabungen macht er dort, so die Fliehbürg bei Nallingen und der Alemannenriedhof in Herten. In Nallingen kommt es wegen seiner gegnerischen Haltung zu NSDAP zu Auseinandersetzungen mit den Rechten. Nollinger Bürger haben ihn denunziert; sie meinten, er spreche gerne «Deutsch» und bringe den Arm nicht hoch. Kuhn wird nach Lörrach strafversetzt. So haben die Parteigenossen gemeint, könne man auf ihn besser aufpassen. Er hat dann an der Adolf-Hitler-Schule [heute Fridolinschule] unterrichtet.*

*Ja, und seine Leidenschaft für Ur- und Frühgeschichte hat ihm Freiheiten verschafft, die damals kaum einem anderen möglich gewesen sind. Seine Forschungen in der Ur- und Frühgeschichte, über Alemannenfriedhöfe und keltische Hügelgräber hat die Partei als nützlich für die eigene Ahnen- und Germanenverehrung angesehen. So hat er eine Grenzgänger-Karte erhalten, um die Bibliotheken in Basel benutzen zu können. Allerdings, so weiss ich heute, hat er die Baselaufenthalte auch genutzt, um die Sache der Sozialdemokraten zu unterstützen. Es ist auch in der Familie erzählt worden, dass er Schriften der SPD und solche für die SOPADE transportiert hat. Seine Familie bremst ihn manchmal in seinen Aktionen aus Angst vor Verhaftung. Er verhilft nach Kriegsbeginn Flüchtlingen über die Grenze. Ja, sogar bringt er nach 1940 nach seinen Basel-Besuchen Briefe aus dem Internierungslager Gurs der Lör-*



racher Juden an Familien in Lörrach, die sich um die deportierten Menschen Sorge machen.

## Zeitschriftenschmuggel aus Basel

### 1. Gehäkelte Taschen für den «Wachturm»

Anna Denz (1923-2013), in Lörrach geboren, ist die Tochter von Oskar und Anna Maria Denz. Ihre Eltern gehören wie 40 andere Lörracher zu der Gemeinde der «Ernsten Bibelforscher / Jehova Zeugen». Schon bald nach der Machtübernahme Adolf Hitlers wird ihr bewusst, was das für sie bedeutet. Jahre nach ihrer geglückten Flucht über die Schweiz in die USA erzählt sie:

*Nach der Schliessung des Büros in Magdeburg [Zentrale der Jehova Zeugen] kam ein Mitarbeiter namens Julius Riffel in seine Heimatstadt Lörrach. Er organisierte den Schmuggel von den verbotenen Schriften aus Basel nach Lörrach und weiter. Vati meinte, er sei dabei. Julius Riffel erklärte, dass das extrem gefährlich sei und man könne jederzeit verhaftet werden. [...]*

*Mutter häkelte eine Tasche, die in etwa die Grösse eines «Wachturms» hatte. Sie steckte die Literatur in eine Öffnung an der einen Seite der Tasche und häkelte sie wieder zu. Ausserdem nähte sie in Vaters Kleidung Geheimitaschen und fertigte zwei Strumpfhaltergürtel an, in denen sie und ich unauffällig kleine Publikationen zum Bibelstudium verstecken konnten. Jedes Mal, wenn es uns gelang, unsere heimlichen Schätze sicher nach Hause zu bringen, atmeten wir erleichtert auf. Wir versteckten die Literatur auf dem Dachboden. Anfangs schöpften die Nationalsozialisten keinen Verdacht. Sie verhörten uns nicht und durchsuchten auch nicht unsere Wohnung. [...]*

*In den Jahren 1936 und 1937 kam es zu Massenverhaftungen und die Gestapo warf Tausende von Zeugen in Gefängnisse und Konzentrationslager. [...] Mit 14 ging ich von der Schule ab und arbei-*

*tet als Lehrling in einem Eisenwarengeschäft. Unsere Ausflüge als Kuriere unternahmen wir meistens Samstagnachmittag oder Sonntag, wenn Vati nicht arbeiten musste. In der Regel zogen wir alle zwei Wochen los. Wir sahen wie eine ganz normale Familie aus, die einen Wochenendausflug macht. Die Grenzposten hielten uns immer noch nicht an – bis zu diesem Tag im Februar 1938.*

*Ich werde nie den Gesichtsausdruck meines Vaters vergessen, als wir an der Abholstelle in der Nähe von Basel ankamen und die Berge von Literatur sahen, die da auf uns wartete. Eine andere Kurierfamilie war verhaftet worden, deshalb hatten wir mehr Bücher mitzunehmen. An der Grenze schaute uns ein Zollbeamter misstrauisch an und liess uns durchsuchen. Nachdem man die Bücher bei uns gefunden hatte, führte er uns mit vor gehaltener Waffe zu den bereitstehenden Polizeiautos. Als wir losfuhren, drückte Vati meine Hand und flüsterte: «Verrat nur ja niemanden!» In Lörrach angekommen, führten sie meinen Vati ab. Ich sah zu, wie hinter ihm die Gefängnistür ins Schloss fiel. Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Vier Stunden lang wurde ich von den Gestapo-leuten verhört. Sie wollten, dass ich ihnen die Namen und Adressen anderer Zeugen verriet. Als ich mich weigerte, wurde mir von den Beamten gedroht. [...]*

Anna Denz wird jedoch entlassen und in Obhut einer Tante gegeben. Mit Hilfe eines Freundes der Familie gelingt dem jungen Mädchen an der «Eisernen Hand» die Flucht, zuerst nach Basel und über Neuchâtel in die USA. Die Eltern Denz werden in Konzentrationslagern umgebracht.

## **2. Besuch im Volkshaus in Kleinbasel**

Otto Faller (Jg. 1943) treffe ich in Wiechs/Schopfheim am 28. März 2017. Er übergibt mir Aufzeichnungen seines Vaters, die er am Ende seines politischen Lebens aufgeschrieben hat.

Walter Faller (1909-2003) ist SPD Mitglied seit 1927, Gemeinderat in Schopfheim von 1946 bis 1978 mit Unterbrechungen, Mitglied des Deutschen Bundestages von 1953 bis 1969, Mitglied des Europäischen Parlaments von 1961 bis 1973. Er ist Ehrenbürger von Schopfheim (1981).

Über andere SPD-Mitglieder knüpft Walter Faller in den 1930er Jahren Beziehungen nach Basel zur dortigen SP und zum Gewerkschaftshaus. Dort werden sie bespitzelt. Das Reichsbanner (Zusammenschluss von demokratischen Parteien in der Weimarer Republik) wird wie alle anderen Nicht-NSDAP-Organisationen verboten.

*Wir führten unsere Diskussionen im Hotel Burgvogtei in Basel [Volkshaus Basel beim Claraplatz, Rebgasse]. Eigentümer des Hauses waren die Gewerkschaften. Eines Tages bemerkten wir, dass im Restaurant Spitzel sassen. Wir bekamen dann einen besonderen Eingang, der hinter dem Buffet lag. Von dort konnten wir Umschau halten, ob jemand Bekanntes da war. Eines Tages erkannte ich einen Gündenhausener SS-Mann. Vier Kollegen gingen zu ihm und verwickelten ihn in eine Diskussion, bis er frech wurde. Daraufhin wurde er verprügelt. Fortan ging der SS-Mann nie mehr nach Basel. [...]*

*Wir trafen uns auch im Kraftwerk in Gündenhäusen und feierten in der Maschinenhalle. Morgens um drei Uhr sprang plötzlich die Tür auf und vier Polizisten kamen herein. Siefragten, was wir hier für eine verbotene, politische Versammlung hätten. Am 12. November war nämlich die grosse Volksabstimmung [Reichstagswahl November 1933], in der nur entschieden werden konnte, ob man für oder gegen den Führer war. In der Nacht ging die Polizei überall auf Streife, weil Sorge bestand, dass die Plakate heruntergerissen würden. Draussen standen über zwanzig SA- und SS-Männer. Ich wurde durchsucht und hatte grosses Glück, dass nichts gefunden wurde. Ich hatte nämlich illegale Flugblätter bei mir.*

*Illegale Flugblätter wurden u.a. vom Parteivorstand in Prag gedruckt. Prag war nach dem Ermächtigungsgesetz die Rückzugs-*

*Stadt der SPD. Die Flugblätter waren im berühmten Zigarettenpapierdruck gedruckt, den man nur mit der Lupe lesen konnte. Wenn die Polizisten einen absuchten, fanden sie diese Blätter nicht. Diese Flugblätter hatten wir etwa zwei Jahre immer aus der Schweiz bezogen. Wir entwickelten ein eigenes System, diese aus der Schweiz zu schmuggeln. Anfangs war es noch möglich, in der Schweiz Wanderungen z.B. im Jura zu machen. Auf dem Heimweg kauften wir stets einen Laib warmes Steinmetzbrot, das waren viereckige Laibe mit einer breiten Papierbanderole darum. Den Laib schnitten wir in der Mitte auseinander und pulten eine Höhle daraus. Die Flugblätter drehten wir zusammen und versteckten sie dort. Dann wurden die Brothälften wieder zusammengedrückt und die Banderole umgelegt. So konnten wir in einem Brot etwa hundert Flugblätter verstecken, die wir an Anhänger verteilen konnten. So wurden sie informiert, was draussen in der Welt vor sich ging. Die Zeitungen bei uns, das «Markgräfler Tagblatt» oder «Der Alemanne», durften ja nur schreiben, was den Nazis genehm war. Unsere Aktion konnten wir nur zwei Jahre durchführen. [...]*

### **3. Mit 200 illegalen Schriften gefasst**

Otto Morgenstern (1902-1945) ist Mitglied der KPD (Kommunistischen Partei Deutschlands), schon in den 1920er-Jahren. Sofort nach Bekanntwerden des Reichstagsbrandes (28. Februar 1933) brachte er ein illegales Flugblatt heraus, in welchem die Behauptung der Nazis, dass die Kommunisten die Brandstifter waren, energisch zurückgewiesen wurde.

Am 6. Juli 1933 wurde er beim Transport von Flugblättern und Zeitungen der Widerstandsbewegung das erste Mal durch die Polizei verhaftet. In dieser Sache wurde er am 5.8.1933 durch das Sondergericht Mannheim (Az. SOH 65/63 auf Grund § 4 der VO. des Reichspräsidenten vom 28.6.1933 – verm. Tippfehler: 28.2.1933)

zu 1,5 Jahren Gefängnis verurteilt. Ein Gesuch des Malermeisters Brüderlin um Haftentlassung hatte Erfolg, am 8.6.1934 erhielt Morgenstern Bewährungsfrist bis 1.9.1937. Diese wurde jedoch am 8.1.1937 widerrufen, da Morgenstern erneut durch Verrat von der Gestapo am 12.7.1936 verhaftet wurde, wegen seiner antifaschistischen Tätigkeit, die er nach der ersten Entlassung fortsetzte.

Über Morgensterns erste Verhaftung wird im Markgräfler Tagblatt vom 8. August 1933 berichtet: «Eine eindringliche Warnung: Vor dem Sondergericht in Mannheim hatte sich am Samstag der 31 Jahre alte Malergehilfe Otto Morgenstern von hier wegen des Vergehens gegen das Gesetz zum Schutz von Volk und Staat zu verantworten. Er war angeklagt, verbotene kommunistische Schriften eingeführt bzw. verbreitet zu haben. Morgenstern war in der Nacht zum 5. Juli bei Gündenhäusen von einem Schutzmann und einem SA-Mann angehalten worden; er hatte einen Rucksack voll kommunistischer Zeitungen aus der Schweiz bei sich. Der in seiner Begleitung befindliche Bauer, der manchmal die ‚Rote Wacht‘ verantwortlich gezeichnet hatte, konnte im Schutz der Dunkelheit flüchten und ist entkommen. Morgenstern gab zu seiner Verteidigung an, er sei sich nicht klar gewesen, was in dem Rucksack sei. Er sei von Bauer überredet worden, mit ihm den Rucksack, der in einem Gebüsch versteckt gelegen hatte, nach Schopfheim hereinzutragen. Das Gericht hielt diese Angabe aber für eine allzu billige Ausrede. Der Staatsanwalt beantragte 3 Jahre Gefängnis. Das Urteil lautete auf 14 Jahre Gefängnis. Eine eindringliche Warnung für alle, die meinen, weiterhin ungestraft den heutigen Staat sabotieren zu können.»

Im Gerichtsurteil vom 8. August 1933 des Sondergerichts Mannheim werden noch Gründe genannt, warum diese Tat, Einführung von politischen Schriften aus der Schweiz, so verwerflich angesehen worden ist:

«Der Inhalt der Druckschriften ist grösstenteils hochverräterisch. Das von dem Angeklagten transportierte Material war zahlenmässig sehr gross und nach seinem Inhalt staatsgefährdend. Es ist anzunehmen, dass das Material in sogenannten Etappengängen über die schweizerische Grenze geschafft und auf badischem Gebiet weiterbefördert wird. Diesem gefährlichen Treiben muss mit aller Strenge entgegengetreten werden, da auf diese Weise planmässig verbotenes politisches Material über ganz Deutschland verbreitet werden kann.»

(GLA 507 Nr. 11740)

Otto Morgenstern wird 1937 erneut verhaftet und schliesslich ins KZ Dachau überführt. Dort muss er als Zwangsarbeiter u.a. mit giftigen Farben umgehen. Er erkrankt, wird wie andere politische Häftlinge am Kriegsende einer Waffen-SS-Division zugeteilt und stirbt schlussendlich in russischer Kriegsgefangenschaft im März/April 1945.

## **Grenze wird zur Falle**

### *1. Aufgeschnittene Reifen werden zum Verhängnis*

Die freie Journalistin Renate Franz recherchiert über das Schicksal des Radrennfahrers Albert Richter (1912-1940) und veröffentlicht ein Buch mit dem Titel «Der vergessene Rennfahrer». Der früherer Ratsschreiber Walter Jung (1923-2004) unterstützt die Autorin und schreibt an das Landesarchiv Freiburg (1998):

*Am 2. Januar 1940 ist der Radrennfahrer Albert Richter, geb. am 14. Oktober 1912 in Köln-Ehrenfeld, im Amtsgerichtgefängnis in Lörrach verstorben. Sein Tod wurde unter der Nr. 20/1940 im Sterberegister des Standesamtes Lörrach beurkundet. Als Todesursache wurde «Erhängen» angegeben. Die Lörracher Zeitungen ha-*

*ben damals über den Freitod des jungen Mannes berichtet, ohne den Namen zu nennen. [Quelle Privatarchiv]*

Albert Richter, geboren am 14. Oktober 1912 in Köln, wird 1932 mit 19 Jahren Fliegerweltmeister. Er wird aufgrund seiner Erfolge mit dem Rennrad, auch in Frankreich, zu einem umjubelten Star. Zu einer ersten Konfrontation mit dem nationalsozialistischen Regime kommt es schon 1934 in Leipzig. Richter verweigert den Hitlergruss. Obwohl der politische Druck auf ihn wächst, bleibt er bei seiner Haltung. Letztmalig startet er beim Grossen Preis von Berlin 1939.

In der Süddeutschen Zeitung vom 12./13. Dezember 1998 steht dazu:

*Kurz vor Weihnachten traf die Gestapo ihn [Albert Richter] persönlich an. Sie spielte ihren vermeintlich letzten Trumpf aus, sein Verhältnis zu Ernst Berliner, seinem jüdischen Trainer, der nach London emigriert war. [...] Richter beschloss, in die Schweiz zu gehen. Mit einem Koffer, seinem Rennrad und einem Paar Skier bestieg er am Morgen des 31. Dezember 1939 den D-Zug in Richtung Basel. 12'700 RM, in einem Reifen eingenäht, hatte er dabei. Die waren für den jüdischen Textilhändler und Geschäftsführer der Kölner Sportstätten GmbH, Alfred Schweizer, der ihm das Geld anvertraut hatte. Am Zollübergang Weil am Rhein wurde Richter eingehend überprüft, bis man schliesslich seine Rennreifen aufschnitt und darin fand, was man offenbar erwartet hatte. Denn obwohl man auch seine mitreisenden Rennfahrerkollegen streng kontrollierte – ihre Reifen wurden nicht aufgeschnitten. Gegen 18.30 Uhr wurde Richter in das Gerichtsgefängnis von Lörrach gebracht und in eine Einzelzelle gesperrt. Am 2. Januar war er tot. Seinem Bruder Josef, der sofort nach Lörrach gekommen war, sagte man, Albert habe sich in der Zelle erhängt. Josef fuhr ins Krankenhaus, wo die Leiche im Totenkeller lag. Seiner Mutter berichtete er, er lag in einer Blutlache. Der Rücken des Rockes war an einigen Stellen durchlöchert.*

## 2. *Im Rollstuhl gefasst*

Im Polizei-Rapport des Riehener Postens vom 4.12.1934 steht: «Kehrli Fritz, von Utzendorf, geb. 28. Juli 1904, Korbmacher, wohnhaft Murbacherstrasse 34, und sein Bruder Kehrli, Robert, geb. 1897, wohnhaft Utengasse 43, versuchten, Dienstag, den 4. Dezember 1934, ca. 18 Uhr kommunistische Literatur sowie Schriften gegen das Hitlerregime am Zollamt Grenzacher Strasse nach Deutschland zu schmuggeln.»

Im Deutschen Reich sind schon nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten u.a. alle kommunistischen und sozialistischen Schriften verboten, ebenso alle Parteien, ausser der NSDAP. Der Besitz, die Herstellung, der Vertrieb solcher Schriften sind Verbrechen gegen den NS-Staat, die mit Zuchthaus bestraft werden. Allerdings ist der Schmuggel solcher Waren auch ihrerseits von der Schweiz verboten. Warum der Schmuggel an der Schweizer Grenze stattfindet, wird in einem Rapport des Polizei-Inspektorats, Basel-Stadt, erläutert:

«Kommunistisches Propaganda-Material, wie es in letzter Zeit in Lörrach und Umgebung zur Verteilung kam, wird wahrscheinlich in Basel fabriziert.»

Zum Tathergang gibt Fritz Kehrli am 5.12. bei der Vernehmung durch Schweizer Grenzbeamte zu Protokoll:

«Am 4.12. vormittags kam mein Bruder Robert Kehrli mit einem Handkoffer zu mir, d.h. in die Wohnung meiner Eltern, bei denen ich wohne. Woher mein Bruder mit dem Koffer kam, weiss ich nicht. Mein Bruder ersuchte mich, den Inhalt dieses Koffers, der nach seinen Angaben Schriften enthielt, auf illegalem Weg über das Zollamt Grenzacher Strasse nach Deutschland zu bringen. Mein Bruder und ich kamen überein, dass ich die Schriften, die nach seinen Angaben in Deutschland verboten waren, auf dem Körper versteckt nach Deutschland verbringe.

Ca. 16.30 Uhr habe ich diese Schriften auf meinem Körper versteckt und ging mit meinem Invalidenwagen [Fritz ist gehbehin-



dert] auf den Weg nach dem Grenzacher Horn. Auf Verabredung traf ich meinen Bruder Robert auf dem Totentanz, von wo wir den Weg zusammen zurücklegten. Wir passierten den Schweizer Zoll ohne anzuhalten. Beim deutschen Zollposten wurden wir angehalten, revidiert, und es gelang mir mit Hilfe meines Bruders zu fliehen und wieder Schweizer Gebiet zu erreichen.»

Was Robert Kehrlı zugestossen ist, steht nicht in diesem Schweizer Protokoll, da er von den deutschen Behörden verhaftet worden ist. Was geschehen ist, steht im «Basler Vorwärts» vom 6.7.35 unter der Überschrift «Freiheit für Kehrlı». Dort berichtet die Frau von Robert Kehrlı:

*Am Tage vor der Verhaftung kam Röbis [Robert] Bruder, Fritz Kehrlı, und bat ihn, mit ihm über die Grenze zu gehen, um Möbel anzuschauen, da Fritz kurz vor der Hochzeit stand. Röbis sagte zu. Fritz ist Invalide und kann sich nur mit einem Rollstuhl fortbewegen. Am 4. Dezember 1934 gingen beide fort, und ich habe Robert nicht mehr gesehen. Ich kann mit aller Bestimmtheit sagen, dass mein Mann kein antifaschistisches Druckmaterial bei sich trug. Als beide zur Grenze kamen, wurde Robert von deutschen Zollbeamten und von SS-Leuten genau untersucht, mit dem Ergebnis, dass er die Grenze passieren konnte. Als Fritz, der im Rollstuhl sass, untersucht wurde, war Robert schon einige Meter vom Grenzosten entfernt. Der Beamte ging bei der Untersuchung von Fritz so brutal vor, dass Röbi sich einmischte, als der Zöllner den Kranken sogar mit seinem Wagen umkippte. Röbi geriet mit dem Zöllner ins Handgemenge, wobei in der Zwischenzeit Fritz, der wirklich antifaschistisches Material bei sich hatte, zur Schweizer Grenze auf Händen und Füssen zurückkriechen konnte, wo er von Schweizer Beamten hinübergezogen wurde. Röbi wurde also verhaftet, weil er seinem kranken Bruder beigestanden hatte. Beim ersten Polizeiverhör war Fritz noch in grosser Aufregung, wobei ihm Ungenauigkeiten passierten, die Polizei ihm noch falsche Worte in den Mund legte, dass*

*Röbi Material bei sich getragen habe. Diese Darstellung war mit die Grundlage zur Anklage und Verurteilung Röbis vor dem Sondergericht in Berlin. (Quelle: C.8.1768, Bundesarchiv Bern)*

Ein Widerruf, eine eidesstattliche Erklärung von Fritz Kehrli vor einem Schweizer Gericht haben nichts geholfen. Sie sind als unglaubwürdig angesehen worden. Nach fünf Jahren Haft kommt Robert Kehrli schwer gezeichnet in die Schweiz zurück.

In einer Veröffentlichung der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg («Formen des Widerstands im Südwesten», Ulm 1994, S. 34) wird auf die umfangreiche, damals illegale Ausfuhr von linken Schriften hingewiesen. «Neben KPD-Gruppen in der Grenzregion waren auch Schweizer Genossinnen und Genossen am Grenzschnuggel beteiligt. Einige von ihnen wie Robert Kehrli [...] büssten ihre praktische Solidarität mit langjährigen Zuchthausstrafen».

Was hat nun Robert Kehrli in der Schweiz dazu gebracht, sich gegen das Deutsche Reich zu wenden? Robert verbringt seine Jugend in Deutschland, obwohl in der Schweiz gebürtig. Bei Kriegsausbruch 1914 meldet er sich als Freiwilliger beim deutschen Heer. Er kämpft an der Westfront, wird verwundet und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Gleich nach Friedensschluss schliesst er sich der Arbeiterbewegung an. 1918 kommt er nach Basel.

### **Grenzen auch im Rundfunk**

Eine Zeitzeugin (1906-1993) teilt in ihren Aufzeichnungen nach dem Krieg (um 1950) über das Hören des Schweizer Senders Beromünster mit:

*Inbesondere die Erläuterungen des Schweizers Jean Rudolf von Salis am Freitagabend erwartete man in der Grenzregion. Aber für das Hören der Kommentare des von Salis hatten die neuen Gesetze*

*kein Verständnis. Abfällig hatte sich Goebbels über die Schweiz geäußert. Um der Versuchung entgegenzuwirken, wurden alle Wohnungen im Grenzraum an ein Netz angeschlossen, mit dem nur deutsche Sender empfangen werden konnten. Es wurden auch entlang der Grenze Störsender in Betrieb genommen, so eine Anlage zwischen Inzlingen und Lörrach. Die Mannschaft dieses Senders wohnte im Waidhof. Trotzdem liessen wir nicht davon ab. Und es kam immer wieder zu Anzeigen und Festnahmen wegen Abhörens ausländischer Sender. Bei Kriegsbeginn spitzte sich die Lage zu. [...]*

Der Historiker der ETH Zürich von Salis war Autor der Radiosendung «Weltchronik». Er kommentierte ab 1940 den Verlauf des Zweiten Weltkriegs. Im kollektiven Gedächtnis der Zeitzeugen im Sendegebiet von Radio Beromünster, Schweiz, gilt er wohl «als Bollwerk gegen Hitler-Deutschland.» Neuere historische Forschung findet diese Bezeichnung für von Salis nicht ganz zutreffend.

Das Schicksal einer Frau aus Steinen zeigt, wie begrenzt das Hören von Beromünster gewesen ist und welche Folgen das gehabt hat.

Die Frau aus Steinen hört zu Hause den Sender Beromünster. Sie mag Jodlermusik. Eines Tages lädt sie ihre Arbeitskollegin ein und dreht das Radio ohne Argwohn an. Diese ist entsetzt und meint, dass man diesen Sender nicht hören dürfe. Zwischen den beiden Frauen kommt es zum Streit. Die Jodlermusik-Freundin wird denunziert.

Der Ortsgruppenleiter von Steinen, zugleich Arbeitgeber der beiden Frauen, schreibt an die Kreisleitung der NSDAP in Lörrach. Die Frau wird verhaftet. In Prozessprotokoll steht:

«Gegen NN hat wegen Verbrechens gegen die Verordnung über ausserordentliche Rundfunkmassnahmen das Sondergericht beim Landgericht Freiburg i. Br. am 14. August 1942 in Lörrach für Recht erkannt: Die Angeklagte Maschinenarbeiterin NN aus Luzern (Schweiz) wird wegen Vergehens nach § 2 Abs. 1 und 2 des

Heimtückegesetzes vom 20.12.1934 wegen absichtlichen Abhörens ausländischer Sender und wegen Hehlerei zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und 6 Monaten, auf welche die Untersuchungshaft von 8 Monaten angerechnet werden, und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt.»

### Grenze versöhnlich

Eine der Zeitzeuginnen (Vreni Hirt, s.o.) erinnert sich noch an ein Erlebnis in ihrer Kindheit, das sie versöhnlich stimmt. Es zeigt auch, wie Hilfe von hüben und drüben trotz Drahtverhaus gelungen ist:

*Mein Grossvater, Ignaz Huber, wohnte in der Schweiz in Grenchen im Kanton Solothurn. An ihn schrieb mein Vater als Soldat einen Brief. Er regte an, ob meine kleine Schwester Ilse, damals 3 Jahre alt, nicht bei ihnen wohnen könne. Die Familie fand das gut und richtig. Ich muss noch dazu sagen, dass meine Grosseltern mütterlicherseits damals im Zollweg in Stetten wohnten. Ilse und ich waren dort. An besagtem Tag stand ein deutscher Zöllner vor der Türe im Zollweg und teilte meiner Grossmutter und meine Mutter mit, dass an der Schweizer Grenze eine Frau sei, die ein Kind abholen wolle. Das war meine Grossmutter aus der Schweiz, die keine Vorstellung oder Kenntnis hatte, wie schwer das Unterfangen war. Also es gab erst keine Möglichkeit. Da ging meine Mutter ohne Scheu zum Gestapochef Mai in der «Unteren Aichele-Villa» [Lör-rach] und verlangte umgehend, dass das Mädchen Ausreisepapiere erhielt. Dass ihr das gelungen ist, wundert mich heute noch. So übergab meine Mutter dem Zöllner ihr Kind Ilse, der es am Schweizer Zoll zur anderen Grossmutter brachte. Ich sehe heute noch, wie mein Schwesterchen verloren schaute. Aber diese Geschichte hat noch einen Anhang. Der Schweizer General Henri Guisan besuchte Grenchen. Am Strassenrand standen die Einwohner und begrüßten*

*ihn. Er ging auf die Leute zu, gab da und dort die Hand, unter anderen auch nahm er Ilse auf den Arm. Er wusste ja nicht, dass das ein deutsches Mädchen war.*

### **Literaturnachweis**

Noe, Hansjörg, *Hingeschaut – Steinen im Nationalsozialismus*, Lutz-Verlag, Lörrach 2014.

Noe, Hansjörg, *Nun kann ich darüber sprechen*, Lörracher Hefte Nr. 22, Lutz-Verlag, Lörrach 2015.

Noe, Hansjörg, *Gleichgeschaltet – Maulburg im Nationalsozialismus*, Lutz-Verlag, Lörrach 2016.

### *Abkürzungen*

StAF – Staatsarchiv Freiburg

GLA – Generallandesarchiv Karlsruhe

DANIEL CHIQUET

## Aus dem Leben eines Schweizer Grenzwächters

Aus Erzählungen meines Vaters und meines Onkels wusste ich über meinen Grossvater Joseph Chiquet, dass er während des Krieges als Schweizer Grenzwächter am Zollamt Riehen-Lörrach tätig war und auch oft auf Patrouillengängen der Grenze entlang von Stetten bis ins Maienbühl unterwegs war. Über all das, was er dort erlebt und zu vollziehen hatte, hat er stets geschwiegen und kein Wort erzählt. Ab 1942 wurden fast alle Flüchtlinge abgewiesen und oft sogar direkt den deutschen Behörden überstellt, was ihren sicheren Tod bedeutete. Aufgewachsen in der Jurassischen Ajoie, in streng katholischer Bauernfamilie und in sehr ärmlichen Verhältnissen, bedeutete für ihn der sichere Job als Bundesbeamter ein gesichertes Einkommen und Pension. Ein Glücksfall, den man nicht aufs Spiel setzen wollte. Dies erklärt einerseits seinen Dienstfeifer und seine Gesetzestreue, aber andererseits auch seine zunehmenden körperlichen (schwere Magenbeschwerden) und psychischen Krankheitssymptome. Das, was er sah, und das, was er in Form von Rückweisungen von Flüchtlingen zu tun verpflichtet war, war unvereinbar mit seinen religiösen Traditionen und der Barmherzigkeitslehre, mit der er aufgewachsen war. Kurz vor Kriegsende wurde er dann vom Dienst an der Grenze erlöst und intern nur noch mit konfliktfreieren Verwaltungsaufgaben betraut.

Ich, als sein Enkel und aufgewachsen in Riehen, versuchte in der Zeit des Bergier-Berichts die Vergangenheit meiner Vorfahren und speziell die meines Grossvaters zu verstehen, nachzuspüren und nachzuvollziehen. So bin ich mehrmals zu Fuss den Steinmarkierungen entlang der Grenze über Wiese, Wald und durch Dornenge-



*Am Finger der Eisernen Hand.  
Bildaufnahme; 1942 \*Archiv Rudolf Vetter, Siegen*

strüpp seine Kontrollgänge nachgegangen und habe dabei an einer Senke am Waldrand eine «Dornenkron» gefunden.

GABRIEL HEIM

## Kurt Preuss: Fremdenpolizei-Akte 29496

Am 8. Juni 1938, es ist ein Sonntag, überqueren Gertrud Lüttich und ihr Geliebter, Kurt Preuss, bei Lörrach die Schweizer Grenze. Sie tragen kaum Gepäck bei sich, denn ihre Fahrt von Berlin bis zur Schweiz ist eine Flucht vor der Verhaftung durch die Gestapo. Kurt ist 28 Jahre alt, Gertrud zwei Jahre jünger. Offensichtlich ist die Schweiz für sie zunächst Durchgangsland, denn in Basel besteigen sie den Zug und reisen am selben Tag nach Genf weiter. Dort melden sich die Beiden bei der Police des étrangers und erhalten am 17. Juni den Bescheid, dass ihr Aufenthalt wegen Mittellosigkeit und «Überfremdung» nicht erwünscht sei. Ihren Plan einer unmittelbaren Weiterreise lässt das junge Paar wohl fallen, wohl auch, weil sie in Genf keine Unterstützung finden und so kehren sie nach ein paar Tagen nach Basel zurück. Am 30. Juni melden sie sich bei der Fremdenpolizei des Kantons Basel-Stadt, wo sie ab jetzt eine Akte haben werden. Der Deckel des Dossiers von Kurt Preuss mit dem Aktenzeichen 29496 ist mit einem lila eingestempelten **J** versehen. Auf der Akte von Gertrud Lüttich mit der Nummer 29495 wurde das **J** nachträglich mit einer Rasierklinge weggeschabt.

Warum das Paar Deutschland «fluchtartig verlassen musste», wie Kurt Preuss in einem kurzen Lebenslauf schreibt, wird in einem Brief von Gertrud Lüttich vom 4. Juli an die Basler Fremdenpolizei deutlich: *Ich musste Deutschland, ich hatte dort ein Verhältnis zu einem jüdischen Mann, verlassen, da ich dort wegen eines Vergehens gegen die Rassengesetze gesucht werde.* Und auch nach Kurt Preuss wurde wegen desselben «Vergehens» gefahndet. In ihrer Not, und weil sie einander offensichtlich lieben, beschlies-



sen sie beieinander zu bleiben, um ihr Leben weit ab von den Gesetzen der Nazis aufzubauen.

Gertrud wird in Basel von der Flüchtlingsstelle des Arbeiterbundes, Kurt, von der Jüdischen Flüchtlingshilfe unterstützt. Die Emigrantenhilfen bemühen sich neben Unterkunft und Verpflegung auch um Visa für die Weiterreise.

Am 19. Juli werden Gertrud Lüttich und Kurt Preuss zur Fremdenpolizei, die ihre Büros damals noch im Lohnhof hatte, einbestellt.

Es wird ihnen «eröffnet», dass die Eidgenössische Fremdenpolizei ihre weitere Anwesenheit in der Schweiz untersagt. Begründet wird dies mit dem damals üblichen Hinweis auf «Überfremdung, Belastung des Arbeitsmarkts». Sie haben bis zum 15. August 1938 auszureisen und erhalten zudem eine Landesverweisung für zwei Jahre. Bemerkenswert am Bescheid aus Bern ist der Zusatz: *Jüdischer Flüchtling aus Deutschland, wegen Rassenschande mit Gertrud Lüttich aus Deutschland geflüchtet, Schriften- und mittellos.* Und für Gertrud Lüttich ist sinngemäss vermerkt: *Ist wegen Rassenschande mit dem Juden Kurt Preuss aus Deutschland geflüchtet.* Ein Delikt, das in der Schweiz keines ist, bleibt nun an ihnen durch Unbedachtsamkeit, Willkür oder gezielte Diskriminierung haften – bis ganz zum Ende. Kommt hinzu, dass Kurt Preuss keine gültigen Papiere mehr vorweisen kann und beide von der Flüchtlingshilfe leben. Dennoch beantragt die Basler Fremdenpolizei eine Erstreckung der Aufenthaltsfrist bis zum 15. Oktober, denn Kurt konnte im Emigrantenlager «Sommerkasino» untergebracht werden und Gertrud, die in einer Mansarde an der Friedrichstrasse haust, hat Gelegenheitsarbeiten, wofür sie ab und zu eine Mahlzeit bekommt.

Am 29. September schickt die Fremdenpolizei einen Detektiv zu ihr, um die Lebensumstände zu erkunden. Der «findet» die beiden am Nachmittag, 14.30 Uhr, im Zimmer von Gertrud Lüttich und

vermerkt in seinem Bericht: *Es scheint, dass es sich bei Preuss um einen arbeitsscheuen Burschen handelt, der lieber am Nachmittag bei seiner Braut im Bett liegt, als sich auszubilden.* Damit ist es klar, das Paar passt nicht in das Bild des «guten und dankbaren Emigranten». Arbeitsscheu, liederlich und «Rassenschande». Preuss und Lüttich werden verwarnt und vorgeladen. Ihre Toleranzbewilligung wird «auf Wohlwollen» bis Ende November vom Chef der Kantonalen Fremdenpolizei, Fritz Jenny verlängert. Am 5. Dezember 1938 (das Novemberpogrom ist noch keinen Monat her) verfügt die Eidgenössische Fremdenpolizei eine unbefristete Einreisesperre für Gertrud Lüttich und Kurt Preuss und verweist sie damit des Landes.

Trotz den Bemühungen der Israelitischen Fürsorge und des Präsidenten der Gemeinde, Alfred Goetschei um Kurt Preuss, bleiben die Berner Beamten hart. Sie schreiben am 17. Dezember: *Aus unseren Akten ist ersichtlich, dass das Verhalten des Vorgenannten ein besonderes Entgegenkommen nicht verdient, und er muss daher die Schweiz sofort verlassen.* Eine deutliche Sprache. Der Verbleib im Land ist ein «Entgegenkommen», das verdient werden muss. Wer nachmittags mit der Braut im Bett liegt und zudem in Deutschland wegen eines «Vergehens» gesucht wird, verdient kein Entgegenkommen, auch wenn sich weder Kurt Preuss noch Gertrud Lüttich etwas haben zuschulden kommen lassen. Der Lagerkommandant des Sommerkasinos meldet, dass er «mit der Aufführung des Preuss zufrieden» sei. Doch die Aktenlage ist stärker!

Am 19. Dezember 1938 verlassen Preuss und Lüttich die Schweiz über die Grüne Grenze nach Frankreich. Das könnte das Ende der Akte sein, doch das Paar taucht wieder in Basel auf, denn ohne Geld und ohne Papiere war auch damals kein Weiterkommen. Am 7. Februar 1939 werden die beiden in ihrer Unterkunft, Rappoldshof 7

von der Polizei «aufgegriffen». Wer sie hat unterschlüpfen lassen, wer sie denunziert haben könnte – aus der Akte ist es nicht zu erfahren. Was wir hingegen lesen, ist, dass Kurt Preuss kurz hinter der Grenze kehrtmachte und wieder Richtung Basel ging. Gertud Lüttich verbringt ein paar Tage in Deutschland und trifft danach wieder in Basel ein. Nach ihrer Verhaftung werden sie dem Polizeirichter vorgeführt und zu je sieben Tagen Haft verurteilt. Im Polizeibericht steht; *Ihres schlechten Verhaltens wegen mussten sie weggewiesen werden* – später wird daraus: «*Wegen ihres unmöglichen Verhaltens ...*» Die Aktenbiografie gibt nun den Ton an. Das lässt Schlimmes erwarten.

Am 17. Februar plant der Leiter der Fremdenpolizei, Franz Merz, die Rückstellung von Kurt Preuss und Gertrud Lüttich nach Deutschland. In seinem Antrag an den Chef des Polizeidepartements, Fritz Brechbühl, begründet er dies mit deren Verstoss gegen die Landesverweisung – aber nicht nur:

*Es handelt sich um Elemente, die mit ihrem zweifelhaften Ruf den anständigen Emigranten nur schaden; wir beantragen ihnen deshalb Rückstellung nach Deutschland. Kurt Preuss und seine Geliebte sind nun «Elemente» vor denen die «anständigen» Emigranten in Schutz genommen werden müssen!*

Gertrud Lüttich ist weder Jüdin noch staatenlos, für sie ist ein Zwangstransport zum Bezirksamt Lörrach nicht lebensbedrohlich. Für Kurt Preuss hingegen, der auf der Fahndungsliste steht, aber schon. Das weiss auch der Basler Regierungsrat Ludwig, der am 23. Februar die Anweisung trifft, dass Kurt Preuss nicht den deutschen Behörden übergeben werden soll, sondern «nur an die deutsche Grenze zu stellen sei». Diese Praxis war in Basel verbreitet und solange die Grenzen «offen» waren, rege praktiziert. Wer «schwarz» an die Grenze gestellt wurde, hatte die «Chance» sich durchzuschlagen und die Regierung konnte sich dem Vorwurf – zumindest for-



Bildnachweis: Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 29496

mell – entziehen, gefährdete Personen den deutschen Behörden auszuliefern. So wird das nun auch mit Kurt Preuss bei Weil am Rhein gemacht, obwohl er nervlich und körperlich wohl nicht mehr in der Lage gewesen war, sich illegal in Deutschland zu bewegen, wo Juden Anfang 1939 Freiwild sind. Was bleibt ihm also übrig, als am selben Tag wieder in die Schweiz zurückzukehren, eine andere «Chance» hat er nicht! Auf sich gestellt wird er kurz darauf verhaftet und zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Amtsleiter Merz wendet sich erneut an den Departements-Vorsteher und fordert nun kurz und knapp: *Man hat mit Preuss genug Geduld und Nachsicht gehabt. Wir beantragen Rückstellung nach Deutschland und Übergabe an die deutschen Behörden.* Am 27. Februar folgt die Genehmigung, Kurt Preuss auszuschaffen. *Einverstanden*, unterschreibt Brechbühl.

Am selben Tag wendet sich Kurt Preuss mit einem Brief aus dem Gefängnis an Regierungsrat Fritz Brechbühl: *Ich wende mich in*

*meiner Ratlosigkeit jetzt an Sie und hoffe, dass Sie für meine Lage und Bitte Verständnis haben. [...] Eine Rückkehr nach Deutschland ist für mich insofern unmöglich, da ich dort wegen Rassenschande verfolgt werde.* Fritz Brechbühl hat den verzweifelten Bittbrief erhalten, denn er notiert auf dem Blatt: *Dem Gesuch kann nicht entsprochen werden.*

Am 5. März 1939, es war wieder ein Sonntag, wird Kurt Preuss im Bezirksamt Lörrach den deutschen Behörden übergeben. Hier endet seine Spur in der Akte 29496 der Basler Fremdenpolizei. Gertrud Lüttich hingegen meldet sich nochmal am 10. Juni aus Berlin. Sie schreibt an die Fremdenpolizei und erkundigt sich nach dem Verbleib des Koffers von Kurt Preuss, den er damals nicht mitnehmen durfte. Sie tut dies auf seine Bitte, denn er ist nicht in der Lage dazu, *«da er nun wegen Rassenschande sitzt»*. Danach verliert sich auch ihre Spur.

Kurt Preuss entkommt den Fängen der Gestapo nicht mehr. Am 19. Juli 1941 wird er in das Konzentrationslager Gross-Rosen eingeliefert. Sein Todestag ist im Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus dokumentiert: Der 8. Oktober 1941. Kurt Preuss war damals 31 Jahre jung.

Nachtrag: Am 16. Februar 1950 hebt die Eidgenössische Fremdenpolizei die Einreisesperren für Gertrud Lüttich und Kurt Preuss auf.

*Die Akte von Kurt Preuss ist im Staatsarchiv des Kanton Basel-Stadt mit der Signatur PD Reg-3a 29496 archiviert. Der in Basel ansässige Publizist Gabriel Heim hat das Schicksal von Kurt Preuss für die Ausstellung «magnet basel», die 2017 im Historischen Museum, Basel zu sehen war, recherchiert und aufgeschrieben.*

## Im Bahnhof der Deutschen Reichsbahn auf Schweizer Territorium – Die Gebrüder Münz

*Die Brüder Horst, Gusti und Herbert Münz (Geb. Horst: 14.06.1935, Gusti: 17.02.1926, Herbert: 24.01.1934) wurden in Lörrach als Söhne eines deutschen Bahnangestellten geboren. Sie verbrachten ihre Kindheit im Bahnschrankenwärterhaus in der Inzlingerstrasse 44 (der heutigen Gedenkstätte). Die Situation jüdischer Flüchtlinge beobachteten sie als Kinder.*

*Im Gespräch mit Johannes Czwalina | März 2010*

**Horst Münz:** «Wenn ich als Kind aus dem Fenster geschaut habe, erinnere ich mich besonders an den Riehener Polizeiwagen. In Riehen gab es nur einen Polizeiwagen. Der war seitlich offen. Er hat da nur so Seile gehabt. Und wenn wir den gehört haben – es ist ja kaum ein Auto gefahren damals – dann sind wir herausgerannt und haben geschaut, wo er hingefahren ist. Da hinten rauf die Inzlingerstrasse. Dann haben wir gewusst: Jetzt warten wir eine Viertelstunde und dann haben sie bestimmt ein paar Flüchtlinge eingesammelt. Das haben wir als Buben ebenso mitgekriegt. Aber dann hat die Mutter gesagt: ‚Ja, die sind zur Grenze gefahren, weil sie die erwischt haben.‘ Und dann sind sie herunter an uns vorbeigefahren und sind nach Stetten gefahren, an den Zoll, und haben sie den Deutschen ausgeliefert. Und dort sind sie dann umgekommen.»

**Herbert Münz:** «Ja, kannst du sagen.»

**Horst Münz:** «Die haben nicht lang gemacht, alle die abgehauen sind, sind wieder zurückgekommen. Die haben sie...»

**Herbert Münz:** «Das war eigentlich ein bisschen komisch von Schweizern, die waren ja eigentlich neutral, die haben sich nicht eingemischt in den Krieg. Die haben zwar ihre Grenzen verteidigt, aber sonst nichts. Aber dass sie die Juden, – man hat ja gewusst, dass es Juden sind – dass sie die nicht interniert haben, sondern dass die die dann an die Grenze gestellt haben...»

**Horst Münz:** «Die Schweizer haben die zuerst verhört.»

**Herbert Münz:** «Obwohl sie gewusst haben, was mit ihnen passiert.»

*Johannes Czwalina:* «Wie oft war das so im Monat?»

**Horst Münz:** «Das war öfters, ich war da höchstens sieben, acht Jahre alt. Und so genau kann ich mich nicht mehr erinnern, nur habe ich das mitgekriegt, dass dann die Eltern gesagt haben: ‚Da haben sie wieder ein paar zurückgebracht, die über die Grenze sind.‘«

*Johannes Czwalina:* «Das war dann so zwischen 1940 und 1942 gewesen?»

**Horst Münz:** «Jaja. Denen, die durchgekommen sind, das habe ich Ihnen schon mal gesagt, hat auch Frau R.R. geholfen. Wenn sie dann die Polizei benachrichtigte, wusste die nicht, dass die Polizei die Juden wieder an die Grenze fahren würde.»

**Herbert Münz:** «Mit der Tochter von Frau R.R. bin ich in die Schule gegangen.»

**Horst Münz:** «Die Frau R.R. die hat sozusagen ihr Leben aufs Spiel gesetzt, weil sie die Flüchtlinge manchmal ein paar Tage beher-



*Links: Die Inzlingerstrasse. Bildaufnahme; 1936 'Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Verfertiger: Amt für Kantons- und Stadtplanung. Rechts: Die Gebrüder Münz als Kinder vor der hinteren Tür des Bahnwärterhaus an der Inzlingerstrasse 44*

bergte, und hat sie durchgefüttert und hat geholfen, wie sie weitergekommen sind.»

**Horst Münz:** «Also, meine Mutter hat gesagt, dass sie sie geholt haben dort oben und sie haben sie verhört und nach dem Verhör haben sie sie in Stetten an den Zoll gebracht und haben sie an die Deutschen wieder ausgeliefert.»

**Herbert Münz:** «Ja, aber was die gemacht haben mit ihnen, das hat man nur so hinter der Hand gehört.»

*Johannes Czwalina:* «Und wenn die Schweizer sie wieder rüber gebracht haben nach Deutschland, wie haben Sie die Zusammenarbeit der Schweizer und der deutschen Behörden – Ihr Vater war ja Bahnangestellter – erlebt? Es klingt ja nicht grad nach Konflikt, wenn die jetzt abgeholt werden und wieder nach Deutschland zurückgebracht werden.»



**Horst Münz:** «Mein Vater war Beamter, und so war er automatisch auch in der Partei der NSDAP. Mein Vater ist gut ausgekommen mit den Zöllnern. Am Riehener Bahnhof war ja der Schweizer Zoll. Und der war ja angebaut am Bahnhof, und die haben ja alles kontrolliert dort. Ich weiss nur, mein Vater ist mit den Schweizer Zöllnern sehr gut zurechtgekommen. Ich weiss sogar noch, wie der eine geheissen hat: Burkhart. Das war fast eine Freundschaft. Die mussten aber immer aufpassen, dass die Freundschaft nicht offen wurde.»

*Johannes Czwalina:* «Und Sie selbst als Deutsche Bahnwärterfamilie konnten trotz der Kriegssituation die Grenze passieren?»

**Herbert Münz:** «Ich habe eine Ausnahmegenehmigung gehabt, bin natürlich kontrolliert worden. Wenn ich Schulzeug dabei hatte, dann haben sie die Bücher durchgeblättert, ob da nichts zwischendrin liegt, nicht? Ich habe vieles nicht mitbekommen, weil ich in der Frühe – ich war in der Lehre in Lörrach von 41 bis 44 – schon raus und erst abends wieder zurückkam.»

*Johannes Czwalina:* «Können Sie sich noch an andere Erlebnisse erinnern?»

**Gusti Münz:** «Ja, ein Fall ist mir als Kind lange nachgegangen. Zwei Juden sind hier vor dem Haus aus dem fahrenden Zug gesprungen. Sie sind aus dem fahrenden Zug gesprungen, haben sich natürlich dabei verletzt. Und die sind von den Schweizern gleich mitgenommen worden. Also, das ist mir lange nachgegangen. Warum springt man aus einem fahrenden Zug? Das haben die Eltern uns dann beigebracht: Die sind Juden und die werden verfolgt in Deutschland. Deshalb hauen die ab. Das hat es öfters hier gegeben, das war nicht nur einmal, da sind paarmal Leute aus dem fahrenden Zug gesprun-

gen, ich meine: Gut, damals sind die Züge noch nicht so schnell gefahren wie jetzt, aber man konnte sich da schwer verletzen.»

**Herbert Münz:** «Jetzt fällt mir auch noch etwas ein: Mit mir sind zwei Juden in die Schule gegangen. Eine Jüdin, die hiess Inge Bodenheimer, die hatten ein Schuhwarengeschäft in Lörrach. Und der andere hiess Fleischmann. Die Inge ist mit mir in Riehen in die Schule gegangen und kam immer von Lörrach. Eines Tags war die weg, nicht? Und dann... Wir sind mal in Lörrach gewesen und dann haben wir gesehen: Die ganzen Schaufenster, alles war zusammengeschlagen, keine Schuhe mehr im Fenster, niemand wusste in der Schule, wo die ist. Sie hat sich später gemeldet aus Amerika. Die ist also rausgekommen. Das mit der Bodenheimer, das haben wir nie verstanden. Das war so ein liebes Mädels und auf einmal war die weg. Nach dem Krieg gab's das Geschäft nicht mehr.»

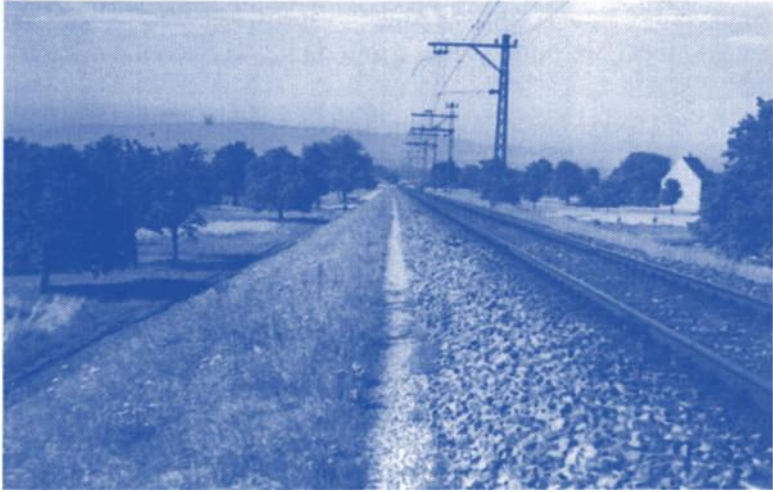
*Johannes Czwalina:* «Aber erstaunlich, dass sie doch immerhin noch eine gewisse Zeit lang als Jüdin von Deutschland nach Riehen rein und raus reisen konnte.»

**Herbert Münz:** «Ja, sie ist bis 1940 bei uns in die Schule gegangen.»

*Johannes Czwalina:* «Dieses Bahnhaus war ein Bahnschrankenwärterhaus? War hier eine Bahnschranke?»

**Horst Münz:** «Da war eine Bahnschranke und die wurde dann hochgekurbelt und heruntergekurbelt, und da war ja das Schrankenwärterhaus, da rechts. Der Schrankenwärter hat oben im Haus gewohnt. Mein Vater arbeitete nur am Riehener Bahnhof.»

**Gusti Münz:** «In der Nähe des Schrankenwärterhauses wohnte Herr Bertschmann, und die haben ein gutes Verhältnis gehabt, mein Va-



*Die Wiesentalbahn. Heute Unterführung Wasserstelzen – Bildaufnahme; 1932  
\*Dokumentationsstelle Gemeinde Riehen, Amt für Kantons- und Stadtplanung*

ter und der, die haben also so politisiert, und der hat ihn einmal gewarnt. Der hat gesagt: ‚Hör mal, gegen dich läuft irgendetwas. Schau, dass du noch legal ausreisen kannst.‘ Das war 1945. Der Vater hat sich dann beworben, um eine andere Stelle in Brennet bei Säckingen. Da war die Stelle frei vom Bahnhofsvorsteher. Er ist entnazifiziert worden. Und die Stelle hat er auch gekriegt, und dann durfte er legal ausreisen. Wir durften auch alles mitnehmen, Möbel, Lebensmittel und alles, während die anderen zum Beispiel der ehemalige Bahnhofsvorsteher von Riehen, der Steffe, der musste so gehen. Der durfte ja nur Gepäck mitnehmen.»

**Bemerkung:** Im Frühjahr 1946 wurde die Familie Münz innerhalb von drei Monaten aus der Schweiz nach Deutschland ausgewiesen. Ihr Vater arbeitete in Deutschland bis zu seiner Pensionierung bei der Bahn. Im Jahre 1963 verstarb er.

Abweisungsprotokolle an der Schweizer  
Grenze in den Jahren 1938-1939

Abschrift.

Polizeikörper  
des Kantons  
Basel-Stadt

Basel, den 24. November 1938.

Bericht von Korp. Lombardi stat. Horburgposten  
an Herrn Hauptmann Sommer

Polizei-Inspektorat.

Betr. Juden an der Grenze Riehen.

Um 21.30 Uhr, waren im Polizeiposten Riehen 2 Juden und eine Jüdin und im Zollamt Riehen noch weitere 10 jüdische Personen, wovon die Hälfte weiblich, welche alle schwarz über die Grenze gekommen. Diesen wurde durch Unterz. bekannt gegeben, dass durch den Tagesoffizier der Polizei verfügt wurde, dass sämtliche Personen wieder über die deutsche Grenze zu verbringen sind. Nach einigem Sträuben wurden sie nach der Grenze geführt, wo sie von deutschen Beamten in Empfang genommen wurden. Herr Hauptmann Straub (vom Zoll) hatte vorgängig die Gestapo telephonisch vor an die Grenze stellen der Juden erklärt, welche ihrerseits die Meldung an das deutsche Zollamt weitergaben.

Einer der Juden weigerte sich, wieder über die Grenze zu gehen und musste getropen werden. Ein zweiter Jude flüchtete sich, wurde jedoch durch einen Schweizer Grenzwachter eingeholt und musste ebenfalls bis zur Grenze durch Trassen transportiert werden.

gez. Lombardi, Korp.

Hrn. Major

im Nachgang zur heutigen mündlichen Meldung.

24. November 1938.

gez. Sommer, Hrn.

Soll ich den H.H. Offizieren Befehl geben, illegal Eingereiste nicht mehr brevi manu über die Grenze des Herkunftslandes überzustellen.

Basel, 24. November 1938.

Der Polizei-Inspektor:

An das Polizeidepartement

gez. Bloch

Diese Frage stand nie zur Diskussion. Was an Flüchtlingen einläuft ist zurückzuweisen und nicht erst auf den Lohnhof zu verbringen. Ausnahmen ergeben sich nach den Umständen

( Unmittelbare Lebensgefahr für den Flüchtenden oder besondere Anweisungen in einem Einzelfall). Hat ein Flüchtling den Bahnhof erreicht, darf er nur mit meiner Einwilligung zurückgestellt werden.

16. November 1938.

Polizeidirektoramt

Der Vorsteher:  
Herrmann

Versuchte illegale Einreise

Mittwoch, den 23. November 1938, 2120, erhielt ich als Offizier vom Dienst vom Riehenposten (Gefr. Randegger) folgenden telephonischen Meldung nach dem Löhnhof, wo von einer Luftschutzübung beiwohnte:

"Sobien berichtet dem Zollamt Riehen-Stetten, dass sich an seiner Strassenpassierstelle ca. ein Dutzend jüdischer Emigranten deutscher Nationalität aufhalte. Die Gesellschaft bestehe aus Männern, Frauen und Jugendlichen. Die Leute möchten unbedingt in die Schweiz einreisen, seien zurückgewiesen worden, wollten sich aber dieser Massnahme nicht unterziehen. Das Zollamt ersuche um polizeiliche Intervention, es sei wohl am Besten, wenn die Emigranten von der Polizei abgeholt und nach dem Lohnhof überführt werden. - Auf dem Riehenposten habe sich im Laufe des Abends bereits 3 Emigranten eingefunden, denen der Grenzübertritt gelungen ist. Diese sind dem Lohnhof zugeführt worden."

Auf diese Meldung hin habe ich verfügt:

1. Der Riehenposten hat die nach dem Lohnhof geführten Emigranten sofort zurückzuholen und über die deutsche Grenze zu stellen,

2. Den an der Passierstelle Riehen-Stetten wartenden Emigranten ist polizeilich zu eröffnen, dass ihnen die Einreise unter keinen Umständen gewährt werden kann. Wer es unternimmt, illegal einzureisen, hat mit der Ausweisung aus der Schweiz und mit der Uebergabe an das Bezirksamt Lörrach zu rechnen.

Um 2140 gab mir Polm. Frantschi vom Zollamt Riehen-Stetten aus telephonischen Bericht, dass er der Emigrantengruppe meine Verfügung eröffnet habe. Die Leute weigerten sich jedoch, über die Grenze zurückzugehen. Sie hätten sich z. T. wohl bis zur eigentlichen Grenzlinie zurückgezogen, versuchten aber durch Schreien und Jammern Mitleid zu erwecken und die Zurückschaffung zu veranlassen, indem sie sich im Freien auf dem Boden setzten und hinlegten. Andererseits sei zu beobachten, dass die deutsche Beamtenschaft jenseits der Grenze, vor deren Augen sich das missliche Schauspiel abspiele, sich um die Anwesenheit nicht bloss nicht kümmere, sondern sich darüber im Gegenteil zu belustigen scheine. Er (Frantschi) halte es für notwendig, dass die Emigranten dem Lohnhof zugeführt werden.

Ich beharrte hierauf nachdrücklich auf der Zurückweisung und erklärte Polm.Frautschi, dass im vorliegenden Falle nicht der Wunsch der Emigranten, sondern der Wille der schweizerischen Behörde massgebend sei. Auf die Frage, was zu tun sei, wenn die Leute weiterhin an der Grenze verweilen sollten, gab ich den Bescheid, dass ihre ständige Bewachung angeordnet werden müsste, nötigenfalls würde ich für polizeiliche Verstärkung sorgen, falls die Grenzwaache diese Aufgabe nicht allein übernehmen könnte.

Da ich den Eindruck erhalten hatte, dass die Zoll- und Polizeiorgane in Riesen der Sachlage etwas unbeholfen gegenüberstanden, erteilte ich dem Postenchef Clara, Korp.Lombardi, den Befehl, sofort mit dem Motorrad an die Passierstelle zu fahren und im Sinne meiner wiederholten Verfügung zum Rechten zu sehen.

Unmittelbar nach dieser Anordnung wurde ich von Lt.Straub vom eidg.Grenzwachtkorps angerufen. Er teilte mir mit, er habe die Emigranten auf die Zollwache genommen. Mit der Möglichkeit, dass sie freiwillig zurückgingen, sei nicht zu rechnen. Sie klammerten sich mit Händen und Füssen an den Schweizerboden. Die deutschen Grenzorgane bekümmerten sich um den Vorfall gar nicht. Er schlug vor, ein geeignetes Auto beizuziehen, die Emigranten in dieses zu verladen, dann stadtwärts zu fahren und an geeigneter Stelle kehrt zu machen, um hernach in direkter Fahrt über die Passierstelle wieder deutschen Boden zu gewinnen und die Emigranten der dortigen Behörde zu übergeben.

Ich lehnte diesen Vorschlag, der reichlich nach Uebertiteln roch, sogleich ab und erklärte, dass ich das Hereinnehmen der Leute auf die Zollwache als unvorsichtig erachte. Ferner fragte ich Lt.Straub, ob nicht der Versuch gemacht worden sei, mit den deutschen Grenzorganen in Verbindung zu treten, damit diese die Emigranten zur Rückkehr von der Grenze veranlassten. Falls dies nicht geschehen sei, möchte ich darum bitten, dass die Intervention der deutschen Grenzorgane nachgesucht werde.

Um 2230 berichtete Polm.Frautschi, dass es jetzt gelungen sei, die Emigranten von der Zollwache aus an die Grenze zu stellen. Die Ausschaffung sei mit Schwierigkeiten verbunden gewesen. Ein Mann hätte sich auf den Boden gelegt und habe durch die Schweizerer Frautschi und Lüdi an die Grenze getragen werden müssen.

Der Meldung des Polm.Frautschi schloss sich der eingehende Bericht des Lt.Straub an, dass die Demarche bei den deutschen Grenzorganen Erfolg gehabt habe. Diese hätten sich bereit erklärt,



die Emigranten zu übernehmen. Es sei jedoch damit zu rechnen, dass sie im Läufer der Nacht an geeigneter Stelle schwarz über die Grenze kommen oder von der deutschen Polizei überstellt würden. Die Verstärkung der Grenzbesetzung durch Polizei wäre deshalb angebracht.

Ich sicherte Lt. Straub auf 2300 die Kommandierung von 6 Polizeimännern an die Kreuzung Berracher-Inzlinger-Weilstasse zu. Die Orientierung und Verteilung dieses Detachements übernahm Lt. Straub. Anschliessend gab ich dem Wachtchef Lohnhof, Korp. Jaggi, Weisung, die 6 Polizeimänner von verschiedenen Polizeiposten abzurufen und auf den angegebenen Termin nach Riehen zu schicken.

Ergänzend sei beigelegt, dass nach meiner Erkundigung der Riehenposten die 3 dem Lohnhof zugeführten Emigranten weisungsgemäss zurückgeholt und der an der Passierstelle Riehen-Stetten wartenden Gruppe zugesellt hatte. Die Ausschaffung ist dann in einem Schub erfolgt. Zeit der Ueberstellung ca. 2220.

In der Angelegenheit wurde ich heute Vormittag von der eidg. Fremdenpolizei (Kohl) angerufen. Diese hatte angeblich auf dem Zolldienstwege Kenntnis vom Vorfall erhalten. Ich gab über die Angelegenheit meinen Tatsachenbericht, in dem namentlich folgende Punkte berührt wurden:

1. Unsere strikte Zurückweisung der an der Grenze wartenden Emigranten;
2. Die sofort veranlassete Ausschaffung der dem Lohnhof zugeführten Leute.

Die EFP hält diese Massnahmen für vollkommen in Ordnung; ein anderes Verfahren wäre gar nicht in Betracht gekommen.

3. Das anfänglich kurzsichtige Verhalten der deutschen Grenzorgane.

Die EFP wird veranlassen, dass die schweiz. Gesandtschaft hierüber verständigt und um Intervention bei der zuständigen Reichsbehörde gebeten wird;

4. Die erfolgreiche Demarche bei den deutschen Grenzorganen.

Ich teilte ferner der EFP mit, dass die geringen Ereignisse in Riehen im Zusammenhang mit andern Wahrnehmungen vermuten lassen, dass es in Südbaden von deutschen Juden, die nach der Schweiz drängen, wimmle. Eine Verstärkung der Grenzbesetzung sei angebracht.

Inzwischen bin ich vom Herrn Departementsvorsteher sach-  
bezüglich befragt worden. Er teilte mir mit, dass die Rückweisung  
der an der Passierstelle wartenden Gruppe richtig gewesen sei,  
dagegen habe die Ausschaffung der bereits dem Lohnhof zugeführten  
3 Emigranten den neuerlichen Anordnungen nicht entsprochen. Die-  
sen zufolge seien Emigranten, die auf irgendeinem Wege bereits  
auf Schweizerboden gelangt seien, nicht mehr auszuschaffen.

Herrn Major

gez. Sommer, Npta.

Das Verhalten des Zolles ist zu beanstanden, er hat sich  
nicht hinter der Polizei zu verstecken. Der Posten Riehen hatte  
die drei Emigranten nicht auf den Lohnhof, sondern zurück über  
die Grenze zu verbringen gehabt. Nachdem sie sich auf dem Lohn-  
hof befunden haben, hätte eine Ausschaffung erst erfolgen dürfen  
nach meiner Zustimmung.

Polizeidepartement

Der Vorsteher:

gez. Brechtbühl.

32/198

DEUTSCHES REICH

**J** REISEPASS  
 Nr. 28723

NAME DES PASSINHABERS  
*Mariem Pollok*

VERPFLICHTET VON SEINER SEITE HER  
 AN FÜR 1 KINDERN

STAATSANGEHÖRIGKEIT:  
 DEUTSCHES REICH

Deutscher Pass gemäß § 27 des Reichs

Vertical stamp on left: *1. 11. 1933*

*Zurück gemäss an Grenz-Rücken-Pollok am 8. Dez. 1933*

*hant. gel. Pass*

SCHWEIZ  
 E-80EZ38  
 TREHEN-STEIN

Ehefrau



Unterschrift des Passinhabers  
*Mariem Pollok*

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenerwähnte Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Wien <sup>10</sup>  
*Cypur*

20. Sep. 1933

Vertical stamp on left: *1. 11. 1933*

PERSONENBESCHREIBUNG

Ehefrau

Beruf *Haarweberin*  
 Geburtsort *Sokolonia*  
 Geburtstag *19. 1. 1905*  
 Wohnort *Paris*  
 Gestalt *mittel*  
 Gesicht *oval*  
 Farbe der Augen *grün*  
 Farbe des Haares *bräun*  
 Besondere Kennzeichen

KINDER

Name	Alter	Geschlecht
<i>Renée Pollok</i>	<i>3. 11. 1931</i>	<i>weiblich</i>
<i>Paul</i>	<i>14. 10. 3</i>	

Grenzpolizeiposten

Basel, den 10. Oktober 1938.

Basel, D.R.Ehf..  
No. 185 E/Th.

Zurückgewiesene Ausländer, die Inhaber eines  
deutschen Passes sind.

Name V. F. F. I. I. ..... Vorname 140016 .....

Geburtsdatum: 22.6.07 .....

Nationalität: Deutsch .....

Deutscher Pass

ausgestellt am 28.5.34 ..... im 50ms .....

durch Polizeidirektion, Worms .....

gültig bis 31.12.34 .....

besondere Vermerke im Pass: Keine .....

Zurückweisung verfügt Fremdenpolizei Basel, Mr. Merz .....

Zurückgewiesen vor 1. Einreise \*) der Einreise,

am 10. Oktober 1938 ....., um 16:09 . . Uhr.

Bemerkungen:      Angeblich Kuraufenthalt in der Schweiz.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

10. Oktober 1938.

Grenzpolizeiposten:

*Amst. G. R. Mly.*  
186 Th.

V. V. V. V. V.  
Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines  
deutschen Passes sind.

Name B r a u n geb. Schoppen ..... Vornamen ..... Martha  
Geburtsdatum 19.9.86 .....  
Staatsangehörigkeit: Deutsch .....

Deutscher Pass

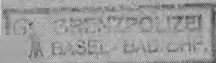
ausgestellt am 13.7.35 ..... Berlin  
durch Polizeipräsident Berlin .....  
gültig bis 13.7.1940 .....  
Besondere Vermerke im Pass: Keine .....

Zurückgewiesen vor \*) 10. Oktober 1938 .....  
am ..... , um ..... Unr.  
der Einreise, 13.30 .....

Bemerkungen: Besuch der Tochter in Mailand.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.



Basel, den 22. Nov. 1938 1938.

No. 196 Eb.

Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines Tagesscheines deutschen ~~Passes~~ sind.

Name: S. a. a. b. o. r. . . . . . Vorname: Georg. . . . .  
Geburtsdatum: 18.9.1908 . . . . .  
Staatsangehörigkeit: Deutschland. . . . . .

Deutscher ~~Pass~~ Tagesschein  
ausgestellt am 22.11.1938 . . . . . in Freiburg i./B.  
durch Polizeidirektion. . . . . .  
gültig bis 24. 11. 1938. . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: ~~-----~~ . . . . .  
. . . . .

Zurückgewiesen vor \*) ~~dem ~~Pass~~~~ der Einreise,  
am 22. November 1938 . . . . ., um 11.00. . . . . Uhr.

Bemerkungen: Saabor ist Jude. Er wollte nach Bern um sich bei der Polizei oder jüd. Gemeinde als Flüchtling zu melden, eventl. zum Aufenthalt in einem Flüchtlingslager. An Subsistenzmittel hatte er RM.3.- An Ausweispapieren lies er einen Heimatschein von Breslau vom 8.8.1938/7.8.1940 vor, ferner Geburtsurkunde, Führerschein & polizeil. Führungszeugnis. Den Tagesschein erhielt er irrtümlich, d.h., der Beamte, welcher den T.Sch. ausstellte, betrachtete ihn als Arier. Saabor wird vermtl. versuchen schwarz über die Grenze zu gelangen um sich bei der jüd. Gemeinde in Basel od. Bern zu melden.

\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.



Basel, den 20. November 1938.

No. 199. Th.

Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines deutschen Passes sind. J.

Name: E l k a n . . . . . Vorname: Oskar . . . . .

Geburtsdatum: 22.1.1896 . . . . .

Staatsangehörigkeit: Deutsch . . . . .

Deutscher Pass

ausgestellt am 21.3.38 . . . . . in Berlin . . . . .

durch 'Pblizeipräsidiu' Berlin . . . . .

gültig bis 21.11.38 . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: kein . . . . .

-----

Zurückgewiesen war ~~am~~ der Einreise,

am 25. November 1938 . . . . . um 14.36 . . . . . Uhr.

Bemerkungen:

**Zurückgewiesen von der Kantonalen Fremdenpolizei**

Basel Herrn Mers. Hr. Elkan war in Begleitung seiner Frau Hann, geb. 20.11.97 sowie der Tochter Ilse geb. 10.11.1926, welche ebenfalls zurückgewiesen wurden.



\*) Nicht zutreffenden Durchsetzungen.

Basel, den 30. November 1938

No. 202/3.

Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines  
deutschen Passes sind.

Name: . L E Q P Q L D . . . . . Vorname: . Karl . . . .

Geburtsdatum: . 20.1.1887 . . . . .

Staatsangehörigkeit: . deutsch . . . . .

Deutscher Pass

ausgestellt am . . 18.7.34 . . . . . in . Frankfurt a./ M.

durch . . Pol.Präs. Frankfurt a./M. . . . .

gültig bis . . 17.7.39 . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: . . . . . keine . . . . .

. . . . .

Zurückgewiesen vor <sup>\*)</sup> ~~der~~ der Einreise,

am . . 20. November 1938 . . . . . , um . 12.00 . . . . Uhr.

Anmerkungen: Leopold kam am 30. November 1938, mit Zug D 2, um 10.52 Uhr, im Reichsbahnhof in Basel an. Er ist im Besitze eines deutschen Reisepasses, ausgestellt am 18.7.34, gültig bis 17.7.39, v. Pol.Präs. Frankfurt a./M. Leopold ist Emigrant, und hatte Fahrkarte bis Zürich, seinen Aufenthalt in der Schweiz kann er nicht begründen. In seinem Pass fehlte das schweiz. Visum, sowie das auf der ersten Seite links oben vorgeschriebene drei cm. hohe rote "D", weshalb er zurückgewiesen wurde.

\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.







Polizei-Inspektorat Basel

Grenzpolizei B.S.B.H.F. I

No. 207/B

Basel, den 7. Dezember 1938

An die  
Eidgenössische-Fremdenpolizei

B e r n

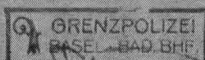
Gemäss Ihres Kreis Schreibens vom 10. August 1938  
betreffend Flüchtlinge aus Deutsch-Oesterreich, teilen wir  
Ihnen mit, dass wir heute zurückgewiesen & der deutschen  
Grenzpolizei ~~übergeben~~ haben:

K a t z Lilly, geb. 6. 9. 1927, Schülerin, Oesterreich, wohnhaft  
bei ihren Eltern in Freiburg, Rheinstrasse.

Obgenannte Person war im Besitze folgender Ausweispapiere:

Ohne Ausweispapiere . ohne Visum.

Bemerkungen: Das Kind Katz sollte bei Kohlenhändler  
Berlinger in Basel untergebracht werden und ist auf Ihre  
Verfügung zurückgewiesen worden. Es wurde von uns um 14.10<sup>h</sup>  
in den abgehenden Zug nach Freiburg  
gesetzt.



Basel, den 10. Dezember 1938

NR. 229 B.

Einreisegewissene Emigranten, die Inhaber eines  
deutschen Passes sind.

Name: W. S. T. V. S. . . . . . Vorname: Josef . . . . .  
Geburtsdatum: 17.5.1900, Kaufmann . . . . .  
Staatsangehörigkeit: Deutschland . . . . .  
Deutscher Pass mit "J"  
ausgestellt am 24.6.1938 . . . . . in Wien . . . . .  
durch . . . . . Polizeipräsident . . . . .  
gültig bis 31.8.1939 . . . . .  
Besondere Vermerke im Pass: keine . . . . .  
. . . . .  
Zurückgewiesen vor Wartsch\*) der Einreise,  
am 10. Dezember 1938 . . . . ., um 20.00 . . . . . Uhr.

Witterles war mit dem bekannten Emigrantenschlepper  
S t u d e r im Bahnhofbüffet II.Kl. zusammen. Er will angeblich  
nach Amerika auswandern.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

Basel, den 11. Dezember 1933.

No. 212/Em.

Zurückgewiesene Ausreisende, die in der Schweiz  
österreichischen Passen sind: (J)

Name: H. L. R. E. T. A. R. Nach-Nachname: Albin . . .

Geburtsdatum: 2.8.1888 . . . . .

Staatsangehörigkeit: . . . . .

Deutscher Pass Oesterreich. Pass

ausgestellt am 26.12.1933 . . . . . in Wien . . . . .

durch Polizeidirektion Wien . . . . .

gültig bis verlängert bis 24.12.1934 . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: Gültig zur Ausreise aus Deutschland  
nach allen Staaten. Wiedereinreise getrichen.

Zurückgewiesen vor \*) Basel der Einreise,

am 11. Dezember 1933 . . . . ., um 21.30 . . . Uhr.

Bemerkungen: Vorsprache bei der Jüdischen Fürsorge in Basel,  
zur Unterstützung betreffs Aufenthalt etc. Später soll die  
Weiterreise nach England erfolgen, deren Regelung in etwa 3 Wochen  
erfolgen soll. In der Schweiz konnte nur ein V.-Vorkauf  
erfolgt sein.

Ø. Ist nach Weil-Rhein zurück  
und wird versuchen illegal  
in die Schweiz einreisen.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

Basel, den 11. Dezember 1938.

No. 213/Em.

Polizeivermerk des Reisepasses, der Inhaber einen  
österreich-deutschen Passes sind. (J)

Name: . . . . . K L E P E T A R . . . . . Vorname: Manja . . . .  
Geburtsdatum: . . . . . 14.12.1916 . . . . .  
Staatsangehörigkeit: . . . . . Deutsch (früher Oesterreich) . . . . .

Reise nach Oesterreich  
ausgestellt am . . . . . 5.7.1938 . . . . . in Wien . . . . .  
durch . . . . . Polizeidirektion Wien . . . . .  
gültig bis . . . . . 31.12.1938 . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: . . . . . /-/- Gültig zur Anwesenheit nach  
allen Staaten. Wiedereinreise nach Deutschland gestrichen. . . . .  
Zurückgewiesen vor \*) ~~11.12.1938~~ der Einreise,  
am . . . . . 11. Dezember 1938 . . . . . , um . . . . . 21.30 . . . . . Uhr.

Bemerkungen: Vorsprache bei dem jüdischen Fürsorger in Basel,  
zwecks Unterstützung betreffs Aufenthalt etc. Später soll die  
Weiterreise nach England erfolgen, deren Regelung etwa in 3 Wochen  
erfolgen soll. An Bermitteln konnten nur am 11. 12. 1938  
erlangt werden.

\*) Ist nach Weil-Rhein zurück  
und wird versuchen illegal  
in die Schweiz einzufahren.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

Rapport von Pm. [Name] stat. [Name]

An das Polizei-Inspektorat

BASEL

Mitteilung

Am 10. September 1934 wurde ein Diebstahl von 1000 Fr. an  
1000 Fr. in der Person eines (Name), fuhr am  
10. September 1934 um 10 Uhr in der Person von [Name]  
für den Diebstahl von 1000 Fr.

Am 10. September 1934 wurde ein Diebstahl von 1000 Fr. an  
1000 Fr. in der Person eines (Name), fuhr am  
10. September 1934 um 10 Uhr in der Person von [Name]  
für den Diebstahl von 1000 Fr.

Am 10. September 1934 wurde ein Diebstahl von 1000 Fr. an  
1000 Fr. in der Person eines (Name), fuhr am  
10. September 1934 um 10 Uhr in der Person von [Name]  
für den Diebstahl von 1000 Fr.

(D).

*Blatt*, Pm.  
stat. Riesenposten.

*Kant-Frauenpfeiler*  
*Müller*



**POLIZEIKORPS**  
DES KANTONS  
**BASEL-STADT**

BASEL, den 10. Dezember 1911.

Rapport von *[illegible]* an *[illegible]*

An das Polizei-Inspektorat BASEL

www. studierat des jüdischen Studenten.

Am 10. d. M. wurde mir durch *[illegible]*  
Wörden als solcher *[illegible]* mitgeteilt:

*[illegible]*  
am 10. d. M. wurde mir durch *[illegible]*  
Wörden als solcher *[illegible]* mitgeteilt:

*[illegible]*  
am 10. d. M. wurde mir durch *[illegible]*  
Wörden als solcher *[illegible]* mitgeteilt:

*[illegible]*  
am 10. d. M. wurde mir durch *[illegible]*  
Wörden als solcher *[illegible]* mitgeteilt:

*[illegible]*

*Karl F. [illegible]*

*Kellner*



**POLIZEIKORPS**  
DES KANTONS  
**BASEL-STADT**

BASEL, den 18. Dezember 1936.

Rapport von Polm. Schmid B. stat. Rathausposten.

An das Polizei-Inspektorat

BASEL

Bez.: Verbotener Grenzüebtritt (jud. Flüchtling).

Sonntag, den 18. Dezember 1936, um 00.40 Uhr,  
übergab Grenzwächter Kempfer, stat. Hauptzoll-Amt Riehen-  
Stetten, an Pol. Meyer F. und Unterzeichneten im Stettengraben-  
weg, in Riehen, ein jüdischen Flüchtling, welcher am oberen  
Stettengrabenweg kurz zuvor die Schweizergrenze auf verbotenen  
Wegen passierte. Zwecks Personalienfeststellung wurde der  
Flüchtling nach den Riehenposten verbracht.

E n o c h Hans, Louis, von Wien, geb. 20. August 1914, Schreib-  
maschinenmechaniker, Wohnhaft in Wien, Kaiserstrasse 67,  
Reisepass No. 357435, wurde nach eingehender Kontrolle um  
01.30 Uhr, den deutschen Zollbehörden am Zoll-Amt Lössach-  
Stetten wieder ausgeliefert.

*Schmid E. B.*

(D) stat. Rathausposten.

*Karl - Freundensberg*

Basler Polizei-Inspektor

*Müller*

Ursprungsland russl. RFL.

Basel, den 14. Januar 1939.

No. 244/39.

31200

Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines deutschen Passes sind.

Name: Saxschewitsch . . . (russl.)  
Geburtsdatum: 22.9.1884 in Sarona (Russland).  
Staatsangehörigkeit: Deutschland . . . . . ;

Deutscher Pass mit "J"  
ausgestellt am 29.9.1938 . . . . . in Wien . . . . .  
durch Polizeipräsident . . . . .

gültig bis 29.9.1939 für Frankr., Belgien, Holland, Schweden, Dänemark, Island, Lettland & Estland für in- & Ausreis.  
Besondere Vermerke im Pass: Keine . . . . .

Zurückgewiesen vor \*) ~~XXXXXXXXXX~~ der Einreise,  
am 14. Januar 1939 . . . . . um 09.14.00 Uhr.

Bemerkungen: Er wurde uns von einem deutschen Pass-Besitzer gemeldet, welchen er befragte, wie er in die Schweiz kommen könne. Er ist im Besitze der deutschen Ausreisegenehmigung und beabsichtigt nach Paris zu seiner Schwester zu reisen, erhält aber kein franz. Visum & ist mittellos. Auf Befragen gab er an, er wolle nach Bern zu einem Bekannten (Zelenka) Druckereileiter, welcher für seine Unterhaltung besorgt sein will. Vermutlich wird er illegal die Grenze passieren.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.



W. 226 R/38.

Zurückgewiesene Emigranten, die Inhaber eines  
deutschen Passes sind.

Name: . . . S. S. L. O. M. O. N. . . . . . Vorname: . . . W. . . . .

Geburtsdatum: . . . 29.11.1894, Häcker . . . . .

Staatsangehörigkeit: . . . Deutschland . . . . .

Deutscher Pass mit " J "

ausgestellt am . . . 18.8.1938 . . . . . in Berlin . . . . .

durch . . . . . Polizeipräsident . . . . .

gültig bis . . . . . 10.11.1939 . . . . .

Besondere Vermerke im Pass: -----

Zurückgewiesen vor 11.11.1938 der Einreise,

um 11.11.1938 1939 . . . . . , um 11.30 . . . . . Uhr.

Bemerkungen: Ohne schweizerisches Transitvisum. S. wollte nach  
Italien zur zitierten Zwecke Auswanderung machen.



*[Handwritten signature]*

\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

Basel, den 11. März 1939

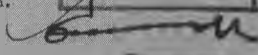
No. 4424.

Zurückgewiesene Ausländer, die Inhaber eines  
österreich. ~~deutscher~~ Passes sind.

Name: M. M. R. . . . . . Vorname: Merkus . . . . .  
 Geburtsdatum: 18.4.1906 . . . . .  
 Staatsangehörigkeit: Österreich . . . . .  
Österreich. Pass Österreich. Pass  
 ausgestellt am 12.10.1938 . . . . . in Wien . . . . .  
 durch Polizeidirektion in Wien . . . . .  
 gültig bis 12.10.1939 . . . . .  
 Besondere Vermerke im Pass: keine . . . . .  
 . . . . .  
 Zurückgewiesen vor 11. März 1939 11. März 1939 der Einreise,  
 am . . . . . um 20.30 . . . . . Uhr.

Bemerkungen: Wurde von Grenzwachtkorporal Gust Fritz angehalten als er um 20.10 Uhr versuchte bei Post 4 (Niedramel) schwarz in die Schweiz zu gelangen. Weil er sah, dass er von Freiburg i. S. gekommen sei, in der Absicht illegal nach Basel zu gelangen, um dann ebenfalls schwarz nach Frankreich weiterzureisen, wo sich seine Familie bereits befinden soll. Er wurde veranlasst sich am 11. März um 20.30 Uhr nach Freiburg i. S. zurückzubekommen. Seine Rückkehr nach Deutschland wird vor uns überprüft. An Wartmitteln hatte er noch 3 Reichsmark, sowie eine Retourkarte nach Freiburg i. S.

\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

GRENZPOLIZEI  
 BASEL - BAD. BHF.  


Basel, den 2. 8.

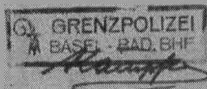
1939;

No. 254 FK.

Fürbrennweise Einreisende aus Ländern ohne  
deutschen Passes sind.

Name: Bolz geb. Löwenthal . . . . . Vername: Hertha Mergel  
Geburtsdatum: . . . 15.10.1908 . . . . .  
Staatsangehörigkeit: . Deutschland . . . . .  
Deutscher Pass  
ausgestellt am . . . 15.7.1936 . . . . . in Frankfurt  
durch . . . Polizeipräsident . . . . .  
gültig bis . . . 15.9.1939 . . . . .  
Besondere Vermerke im Pass: . . . "J"  
Fürbrennweise vor<sup>\*)</sup> abgegeben<sup>\*)</sup> der Einreise,  
am . . . 2. 8. 1939 . . . . ., um 19.30 . . . . . Uhr.

Bemerkungen: Angeblich wollte Obgenannte nach Basel kommen,  
um nachher nach Frankreich zu gelangen, wo sich  
sich ihr Mann z. Z. aufhält.



\*) Nicht Zutreffendes durchstreichen.

## 5. Menschen, die Mut bewiesen haben

DOROTHEE STOLL

## Der Rorschacher Brief

*Dorothee Stoll, 1928 in Rorschach geboren und als Einzelkind dort aufgewachsen, war eine der Schülerinnen, die den «Rorschacher Brief» anno 1942 mitverfasste und unterschrieb. In diesem Brief wendete sich die Rorschacher Mädchenklasse an die Bundesräte und äusserte Unmut und ihre tiefe Betroffenheit über die Zurückweisungen von Juden an den Grenzen. Der Schweizer Bundesrat Eduard von Steiger antwortete herablassend und liess daraufhin die Mädchen streng verhören. Der Brief der Schulklasse wurde während der Kriegsjahre bewusst nicht veröffentlicht. Heute ist Frau Stoll 87 Jahre alt und eine der wenigen Überlebenden jener Mädchenklasse.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Juni 2016*

Dorothee Stoll: «Ich war sehr mitfühlend und habe mich viel mit dem Flüchtlingselend beschäftigt, welches überall herrschte. So habe ich aus dem Herzen entschieden, diesen Brief zu unterschreiben. Damals war ich vierzehn Jahre jung und eine schüchterne Schülerin – aus Überzeugung habe ich gehandelt. Unsere Schulklasse war sehr engagiert und überhaupt nicht einverstanden mit der Haltung der damaligen Schweizer Regierung gegenüber den Flüchtlingen. Wir wussten von der Judenverfolgung im Nachbarland, und es war ein allgemeines Gesprächsthema. Wir kannten auch Juden, die während der Kriegszeit in der Schweiz wohnten und uns dadurch mehr über das Schicksal der Juden in Deutschland erzählen konnten. Auch meine Tante war engagiert und half bei Gelegenheit den Flüchtlingen. Die Zwillingsschwester Weber waren die Initiatoren des Briefes. Bevor sie in die Schweiz zogen, lebten sie mit ihren Eltern im Ausland und kamen erst später nach Ror-



*Die Mädchenklasse aus Rorschach. Am linken Bildrand – Dorothee Stoll mit Haarzopf.  
Rechts ihr Lehrer Richard Grünberger. Bildaufnahme; 1941-1943  
\*Privatbesitz Dorothee Stoll*

schach in unsere Schule. Dadurch konnten die beiden viel erzählen. Sie hatten ein sicheres Auftreten.

Zuerst reagierte mein Vater mit Sorge auf das, worauf wir uns da eingelassen haben. Er zeigte aber dennoch Verständnis und stand hinter unserer Meinung. Wir haben den Brief ja nicht vor dem Schreiben mit unseren Eltern oder dem Lehrer besprochen. Jedoch erwarteten wir nicht eine solche vehemente Reaktion des Bundeshauses auf unseren Brief.

Ich verehrte den Lehrer Grünberger sehr und hatte ein gutes Verhältnis zu ihm. Er war natürlich auch darüber erschrocken, aber auch er wehrte sich vehement gegen diese Anschuldigungen des Bundesrats. Er stand hinter unserem Schreiben und gab unserer Schulklasse volle Unterstützung.

Ich habe während der Kriegsjahre viel erlebt, nicht zuletzt durch unsere Lage unmittelbar an der deutschen Grenze. Wir wohnten in einem Haus im dritten Stock und hatten freie Sicht auf den Bodensee – somit auch auf die gegenüberliegenden deutschen Städte am

Ufer. Dadurch habe ich das Bombardement in Friedrichshafen hautnahe miterlebt.

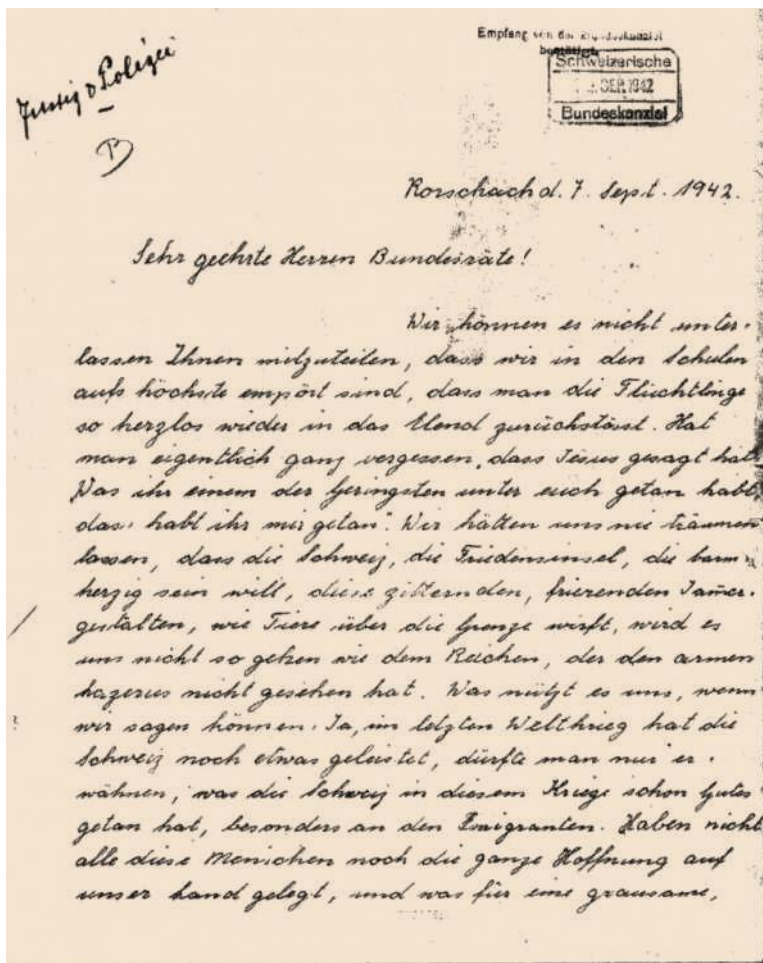
Als wir bei diesem Luftangriff aus dem Fenster schauten, wurden aufgrund des Luftrucks unsere Köpfe wieder hineingedrückt. Zudem mussten wir uns oft im Luftschutzkeller aufhalten und nachts die Fenster verdunkeln. Wir haben die Bombardements nahe der deutschen Uferseite immer mitbekommen und die Sirenen erklangen dabei jedes Mal. Auch als ich eines Tages direkt von der Badeanstalt nach Hause lief, läuteten die Glocken den Alarmzustand aus. Als Kind habe ich in einem eindrücklichen Schulaufsatz dieses Erlebnis niedergeschrieben und auf diese Art und Weise verarbeitet. An das Kriegsende kann ich mich noch gut erinnern. Ich war im Lehrerseminar, und zur Feier unternahmen wir gemeinsam eine Wanderung. Das ganze Schulhaus feierte dabei.

Wir sollten den Flüchtlingen immer Hilfe anbieten. In einem Lande wie der Schweiz, in dem wir ziemlich alles besitzen, müssen wir helfen. Uns geht es hier ja ‚paradiesisch‘ gut.

### **Eine Abschrift des Briefes an die Bundesräte**

Sehr geehrte Herren Bundesräte!

Wir können es nicht unterlassen Ihnen mitzuteilen, dass wir in den Schulen aufs Höchste empört sind, dass man die Flüchtlinge so herzlos wieder in das Elend zurückstösst. Hat man eigentlich ganz vergessen, dass Jesus gesagt hat: «Was ihr einem der Geringsten unter euch getan habt, das habt ihr mir getan.» Wir hätten uns nie träumen lassen, dass die Schweiz, die Friedensinsel, die barmherzig sein will, diese zitternden, frierenden Jammergestalten, wie Tiere über die Grenze wirft, wird es uns nicht so gehen wie dem Reichen, der den armen Lazarus nicht gesehen hat. Was nützt es uns, wenn wir sagen können: Ja, im letzten Weltkrieg hat die



Der Brief an die Bundesräte aus dem Jahre 1942. Dorothee Stoll hat dabei mit ihrem Taufname «Dorli Stoll» unterschrieben.

Schweiz noch etwas geleistet, dürfte man nur erwähnen, was die Schweiz in diesem Krieg schon Gutes getan hat, besonders an den Emigranten. Haben nicht alle diese Menschen noch die ganze Hoffnung auf unser Land gelegt, und was für eine grausame schreckliche Enttäuschung muss es sein, wieder zurückgestossen



schreckliche Enttauschung muss es sein, wieder zurück,  
gestossen zu werden, von wo sie gekommen sind,  
um dort dem sicheren Tod entgegenzugehen. Wenn  
das so weiter geht, können wir sicher sein, dass  
wir die Strafe noch bekommen. Es kann ja sein,  
dass Sie den Befehl erhalten haben, keine Juden  
aufzunehmen, aber der Wille Gottes ist es bestimmt  
nicht, doch wir haben Ihm mehr zu gehorchen  
als den Menschen. Wo wir zum Sammeln aufgerufen  
wurden, taten wir es sehr gerne, für unser Heimat-  
land und haben willig die Freizeit geopfert, deshalb  
erlauben wir uns für die Aufnahme dieser armsten,  
Heimatlosen zu bitten!

Mit Hochachtung und Vaterländischer  
Verbundenheit grüssen:

Schunderschule	• Heidi Lehtostadick	• Heidi Weber
Klasse 2 c.	• Jacqueline Sunny	Rosmarie Garsner
	• Irma Hessel	Dora Stoll
	• Hildegard Lehner	Ulrich Luginmann
	• Margret Rauer	Elvira Bader
	• Heidi Pöcher	Alice Thalman
	• Vera Dudler	• Ruth Locher
	• Grithi Böhme	Hildegard Forster
	• Rudi Gysrecht	Margrit Zemann
		• Gertr. Nisler

zu werden, von wo sie gekommen sind, um dort dem sicheren Tod  
entgegenzugehen. Wenn das so weiter geht, können wir sicher sein,  
dass wir die Strafe noch bekommen. Es kann ja sein, dass Sie den  
Befehl erhalten haben, keine Juden aufzunehmen, aber der Wille  
Gottes ist es bestimmt nicht, doch wir haben Ihm mehr zu gehor-  
chen als den Menschen. Wo wir zum Sammeln aufgerufen wurden,

taten wir es sehr gerne, für unser Heimatland und haben willig die Freizeit geopfert, des-halb erlauben wir uns für die Aufnahme dieser ärmsten Heimatlosen zu bitten!

Mit Hochachtung und Vaterländischer Verbundenheit grüssen:  
Sekundarschule Klasse 2c.

Unterschriften:

Rösli Schlotterbeck  
Jacqueline Jenny  
Irma Stoessel  
Hildegard Scherrer  
Margrit Kaiser  
Heidi Bächli  
Eva Dudler  
Gritli Lüchinger  
Hedi Opprecht  
Ruth Dornbierer  
Frieda Kradolfer

Heidi Weber  
Rosmarie Gansner  
Dorli Stoll  
Elsbeth Eigenmann  
Silvia Bader Alice  
Thalmann Ruth  
Locher Hildegard  
Forster Margrit  
Leemann Greti  
Weber Trudi Sperrer

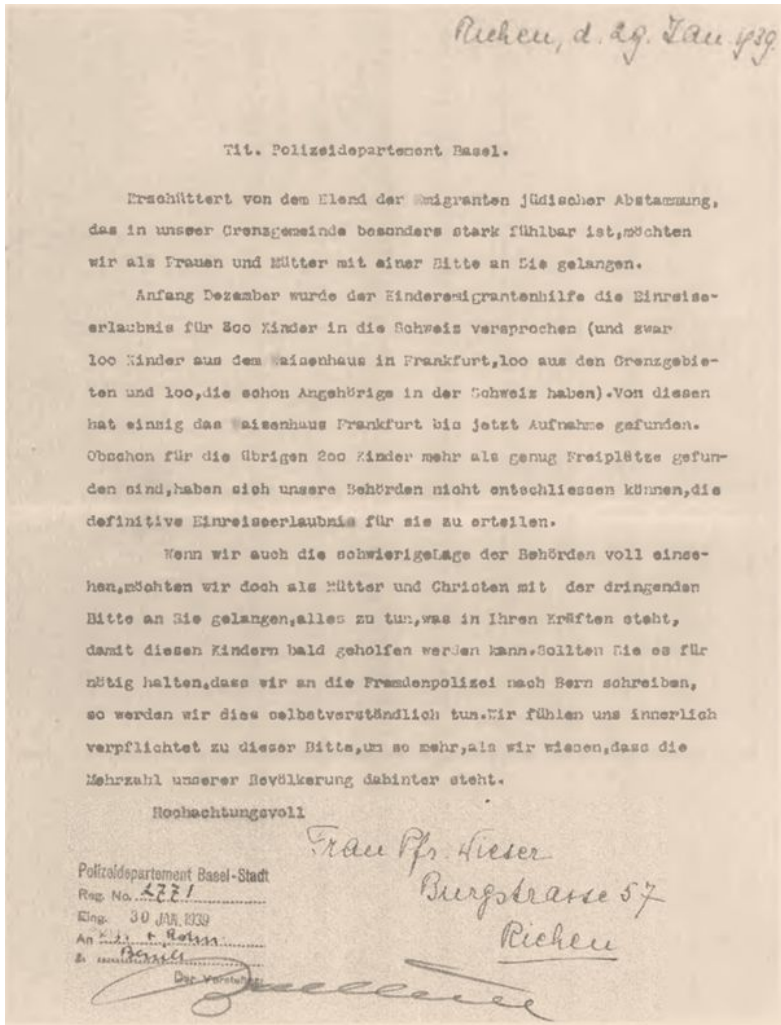
Mutter Domänen

Frider Heudwiler

Friedr Spinner

## Brief der 160 Riehener Frauen

Brief der 160 Riehener Frauen an das Polizeidepartement Basel Stadt. Verfasst im Jahre 1939 in Riehen – in Zeiten wo Zivilcourage und Mut Menschenleben retteten.



EVANG.-REF. PFARRAMT  
RIEHEN-BETTINGEN

PFARRER G. WIESER  
Tel. 29747

Riehen, den 29. Jan. 1939  
Bergstrasse 57

Dora Brefin-Oser  
A. Rominger-Löfliger  
Frau Wenk-Weber  
G. Schultze-Wenk  
A. Schweizer-Fross  
I. Schweizer-Welti  
A. Trüchslin-Basler  
M. Wenk-Brüttsch  
M. Bürki-Lanz  
L. Mory-Stettler  
A. Mory-Beggendorf  
M. Maurer-Basler  
R. Fuhrer  
F. Wenk-Löfliger  
E. Wenk-Sanzi  
M. Fischer-Schultheiss  
Frau Largiadèr-Linder  
Margaritha Linder  
Frau Meyerhofer-Thoma  
Frau Steinbach  
B. Schmidt  
Frau Ruser  
Frau Oehener  
Elise Meyer  
Frau David  
Frau GStachin  
Frau Zuberer  
Frau Schäublin-Basler  
Frau Schäublin-Honegger  
Frau Barth  
Frau Eger-Schultheiss  
Frau Müller-Heizmann  
Frau Schudel-Bleiker  
Frau Fürst-Huber  
Frau Wenk-Blatter  
Agnes Brefin  
Emmy Schlampf  
H. Langbein  
Fr. Keller  
Frau H. Sulzer  
Frau Bertachmann  
Schwester Berca Roth  
Frau Mory-Sütterlin  
Frau Rosa Fischer-Gerster  
Frau M. Stump-Lüthy  
Frau Stofer-Weigel  
Frau G. Bearth-Barckhardt  
Frau Trüchslin-Ruser  
Frau Adolf-Ziereisen  
Frau Neukomm  
Frau Gross

Frau S. Meyer  
Frau Anklin  
Frau Friess  
Frau Billing-Kaiser  
Frau Eicher  
Frau Rauber  
Irmgard Seitz  
Frau Rytz  
Frau Schäublin-Sclup  
H. Hächler  
Frau Stücklin  
Frau Schäublin-Brendle  
Frau Schlup  
Luise Buchmann  
Rosa Zweifel  
Emilie Gutzwiller  
Lu Mathys  
Frau Vogt  
Frau Waldner  
Frau Roth-Freiermuth  
F. Minger  
Frau Schurter  
Marie Schultze  
Frau Pfr. Stöckelberger  
Frau L. Bertschi  
Frau A. Meyer  
Frau I. Metzger  
Frau Billing-Eckhardt  
Frau T. Sommer  
Frau R. Fiechter  
Frau Schmidli  
E. Lotz  
E. Pfisterer-Kober  
H. Wieser-Stähelin  
Helen Brefin  
Frau Mory-Meyer  
Frau Dättwyler  
Frau Basler  
A. Stump  
I. Bolli  
Frau Ryser  
E. Grossmann-Häfliger  
K. Grossmann  
M. Praak-Hemmer  
B. Stump-Burri  
J. Karth  
E. Albrecht  
Frau Ackermann  
Frau Spitz  
Frau Roth-Belser  
Frau Nüesch

EVANG.-REF. PFARRAMT  
RIEHEB-BETTINGEN

PFARRER G. WIESER  
Tel 29747

Riehen, den  
Bergstrasse 57

Frau Strobach-Tanner  
Frau Frauchiger-Madgrin  
EHammel  
H.Kurz-Heizmann  
Frau Schmid-Alder  
Frau Schmid-Solenthaler  
Frau Seckinger-Schmid  
Frau Kunz-Von der Crone  
Frau C.Weigum  
Frau Wartenweiler  
C.Vögelin  
C.Dressler  
Fr.Strohmeier  
Frau Arber  
Frau Landus  
R.Landus  
I.Müller-Roost  
Frau Münster  
H.Stehle  
Frau Marie Maier  
Frau Frautsch  
Frau B.Karch  
Dora Bächtold-Haller  
L.Wenk  
L.Schultheiss  
Frau Helbing-Bernoulli  
Frau Jungck-Sturm  
Frau Dr. E.Gessler-Schaefer  
Frau L.Wenk-Zimmermann  
Frau Dr. Kummer-Rütimeyer  
Frau Strübin-Perrenoud  
Frau Hünenberger  
Frau Stump-Schweizer  
Frau Flückiger-Schmid  
Frau Ryter-Junck  
Frau Dr. I. Iselin-Weber

Bettingen:

Emilie Zurbuchen  
E.Kerker-Vögelin  
H.Krumm  
Wwe. Brunner-Frei  
Wwe. Köhlin-Frei  
Frau Bertschmann-Weiss  
Adèle Basler  
Frau Lenzi  
Frau Senn-Eleuel  
Frau Köhlin-Hausermann  
Frau Wagner  
Frau Senn  
Wwe. Kerker-Vögelin  
A.M. Dreher  
Irma Senn  
Schwester Elisabeth Pfaff  
Frau Salathé  
Frau Bohrer  
Frau Senn  
Frau Vögelin  
Frau Schlup  
Frau Senn  
Anna Bertschmann

Quelle Bilder: Staatsarchiv Basel-Stadt, PD-REG 3a 21704

CIOMA SCHÖNHAUS

## Der Passfälscher

*Cioma Schönhaus wurde am 28. September 1922 in Berlin geboren und verbrachte dort auch den grössten Teil seiner Kindheit. Mit 18 Jahren begann er eine Ausbildung als Grafiker an einer Kunstgewerbeschule, die er ein Jahr später abbrechen musste, um in einem Rüstungsbetrieb zu arbeiten. Als im Juni 1942 seine Eltern deportiert wurden, tauchte er unter und fälschte Pässe für ebenfalls untergetauchte Juden. Mit Hilfe eines breiten Unterstützerkreises baute er eine scheinlegale Existenz auf und flüchtete 1943 in die Schweiz, wo er seine Ausbildung als Grafiker fortsetzen konnte. 2004 und 2010 veröffentlichte Schönhaus seine Erinnerung. Wenige Jahre vor seinem Tod berichtete Cioma Schönhaus von seiner Tätigkeit als Passfälscher im Untergrund und seiner Flucht in die Schweiz.*

*Im Gespräch mit Johannes Czwalina | Februar 2010*

**Johannes Czwalina:** *«Wie kommt es, dass Ihr Buch ‚Der Passfälscher‘ eine so überraschend hohe Resonanz hat? Wie erklären Sie sich diesen Erfolg Ihrer Biografie?»*

**Cioma Schönhaus:** *«Offenbar habe ich da eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen, ich sehe die Dinge positiv und ich erlebe sie auch positiv. Ich habe alles, was ich da in Berlin getan habe, aus meiner Charakterstruktur heraus positiv erlebt, positiv gestaltet, und es war dann auch positiv im Resultat mit der kleinen Einschränkung, dass ich ein unordentlicher Mensch war und meinen selbst gefälschten Ausweis auf meiner eigenen Flucht verloren habe. Es ist mir kein einziger Fall bekannt, wo meine gefälschten Stempel aufgefliegen sind. Als ich in die Schweiz kam, flüchteten zur etwa gleichen Zeit vier*

junge Männer aus Berlin und später im Auffanglager zeigten sie mir ihre Ausweise, die hätten sie von einem gewissen Doktor Kaufmann bekommen, und siehe, ich war dann der, der diesen Dr. Kaufmann mit den Ausweisen in Berlin bedient hat. Das waren alles Juden. Ich habe die Schweiz von der positiven Seite her kennengelernt. Ich bin sofort akzeptiert worden. Ich habe einen Monat nach meiner Ankunft ein Stipendium von Professor Karl Barth vermittelt bekommen. Karl Barth war ja der Spiritus Rectus von der Bekenntniskirche und ich war der Mann in der Bekennenden Kirche in Berlin, der die Ausweise gemacht hat, und zwar nicht nur für Berlin, sondern auch für ganz Deutschland. Sogar die Pfarrer aus Südbaden sind für ihre jüdischen Flüchtlinge alle zu mir gekommen, und ich habe sie dann auf meiner Flucht in die Schweiz noch einzeln besucht.»

«Es war für mich eine wunderbare Zeit in Berlin. Es ist unanständig, das auszusprechen, aber ich habe das Leben genossen. Meine Tätigkeit hat mir enorm Spass gemacht und ich habe Menschen kennengelernt, die so wunderbar zu mir waren, leider leben die meisten nicht mehr: Helene Jakobs, Franz Kaufmann, das waren ‚Denkmäler‘. Ich wurde oft gefragt in mancher Talkshow hier im Fernsehen: ‚Können Sie denn überhaupt noch nach Berlin kommen, bei all dem, was dort passiert ist?‘ Und ich habe gesagt: ‚Ja, so eine Helene Jakobs überstrahlt alles.‘ Ich hatte unheimlich viele Schutzengel, auch solche, die mich davor bewahrt haben, mit den falschen Leuten in Kontakt zu kommen. Und ich hatte in Berlin nur angenehme Kontakte mit den Menschen, die ich da auch betreut habe, wobei es auch zu lustigen Episoden kam, wenn ich da z.B. anonym in der Villa vom Dr. Kaufmann sein musste. Denn er wollte natürlich nicht, dass man mich kennt. Jeder Besucher könnte mich unter Druck verraten. So ging eines Tages die Tür auf und eine Frau kommt herein und sagt: ‚Herr Doktor, Herr Doktor, ich kann den Ausweis nicht gebrauchen, sehen Sie sich mal den Beruf an!‘ Kaufmann antwortet: ‚Frau Kommerzienrat, wieso denn?‘



(Es war so eine vornehme Dame, weisse Haare, blaue Strähnen.)  
„Sehen Sie doch mal, da steht Hilfszimmermädchen! Das merkt man mir doch an, dass ich kein Hilfszimmermädchen bin.“ Da antwortete Dr. Kaufmann: „Ich muss meinen Experten fragen, der kann das beantworten, ob man den Beruf ändern kann.“ Ich aber musste sagen: „Nee, wenn ich hier anfangen, die Handschrift zu imitieren, dann ist der Ausweis wertlos. Entweder so oder gar nicht.“ Nach drei Wochen kam sie und sagte: „Herr Doktor, Herr Doktor, das Hilfszimmermädchen hat mir das Leben gerettet. Ja, ich war im Ramsen und wollte über die Grenze und wurde dann verhaftet, und dann kommen zwei deutsche Grenzsoldaten und nehmen mich aufs Polizeirevier. Und wie wir da durch den Wald gehen, sagt der eine zum anderen: „Du, was ist denn das für Eine?“ Und dann sagt er: „Ach, weisst du, das ist so ein ganz gewöhnliches Hilfszimmermädchen.“ Und dann sagt er: „Weisst du was: Lassen wir doch die arme Henne laufen.“» Ich musste das ganze Inventar von drei Familien verkaufen und hatte plötzlich 'ne Menge Geld, und dann habe ich mir davon ein Segelboot gekauft, für zweitausendfünfhundert Mark, und dann raus auf die Havel und über den Wannensee, das war wunderbar. Einmal bin ich da, als ich ungeduldig sofort aufs Boot wollte, stecken geblieben im Schilf. Ich wusste nicht, wie man mit einem Segelboot startet. Das Segel hat sich gebläht und ich war festgehakt im Gestrüpp, und als es dunkel wurde, musste ich zurückpaddeln und dann kam noch Fliegeralarm und es wurde geschossen und dann klatschten die Flakgeschosse ins Wasser, und es ist mir dann Gott sei Dank nichts passiert. Viele Juden kamen um, weil sie bei Bombenalarm andere fragten: „Können Sie mich nicht im Keller verstecken?“ Da habe ich mir meinen eigenen Trick ausgedacht, den mit dem Zimmervermietungsbüro. Ich kam dann jeweils in eine Wohnung, sagte: „Ich habe hier von der Zimmervermietung eine Liste, und da sind Sie auch drauf. Kann man ein Zimmer haben für drei Tage?“ Und dann sagten die:

«Ja, aber Sie müssen sich natürlich trotzdem anmelden. ‘ Und dann sagte ich: ‚Ja, das ist ganz klar, aber es ist ja schon dunkel und morgen früh gehe ich gleich hin.‘ Und dann konnte ich erstmal da schlafen. Und das genügte. So habe ich halt ungefähr zwanzig Mal wunderbar übernachten können und habe meine zehn Mark abgeliefert.

Bei meiner eigenen Flucht durch Deutschland habe ich viel Glück gehabt. Ich muss auch sagen, da habe ich sehr grosses Glück gehabt, es gab ja solche Schweizer, die haben Juden einfach zurückgeschickt. Als ich kam, wurde ich in Schaffhausen verhört, und da waren zwei Schweizer Beamte, und der eine Beamte sagte: ‚Ach was, Schönholz, Sie heissen ganz anders, das ist alles gelogen und man sollte Sie gerade wieder zurückschicken! Und dann sagte ich: ‚Ja, ich habe hier hundert Franken mitgebracht und hier telefonieren Sie mit dem Professor Karl Barth, der wird das bestätigen, dass ich Schönhaus heisse.‘ Und dann sagte der andere: «Komm lass ihn doch in Ruhe, das ist alles in Ordnung! ‘ Und dann ereignete sich noch eine lustige Geschichte: Ich sass in der Zelle von Stein am Rhein und dann kam einer von der schweizerischen Grenzwatch und sagte: «Sagen Sie mal, Sie haben im Protokoll gesagt, Sie sind um Viertel vor sechs in die Schweiz gelangt, ist es möglich, dass Sie sich vielleicht getäuscht haben, könnte es nicht Viertel nach sechs gewesen sein? Ich könnte Schwierigkeiten bekommen, wenn Ihr Grenzübergang noch in meiner Dienstzeit geschehen ist.‘ «Wenn Ihnen das dient, dann schreibe ich Ihnen hier rein Viertel nach sechs.‘ Dann sagte er: «Wissen Sie, ich hatte bis um sechs Dienst.‘ Und dann: «Dankschön viel mol, dankschön viel mol.‘

Ich bin ein Monat lang in dem Interniertenlager gewesen, und eines Tages kam vom Professor Barth gesandt eine seiner Studentinnen, die brachte freundliche Grüsse und machte mit mir ab, dass ich sie später besuchen solle. Die von der Bekennenden Kirche in Berlin haben dem Barth mitgeteilt: «Jetzt kommt der Schönhaus.‘

Ich hatte einen so wunderbaren Wehrpass für meine Flucht, den mein Freund, der Ludwig Lichtwitz, der im Bezirkskommando arbeitete, mir besorgt hat. Ich wollte zuerst seinen eigenen Wehrpass haben, und da hat er gesagt: ‚Du bist verrückt, das kostet dich den Kopf.‘ Und dann sagte er: ‚Blanko kannst du von mir einen haben, unausgefüllt, aber damit kannst du ja nichts anfangen.‘ Und dann hab ich dem Ludwig gesagt: ‚Doch, doch.‘ Worauf er sagte: ‚Dann kannst Du auch zwei haben.‘ Und dann hatte ich zwei Wehrpässe, unausgefüllt, und so konnte ich auch noch einem jungen Mann – einem Halbjuden – namens Klaus Schiff einen wunderschönen Wehrpass fälschen, aus dem sogar ersichtlich wurde, dass er vom aktiven Dienst freigestellt ist. Mit meinem Pass war das Weitere eigentlich alles furchtbar einfach. Wenn ich unterwegs ins Hotel war, wartete ich gar nicht erst, bis jemand sagte: ‚Sie müssen sich hier noch anmelden.‘ Ich sagte in vorseilendem Gehorsam: ‚Darf ich bitte Ihre Anmeldung haben, Ihr Formular.‘ Und dann brachten sie mir das Formular. Und das füllte ich aus, und das ging dann mit der Post nach Berlin. Und bis die in Berlin festgestellt haben, dass es mich gar nicht gibt, war ich schon mit meinem Fahrrad längst weiter gereist in Richtung Süden über Halle, über Bamberg, über Stuttgart, Degerloch. Da besuchte ich einen Pfarrer Forster, und der war ein Unteroffizier in Uniform, und gab ihm die Hand, stellte mich vor. Und dann sagt er: ‚Zeigen Sie mal Ihren Wehrpass.‘ Und dann habe ich ihm den Wehrpass gezeigt. Ich hatte den in einem roten Brustbeutel. Dann sagte ich: ‚Den habe ich alleine ausgefüllt.‘ ‚Was? Nein!‘ Er konnte es kaum glauben. Dann machte er zu meinen Ehren am Abend ein Fest. Schinken und Wein, Kerzenlicht. Im Garten wurde ein Tisch aufgebaut und Pfarrer Müller kam mit seiner Frau und das wurde gefestet. Und dann sagte er: ‚Wozu wollen Sie jetzt in die Schweiz, jetzt haben Sie so einen schönen Ausweis, Sie können bis Kriegsende bei mir bleiben.‘ Aber ich erwiderte ihm: ‚Sie vergessen, dass ich steckbrieflich gesucht wer-

de. ‘, Bleiben Sie wenigstens die Nacht.’ Und dann habe ich gesagt: ‚Okay, eine Nacht, aber morgen übernachtete ich in Stuttgart im Hotel, damit ich im Fall einer Verhaftung ein Alibi habe.’ Was sollte ich sonst antworten auf eine Frage: ‚Wo waren Sie in Stuttgart?’ Und da war ich halt im Hotel «Zum Anker». So kam ich ins Hotel Anker, habe meinen Rucksack auf dem Bett ausgebreitet und kaum habe ich die Jacke ausgezogen klopfte es. Jemand rief ‚Herr Brück?’ Der gefälschte Name im Wehrpass. Ich erschrak. Ich dachte mir: ‚Um Gottes Willen, woher weiss der Rufer meinen Namen? Ich hatte mich ja noch gar nicht angemeldet. Wer weiss, dass ich schon hier bin?’ Und dann mache ich auf und dann sagt jemand: ‚Mein Name ist Pfarrer Baumgartner aus Berlin. Ich bin beim Pfarrer Müller gewesen, ich habe noch einen leeren Ausweis, den müssen Sie mir fertig machen!’ Das war mein letzter Fälschungsauftrag in Deutschland. Ich habe ca. zweihundert Ausweise gefälscht. Meine Zeichenlehrerin hat mich gefragt: ‚Wo lernt man Passfälschen?’ Man muss selber Ideen haben, man kann das nicht irgend in einem Kurs lernen, nur heute gibt es für alles ein Kurs. Ich habe ein Stück Pauspapier genommen, eine Berliner Butterbrotverpackung ging auch, und habe dieses auf den Ausweis gelegt, auf den Stempel. Dann habe ich meinen Stempel auf den Stempel draufgelegt und mit der Lupe den nachgezeichnet. Mit dem Japanpinsel, mit der Nummer Eins. Das Prozedere durfte ruhig eine Stunde dauern, bis der fertig war. Ich habe eine ruhige Hand, und dann nahm ich ein Stück Zeitungspapier, und zwar die leere Stelle in der Mitte. Ich bedruckte es und machte die Zeitung mit Spucke von hinten nass und dann auf das Butterbrotpapier mit dem Stempel, und dann mit genügend Druck nimmst du das Papier weg, dann ist der Stempel negativ auf der Zeitung. Und dann kann man die Zeitung, den Stempel, verstärken, wieder von hinten mit Spucke nass machen und das aufs Foto drücken. Und dann hat man auf dem Foto einen wunderbaren Stempel, genau in der passenden Farbe, und das hat ge-

stimmt, dann wieder ganz sorgfältig verstärken, auch einen Verlauf rein machen – prima geklappt. Ich möchte Ihnen eine kleine Passage aus meinem Buch, das bald herauskommen wird, vorlesen: (Liest vor.) «Wenn ich alle Länder dieser Erde im Geist an mir vorüberziehen lasse und ich frage: ‚Wo möchtest du deine vier Söhne aufwachsen lassen?‘ Dann ist es die Schweiz. Dieses kleine Land hat seit einem halben Jahrtausend so viel politische Weisheit bewiesen. Hier existiert eine lebendige Demokratie. Seit über fünfhundert Jahren gab es hier, abgesehen von den Glaubenskämpfen, keine grossen Kriege. Durch ihre Neutralität hält sich die Schweiz aus allen Händeln der Welt heraus. Immer wieder steuert sie ihr Schifflin aufs offene Meer der tausend Möglichkeiten. Aber die Ruhe der Weltmeere ist dahin. Es gibt wieder Seeräuber. War es ein Zufall, dass Winston Churchill die Idee der europäischen Vereinigung in Zürich vorgeschlagen hat? Ist nicht Zürich so etwas wie eine Drehscheibe Europas? Und schliesslich darf auch das düsterste Kapitel der Neuzeit nicht vergessen werden. Der grösste Massenmord der Weltgeschichte. Das ist kein Ruhmesblatt unserer Zivilisation. Als auf der ganzen Erde alle Grenzen für die vom Tod bedrohten Juden geschlossen worden sind, hat die Schweiz proportional zu ihrer Bevölkerung mehr jüdische Flüchtlinge aufgenommen als die grössten Staaten der Welt. Und darum, wenn es ein irdisches Paradies gibt, ist es für mich bei allem Dafür und Dawider, die in den Alpen eingebettete Eidgenossenschaft: die Schweiz. Hätten alle Staaten prozentual zu ihrer Bevölkerung entsprechend viele Todgeweihte aufgenommen wie die Schweiz, hätte es keinen Holocaust gegeben. Nur 0,52 Prozent der Weltbevölkerung hätten genügt, um den Holocaust zu verhindern. Die Amerikaner haben Schiffe voller Menschen weitergeschickt, bis sie in Shanghai irgendwo gelandet sind, aber sie haben nicht einmal die Leute aufgenommen, die den Quoten entsprechend für die Einwanderung vorgesehen waren.

Also das waren Schweine erster Güte. Und als der oberste Rabbiner in New York den Präsidenten Roosevelt angerufen hatte, er möchte ihnen gerne berichten, was in Polen passiert, dann hatte dieser ausrichten lassen, er hat keine Zeit, er müsse ein Kricketspiel absolvieren.»

JOHANNES CZWALINA

## Gertrud Luckner: Wer wagt es, sich den daher donnernden Zügen entgegenzustellen?

**Wer wagt es, sich den daher donnernden Zügen entgegenzustellen?  
Es sind die kleinen gelben Blümchen zwischen den Gleisschwellen.**

**Gertrud Luckner – 1900-1995**

Vielen der im Dritten Reich verfolgten jüdischen Menschen ermöglichte Frau Luckner die lebensrettende Flucht ins Ausland, ehe die Geheime Staatspolizei zuschlagen konnte. Diese vermutete eine grosse Informationszentrale auf der Gegenseite, doch das Geheimnis des Erfolges von Frau Luckner bestand darin, dass sie alleine handelte. In dem Masse, wie die Juden durch die nationalsozialistische Weltanschauung für vogelfrei erklärt wurden, wuchs ihre Sympathie und ihr Einsatz für diese Menschen. In Vorahnung, was ihnen bevorsteht, drängte sie die jüdischen Mitbürger bereits 1933 zur Ausreise. «Meine Juden kamen nach Basel», schilderte sie ein halbes Jahrhundert später.<sup>1</sup> Damals konnte man noch mit jedem Zug fahren. In Basel haben ihre Freunde die Flüchtlinge aufgenommen, ihnen Geld gegeben und weitergeholfen. Als im Dezember 1938 der Grenzübertritt im kleinen Grenzverkehr für Juden endgültig verboten wurde, förderte sie die Fluchthilfe über die Grüne Grenze in die Schweiz, sowohl selbst aktiv als auch vermittelnd. Bedachtsam und vorsichtig, letztlich immer mit der Wahrscheinlichkeit des Überwachtwerdens rechnend, lebte sie ganz für

1 Gertrud Luckner, reich beschenkt, Ms vom 23.4.1985  
(Archiv DCV, 093.2 N40, K.I.).

die verbotene menschliche Hilfe gegenüber den entrechteten und verfolgten Juden. Bei diesem vom Deutschen Caritasverband und vom Freiburger Erzbischof gedeckten, aber von ihr persönlich verantworteten Einsatz bedurfte Gertrud Luckner der Dienste vieler anderer. Wer ihr zur Seite stand, sollte möglichst von dem neben ihm nichts wissen.

### **Das Ende eines selbstlosen Einsatzes**

Beginnen wir mit dem Ende oder präziser gesagt: Mit einem Ende, das wider Erwarten und Gott sei Dank noch kein endgültiges Ende war, sondern lediglich das Ende der ersten Hälfte eines von Mut und innerem Reichtum geprägten Lebens. Die Akte Gertrud Luckner wurde bis vor den Reichsführer SS, Heinrich Himmler und Martin Bormann, den Chef der Reichskanzlei getragen, da diese «für die Beurteilung der katholischen Kirche gegenüber dem Staate schwerwiegend sei.»

Bis September 1942 hatte Gertrud Luckner ihre Arbeit unbemerkt tun können. Durch die unvorsichtige Weitergabe einer Information wurde die Gestapo auf sie aufmerksam und schöpfte Verdacht. Gertrud Luckners vielfältige Kontakte von Freiburg aus, besonders nach Basel jenseits der Reichsgrenze, nahm die Gestapo zum Anlass, ihre Korrespondenz und sie selbst zeitweise rund um die Uhr zu beobachten. Vom 14. Januar 1943 an wurde eine «eingehende und ständige Beobachtung und Verfolgung» organisiert, diskret und vertraulich, um niemanden misstrauisch zu machen und Gewährsleute nicht zu gefährden. Per Fahrrad und Auto überwachten Beamte aus Düsseldorf und Freiburg, verstärkt durch Gelegenheitsbeobachter und Informanten, die Wege Gertrud Luckners in und ausserhalb der Stadt Freiburg. Auf ihren ausgedehnten Bahnreisen wurde sie zum Schluss von Gestapobeamten im Wechsel beschat-



tet. Mittels Fernschreiben wurde folgende Beschreibung ihrer Person an die Dienststellen durchgegeben: «Etwa 40 Jahre alt, klein, etwas gebückte Haltung, wulstige Lippen, leicht jüdischen Einschlag, trägt blauen Mantel mit dunkelblauem Hut, schwarzen Koffer, graue Segeltasche und schwarze Handtasche». Anfang März 1943 gab das Reichssicherheitshauptamt die Weisung, Gertrud Luckner vor Abschluss ihrer nächsten Reise zu verhaften. Um 20 Uhr des 24. März 1943 wurde Gertrud Luckner auf der Strecke zwischen Offenburg und Karlsruhe verhaftet und von den sie am Bahnhof in Karlsruhe erwartenden Gestapobeamteten in das dortige Frauengefängnis gebracht. Am 25. März 1943 wurde sie in die Polizeigefängnisse Wuppertal Unterbarmen und Düsseldorf Derendorf weitertransportiert. Das Reichssicherheitshauptamt führte die Untersuchung gegen sie als «Pazifistin, katholische Aktivistin und fanatische Gegnerin des Nationalsozialismus». Am 22. Juli 1943 wurde sie in das Berliner Polizeigefängnis am Alexanderplatz verlagert, da man von Querverbindungen ausging zu einer dort des Landesverrats angeklagten, inhaftierten Person. Dass Gertrud Luckner gute Kontakte zu Widerstandskreisen besass, hat sie nach dem Krieg bestätigt. Namentlich nennt sie Dietrich Bonhoeffer, Ernst von Harnack und den Jesuitenpater Philipp Delp. Am 26. Mai 1943 wurde ein Schutzhaftbefehl gegen sie so begründet: «Sie gefährdet nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch ihr Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem sie durch ihre projüdische Betätigung und Verbindungen mit staatsfeindlichen Kreisen befürchten lässt, sie werde sich bei Freilassung weiter zum Schaden des Reiches betätigen.»

Am 5. November 1943 wurde sie nach fast achtmonatiger Haft- und Vernehmungszeit in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück bei Fürstenberg in Mecklenburg transportiert. Untergebracht in Block 6 (ab Januar 1945 in Block 2) mit 600 Frauen, abgestempelt mit der Häftlingsnummer 25648 und dem roten Winkel der

«Politischen». Auf den morgendlichen Stehappell von 4.00 bis 7.00 Uhr und den Arbeitsappell von 7.00 bis 8.00 Uhr folgte ein neunstündiger Arbeitstag. Ende 1945 wurde das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück von der SS geräumt und teilweise gesprengt. Während die kranken Insassen zurückblieben, wurden die gehfähigen Überlebenden in Kolonnen nach Westen geführt. «Unter den letzten 500 der letzten 5'000», wie sie später niederschrieb, befand sich Gertrud Luckner.

Aus den Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944:<sup>2</sup> «Fräulein Dr. Luckner, Verwandte des Grafen Luckner: Sie sieht äusserlich einem Neger ähnlich, mit breitem Gesicht und auffallend dicken, wulstigen Lippen. Sie ist einfach und primitiv gekleidet, so dass niemand ahnen könnte, dass es sich bei ihr um eine besondere Persönlichkeit handelt [...] Zur Person Luckner: *Die Luckner* ist am 26.9.1900 in Liverpool/ England geboren. Sie besitzt die deutsche Staatsangehörigkeit. Am 17.4. 1931 zog sie von Southhampton kommend nach Freiburg/Br. und meldete sich dort als Studentin an. In Freiburg besuchte sie die Universität und machte das Examen der Nationalökonomie. Zur Zeit des Zuzuges gehörte sie der «Quäker Bewegung» an. Vor der Machtübernahme trat sie als Sekretärin in den Dienst des als Pazifist bekannten Universitätsprofessors Dr. Franz Keller. Nach der Entlassung des Prof. Keller aus dem Staatsdienst, die 1933 wegen seiner pazifistischen Einstellung erfolgte, bestritt *die Luckner*, soweit bekannt, ihren Lebensunterhalt aus den Einkünften, die sie für die Erteilung von privatem Sprachunterricht (Englisch) erhielt. Durch die Vermittlung des Prof. Keller fand sie dann eine Anstellung bei dem bekannten konfessionellen Verlag Herder in Freiburg.

2 UVK Universitätsverlag Konstanz 1999, bearbeitet und erläutert von Hans-Josef Wollasch, herausgegeben von der Forschungsstelle «Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten» der Universität Karlsruhe S. 106-249.

Voraussetzung hierfür dürfte der Übertritt zur katholischen Religionsgemeinschaft gewesen sein, da sie 1934 konvertierte. Später ging sie dann vom Herder-Verlag zur Caritas Zentrale, wo sie seitdem tätig ist. Z.Zt. arbeitet sie in dem Referat «Kriegshilfe», dem die Nachforschung für Internierte und Vermisste obliegt [...] Sowohl Dr. Keller als auch *die Luckner* standen im Jahre 1934 mit einer deutschfeindlichen Propaganda-Zentrale in Basel eines Schweizer Alfred Bietenholz-Gerhard, der als Pazifist galt, in Verbindung. Zu diesen Kreisen gehörten ferner: Dr. Georg Mattmüller-Metraux, praktischer Arzt, angesehener Sozialdemokrat und Mitglied des Bürgerrates, bekannt als Pazifist, Clara Knuchel, Lehrerin, Ernst Meyer, wohnhaft in Basel.<sup>3</sup> [...] Auf der Fahrt von Freiburg nach Berlin wurde *die Dr. Gertrud Luckner* am 4.3.1943 im Schnellzug zwischen Offenburg und Karlsruhe festgenommen und für die Nacht zum 25.3.1943 im Gerichtsgefängnis Karlsruhe untergebracht. [...] Bis Ausbruch des Krieges hat *die Luckner* häufig die Schweiz besucht. *Die Luckner* hat, soweit bis jetzt feststeht, Hirtenbriefe aus Deutschland mit in die Schweiz genommen und diese Bietenholz übergeben. Ob die Luckner ausser Hirtenbriefen noch weiteres Material mit in die Schweiz genommen hat, steht z.Zt. noch offen. Die Ermittlungen über die Mithilfe *der Luckner* bei der Verschiebung von Juden über die Grenze sind noch nicht abgeschlossen. Es steht aber schon jetzt fest, dass sich Juden durch Vermittlung kirchlicher Stellen an *die Luckner* in Freiburg gewandt haben, um Hilfe für einen illegalen Grenzübertritt zu erhalten.»<sup>4</sup>

3 Bericht über das Ergebnis der Ermittlungen bei der Staatspolizeileitstelle Karlsruhe und der Aussendienststelle Freiburg/ Br. 18.1.1943.

4 Schnellbrief der Staatspolizeistelle Düsseldorf an das Reichssicherheitshauptamt über Erkenntnisse aus den bisherigen Vernehmungen der Gertrud Luckner und mehrerer ihrer Helfer(innen), Düsseldorf, den 17. April 1943.

## Resümee eines Lebens

Gertrud Luckner war ein von Kindheit an und von ihrer Natur aus eher stiefmütterlich behandelter, früh im Leben auf sich allein gestellter Mensch. Was diese äusserlich unscheinbare Frau aus eigener Kraft und mit Unterstützung mancher stiller Helferin für Entrechtete und Verfolgte getan hat, gegen die Politik des Machtstaats und konfrontiert mit verbreiteter Gleichgültigkeit, Ängstlichkeit und Ablehnung in der Bevölkerung, ist unbeschreibbar. Indem Gertrud Luckner couragiert und mit stiller Selbstverständlichkeit Juden zur Auswanderung, Flucht und Untertauchen verhalf, hat sie bedrohtes Leben gerettet. Wie oft ihr das gelang, darüber gibt es keine Bilanz in Zahlen. Aber Hunderte von Leben jüdischer Menschen seien es gewesen, bescheinigte ihr 1958 Henri Laufer vom «American Joint Distribution Committee» aufgrund seines Zusammenarbeitens mit ihr. Monsignore John Oestreicher aus den USA schrieb zu ihrem 60. Geburtstag: «Ich weiss nicht, wie viele Juden Frau Dr. Luckner ihr Leben verdanken, ob zwei oder zwanzig oder zweihundert oder mehr. Nichts wäre verfehlter, als ihren Wetlauf mit den Mördern jener Tage zahlenmässig zu beurteilen. Ihr Ziel waren ja nicht Mengen, sondern Menschen.»<sup>5</sup>

Für ihr Bezeugen von Nächstenliebe hat Gertrud Luckner mehr als zwei Jahre hindurch Unfreiheit auf sich genommen. Ihre Gesundheit nahm dadurch bleibenden Schaden. Entschlossen, alles ihr Mögliche beizusteuern, «damit das geschändete Bild des Menschen wieder geheilt wird», entfaltete sie nach 1945 über vier Jahrzehnte hinweg ein uferloses Arbeitsleben, das auf friedliche Verständigung über politischen religiösen, nationalen Grenzziehungen hinweg ausgerichtet war. Als ihr in den hohen Achtzigern die Ressourcen für dieses Aktivsein versiegtten, und sie kaum mehr zu Interviews

<sup>5</sup> John Oestreicher, in: *Freiburger Rundbrief* 12 (1959/60) 49, S.39.

in der Lage war, stiegen alte Schatten wieder in ihr auf. Sie fürchtete körperliche Berührung in gelegentlich panischer Reaktion und litt unter der Erinnerung an die täglichen Selektionen von Menschen zu Gastod und Krematorium in den letzten Monaten des KZ Ravensbrück. Gezeichnet von dem Überlebensabschnitt 1943-45, eingeholt von den Eigenschaften und Beeinträchtigungen des Alters, ist Gertrud Luckner am 31. August 1995 gestorben. Ihre Ravensbrücker Schicksalsgefährtin Katharina Katzemaier apostrophierte Gertrud Luckner 1998 in einem Interview als «eine komische Heilige, aber eine Heilige.»

## 6. Nachkommen von Opfern und Tätern

SILVIA PAULI

## Meine Befreiung von dem Erbe meines Grossvaters

*Silvia Pauli ist die Enkelin des Schweizer SS-Unterscharführers Johannes Pauli, der von Oktober 1944 bis Mitte Februar 1945 im KZ Bisingen, einem Aussenlager des KZ Natzweiler-Struthof, als Lagerführer eingesetzt war. Nach dem Krieg wurde Pauli zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Enkelin lebt in Riehen und berichtet über ihren Umgang mit der Vergangenheit ihres Grossvaters.*

Mein Grossvater, Johannes Pauli, wurde 1900 im damaligen Schlesien geboren. 1923 heiratete er meine aus Köslin stammende Grossmutter. Sie hatten vier Söhne. Johannes Pauli war von Oktober 1944 bis Mitte Februar 1945 Lagerführer des KZ Bisingen, einem Aussenlager von Natzweiler.

Irgendwann als Teenager sah ich einen Zeitungsartikel mit einem Bericht über die Verurteilung meines Grossvaters zu zwölf Jahren Zuchthaus. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich zu diesem Artikel kam, ich weiss, dass ich ab und zu und sehr zaghaft mit meiner Mutter über dieses Thema sprach. So erfuhr ich, dass mein Grossvater nach neun Jahren Haft entlassen wurde, vorübergehend bei meinen Eltern wohnte und dann schon sehr bald nach Hamburg zog. Dort starb er am 27. Mai 1969. Nach seinem Wegzug im Jahre 1962 gab es keinen Kontakt mehr zwischen meinen Eltern und dem Grossvater.

Seither bewegte mich das Leben meines Grossvaters immer wieder. Doch mir war schnell klar, dass niemand darüber sprechen wollte. Damals ahnte ich nicht, wie sehr mein Leben unbewusst genau von diesem Schweigen geprägt war.

Und – Gott sei Dank – hatte ich mein Ballett! Das war meine Welt! Da konnte ich leben und ausdrücken, wofür es keine Worte

Auch später gab es immer wieder Momente, in denen ich dem «Mythos» Grossvater – wie ich es empfand – nachgehen wollte. Doch ich kam nie sehr weit.

Im Jahr 2008 gab mir Gott ein «inneres Bild», ohne dass mir in dem Moment bewusst war, was es damit auf sich hatte. Es war das Bild eines alten Ziehbrunnens mit Stacheldraht vermacht, darin sah es sehr gruselig aus. Gott sprach zu mir: «Geh da hindurch, da unten ist die Quelle.» Ich wusste in diesem Moment: Wenn ich da hindurch gehe, dann sind da nicht nur stinkende und vermoderte Abschnitte, sondern ich werde konfrontiert mit Dingen, die ich nicht sehen will! Und ein zweites wusste ich: Wenn Gott mich schickt, dann hilft ER mir auch!

Eines Tages im Sommer 2009 recherchierte ich wieder einmal im Internet und erfuhr so einiges. Ich war schockiert! So kam es, dass ich im September 2009 an einem Sonntagnachmittag alleine das Heimatmuseum in Bisingen aufsuchte. Da stand ich vor dem Bild meines Grossvaters und las den erklärenden Text: *«Johannes Pauli geb. 1900, Schweizer Staatsangehöriger, trat am 29.08.1939 als Freiwilliger der deutschen Wehrmacht bei. Er war seit Oktober 1944 direkter Lagerführer im KZ Bisingen im Rang eines SS-Hauptscharführers. Zusammen mit Hoffmann war er der Hauptverantwortliche für die Zustände im KZ-Bisingen. [...] Am 11.02. 1953 wurde er zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt.»*

Ich stand vor diesem Bild und Text und wusste nicht, wie ich reagieren soll. Da waren Trauer, Wut, Zorn und vor allem eines: Ohnmacht. Ich fühlte mich so ohnmächtig, elend, alleine und mir war in diesem Moment klar, das ist mein Fleisch und Blut! Ich schämte mich und wäre am liebsten im Erdboden versunken. Dazu kam, dass ich realisierte, dass dieser Besuch einem Verrat des wohl gehüteten Familiengeheimnisses gleichkam.

So stand ich da, sah vor meinem inneren Auge einen Film meines Lebens: In meiner Familie gab es ein unausgesprochenes Credo: «Schweig, tu Deine Sache und schau, dass niemand nachfragt.»



Heute ist mir bewusst, wie viel Angst, Scham und Schmerz dahintersteht, die Angst jemand könnte etwas erfahren.

In diesem «Film» aber, wurde mir bewusst, weshalb in meinem Leben manches ist, wie es ist! Der Missbrauch, mein Einzelgängertum, meine Ängste, meine unverständlichen Panikattacken und anderes.

«Schweig, tu Deine Sache und schau, dass niemand nachfragt.» Genau dadurch wurde ich unzählige Male ein Opfer. Ich lernte sehr früh zu schweigen, egal zu welchem Preis. In der Folge war es einfach, mich zu missbrauchen, bis hin zum sexuellen Missbrauch. Da ich mich ohnehin schuldig empfand, schwieg ich. Die Folge meines Schweigens: Ich war völlig wehrlos gegenüber Grenzüberschreitungen jeglicher Art mir gegenüber geworden. Ich konnte mich nicht wehren.

Es zog mir den Boden unter den Füßen weg. Ich habe angefangen, alles zu lesen, was mir über meinen Grossvater oder das KZ Bisingen in die Hände kam. Der Abgrund, der sich mir auftat, war schrecklich. Oft hörte ich die gut gemeinten Worte: «Gib Dich da nicht so rein, Du hast ja keine Schuld.» Nur sehr wenige konnten meinen inneren Drang, bis auf den Grund vorzustossen zu wollen, verstehen. Doch genau dies war mir wichtig, weil ich dafür von Gott eine Verheissung hatte!

Mit Hilfe verschiedener Menschen konnte ich damals einiges angehen. Was noch lange anhielt, war das Schweigen der Familie. Öfter hörte ich Worte wie: «Dein Grossvater war auch nur ein Teil in einem System, er hat Befehle ausgeführt und konnte gar nicht anders.» Doch, er hätte anders gekonnt! Er, wie auch viele andere, hatten – nachvollziehbarer Weise – Angst vor den Konsequenzen. Das kann ich verstehen, doch es entschuldigt kein Verhalten. Ich fühlte mich damals mit meinem Thema allein gelassen. Und so schwieg ich erneut. Die Folge davon war, das, was ich damals verarbeitet hatte und die Schritte der Vergebung, die ich ging, konnten keine Wurzeln schlagen, es wuchs Gras darüber. Ich hatte schnell

gelernt: Mein Reden überfordert und Familienangehörige könnten verletzt werden.

Durch eine «zufällige» Begegnung am 21. Dezember 2012 kam ich in Kontakt mit Johannes Czwalina. Tags darauf sassen wir beinahe drei Stunden in der Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge in Riehen. Und plötzlich war ich wieder mitten drin in dem Thema, das mich seit 48 Jahren begleitete: Ich bin Täterenkel. Durch das wohlmeinende Schweigen unserer Eltern haben wir Kinder und Enkel die Schuld unserer Väter aber erst recht auf uns nehmen müssen, und sie lastete in Form von Schuld- und Schamgefühlen auf mir. An diesem Tag gab mir Johannes Czwalina das Manuskript seines Buches «Das Schweigen redet». Es traf mich tief und ich fühlte mich absolut verstanden, in allem, was er über das Schweigen der Täter und Täternachkommen schreibt. Es half mir sehr, zu sehen, dass es manch andere Täterenkel gibt, welche gleiches oder ähnliches erleben wie ich. Ich realisierte, ich war mit meinem Empfinden doch nicht daneben!

Es gab im Laufe der Jahre einen Moment, wo ich meinem Grossvater vergeben konnte, was er an uns, seinen Nachkommen, verbrochen hat. Und über noch mehr Jahre, suchte ich nach dem, was er uns an Segen mitgab.

Im Jahr 2013 gab es zwei sehr einschneidende Ereignisse: Das Erste, ein internationaler Ordenskongress in Tyniec (Polen). Als Kongressteilnehmer besuchten wir Auschwitz-Birkenau. Schon vor dem Kongress wusste ich, Sr. Judith, eine gleichaltrige Ordensschwester aus England, hat in Birkenau einen grossen Teil ihrer Verwandtschaft verloren. Wir hatten viel miteinander gesprochen, geweint und gebetet. Im Vorfeld haben wir auch darüber gesprochen, was uns wichtig ist, während wir in Auschwitz sind. Im Bus und während der Führung trug sie, die am Morgen gepflückten Blumen. Es war nun für alle offensichtlich, was sie an persönlicher Betroffenheit trägt. Nicht offensichtlich war meine Geschichte und das war zu diesem Zeitpunkt gut so.

Alle sahen nur, dass wir stets beieinander waren. Mit der Zeit entwickelte sich in der Gruppe eine sehr eindrückliche Form der Anteilnahme. So begab es sich, dass die eine oder andere Person Sr. Judiths Blumen trug als Ausdruck des Mitfühlens oder als wir uns von der Gruppe in Birkenau am Mahnmal absetzten, stand plötzlich ein grosser Benediktiner wie schützend neben uns.

Ich erlebte die Führung mit sehr gemischten Gefühlen. Immer wieder fragte ich mich, wie muss sich mein Grossvater gefühlt haben, als er im Sommer 1944 durch dieses Gelände lief. Ich weiss nicht, wie lange er in Auschwitz war, ich weiss nur, dass er einen Gefangenentransport nach Süddeutschland brachte.

Zwischen Auschwitz und Birkenau kaufte ich eine kleine Grabkerze und fragte Sr. Judith, ob sie sich vorstellen kann, dass ich zu ihren Blumen von mir her eine Kerze hinstellen darf: Die Kerze als Zeichen der Bitte um Vergebung und als Bitte, dass Gottes Licht hier hinein kommen darf. Ihre Antwort: «Ja, natürlich.»

Dann standen wir an der Rampe in Birkenau und da geht es einem durch und durch. Hier kamen Tausende von Menschen in Waggons an und wurden zu einem grossen Teil direkt in den Tod geschickt! Ein Mediziner entschied über Leben oder Tod! Unglaublich! Dann ein Blick in die Weite und Grösse dieses Lagers. Unfassbar!

Von hier führte unser Weg zum Mahnmal. Während die Gruppe weiter ging, knieten Sr. Judith und ich am ungarischen Gedenkstein nieder. Sr. Judith stellte ihre Blumen hin, las die Namen ihrer Verwandten und betete das Kaddisch. Ich stelle meine Grabkerze dazu als Zeichen der Bitte um Vergebung. Ein enorm rauer Wind verunmöglichte es beinahe, die Kerze anzuzünden und wir rangen gemeinsam darum, dass dies gelingen möge. Gemeinsam beten wir als Opferkel und Täterkel am Ort des Grauens!

Was wir beide in diesem Moment erfahren haben, ist nicht in Worte zu fassen. Wir beide wissen: Hier geschah auf dem Boden Vergebung, Versöhnung und Heilung, die weit über diesen Moment hinausgehen. Hier hat Gott ein Zeichen gesetzt, in der sichtbaren und unsichtbaren Wirklichkeit!

Wir haben es gewagt, hinzusehen und hinzugehen – das Schweigen zu brechen. Gott mehr zu gehorchen als dem unausgesprochenen Diktat des Schweigens! Hier geschah ein Durchbruch und er geschah in aller Stille. Ich kann schwer beschreiben, was es denn war, es war und ist einfach anders! Angst musste weichen, die Decke der Last und des Schweigens wurde für uns beide von Gottes Licht durchstossen und Liebe breitete sich aus! Und wir sind überzeugt, so wie wir die Last unserer Vorfahren geerbt haben, so hat Gott in diesem Moment dieses Erbe von uns genommen und dies nicht nur an uns, sondern über unseren Familien und ich bin gewiss auch weit darüber hinaus!

Am nächsten Tag sprach ich in der Gruppe über das Erleben in Auschwitz: der gestrige Tag war für mich ein Tag der gelebten Vergebung. Ich erzählte kurz meine Geschichte und was es mir und uns bedeutete als Nachkommen von Opfern und Täter gemeinsam an dem Mahnmal zu sein.

Sr. Judith sprach dann von ihrer Familie und was mich da fast umgehauen hat, war der folgende Satz: Wenn Sr. Silvia ihr Schweigen nicht gebrochen hätte, dann hätte ich es nicht geschafft, meine Familiengeschichte anzusehen und mein Schweigen zu brechen! Ist das nicht unglaublich, Gott ist einfach wunderbar.

Das zweite wichtige Ereignis dieses Jahres war das zehnjährige Jubiläum des Vereins «Gedenkstätte KZ Bisingen» Ende November 2013. Im Jubiläumsprogramm gab es einen ersten Abend mit mir, den Zweiten mit Shalom Starnberg, dem letzten Überlebenden des KZ Bisingen.

Bereits vor dem Abend kam es zur ersten Begegnung mit Shalom Starnberg. Nach diesem Mittagessen schreibe ich in mein Tage-

buch: «Was habe ich erwartet, erhofft von dieser Begegnung? ‚Ihr Grossvater war ein gewalttätiger Mann, der geschlagen und gemordet hat‘, so die Worte von Shalom Starnberg. Und doch ist es einfacher damit umzugehen als mit einem Mythos, den man bitte nur ja nicht antasten darf. Dieses Schweigen macht krank und lebensunfähig.»

Ja, es brauchte Mut in der Öffentlichkeit hinzustehen und zu bekennen: Ich bin die Enkelin von Lagerführer Johannes Pauli. Bewegend – und für mich sehr heilsam – waren die tief betroffenen Reaktionen vieler Anwesenden. Da war niemand, der mich an den Pranger stellte; niemand, der mit Fingern auf mich zeigte; niemand, der nach Rache schrie! Genau dies waren meine tiefsten Ängste, die ich noch nicht einmal auszusprechen wagte. Nach dem Abend kam auch Shalom auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: «Sie sind nicht schuld!» Das war für mich ein wichtiges Zeichen. Der Lebensbericht von Shalom Starnberg hat mich tief getroffen. Es ist unfassbar, was Menschen gelitten und überlebt haben!

Während diesen Tagen stand ich oft vor dem Bild meines Grossvaters und in meinem Herzen waren die Worte: Was ich an Last von Dir mitbekommen habe, das weiss ich, doch welchen Segen hast Du mir zu geben? Plötzlich war es klar: Ohne meinen Grossvater würde es mich nicht geben. Und dann sprach ich: Du, Johannes Pauli, ein Täter und Du, Johannes Pauli – mein Grossvater!

Vielleicht war dies der Moment der grössten Befreiung. Ich brauchte nicht mehr nach Entschuldigungen zu suchen, brauchte kein System dafür verantwortlich zu machen, das wiederum Täter sucht. Ich übertrug ihm die Verantwortung für sein Tun! Dies führte dazu, dass ich mich nicht mehr schuldig fühlen musste für die Taten meines Grossvaters. Ein Psychiater hat einmal gesagt: «Schuld ist nicht vererbbar, Schuldgefühle sehr wohl.» Und diese Schuldgefühle kannte ich gut!

Mein Weg mit dem Erbe meines Grossvaters war hier noch nicht zu Ende, es gab noch weitere Themen, die ich ansehen musste, bis ich sagen konnte: Ich bin durchgedrungen und bin an der Quelle des Lebens angekommen, so wie Christus spricht: «Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fliessen!» Johannes 7,38

MICHAEL KOGON

## «Einfach mal normal sein»

Im Jahr 1938 lebte ich mit meinen Eltern und meinen zwei Geschwistern in Wien. Als Hitler seine österreichische Heimat seinem damit grossdeutsch werdenden Reich einverleibte, versuchte mein Vater in die Tschechoslowakei zu fliehen. Er hatte Deutsche unterstützt, die vor Hitler geflohen waren, und er hatte eine jüdische Mutter. Die Flucht misslang. Er wurde verhaftet und verschwand für sieben Jahre hinter Gittern und Stacheldraht.

Unsere Familie geriet in Bedrängnis und zerfiel. Mein Bruder und ich, neun und zehn Jahre alt, wurden in einem bayrischen Kloster untergebracht. Meine kleine Schwester durfte bei unserer Mutter bleiben. Mein Vater verbrachte dreieinhalb Jahre in Wiener Gestapo-Gefängnissen und weitere dreieinhalb Jahre im KZ Buchenwald. Dort rettete er das Leben des deutsch-französischen Widerstandskämpfers Stéphane Hessel. Der sagte später: «Ohne Eugen Kogon wäre ich einfach nicht da.» Für diese eine Tat bewundere ich meinen Vater mehr als für vieles, was er sonst noch geleistet hat. Als ich nach drei Jahren Klosterexil zu meiner Mutter zurück durfte, verdankte ich ihrem mütterlichen Löwenmut zweimal mein Leben. 1945 bewahrte sie mich davor, als Siebzehnjähriger an der zusammenbrechenden deutschen Ostfront verheizt zu werden, und kurz danach bewahrte sie mich vor der Verschleppung durch Sowjetsoldaten.

Meine jüdische Grossmutter hatte ihren unehelichen Sohn Eugen in München zur Welt gebracht. Er kam in Pflege und wurde katholisch getauft. Die Spur seiner Mutter verlor sich nach zwei Jahren in Genf. Kehrt sie ins heimatische Nikolajew am Schwarzen Meer zurück? Was wurde aus ihr, aus ihrer Mutter Fanny und ihrem Vater Gregor und allen ihren – und damit auch meinen – Verwandten?

1941 eroberten deutsche Truppen nach ihrem Einfall in die Sowjetunion auch das Gebiet der Ukraine. Pogrome, Deportationen, Massenerschliessungen waren die unmittelbare Folge. Wahrscheinlich habe ich damals, als Dreizehnjähriger im Klosterexil, die Hälfte meiner Verwandten verloren. Doch ich wusste es nicht, litt nicht – für mich hatten sie ja schon vorher nicht existiert.

Als Hitler 1945 seinen Grossen Krieg verlor, wurde mein Vater aus dem KZ Buchenwald befreit. Er holte – damals über drei Grenzen – seine Familie von Wien in die amerikanisch besetzte Zone Deutschlands und begann dort eine neue Existenz. Als Erstes schrieb er ein Buch über das System der deutschen Konzentrationslager (*Der SS-Staat*). Das machte ihn bekannt und unabhängig. Meine tapfere Mutter führte von da an ein Schattendasein an seiner Seite.

Unsere Familie war nun wieder vereint. Aber sie wuchs nicht mehr zusammen. In den sieben Jahren der erzwungenen Trennung hatten wir drei Kinder mit unserer Mutter eine neue Familie gebildet. Mein Vater hatte die sieben Jahre seiner Gestapo-Gefangenschaft seelisch heil überstanden. Meine Mutter war existenziell misstrauisch geworden. Ich hatte mich zu einem von Angst und Ohnmacht geprägten Anpasser entwickelt. Mein Körper war gesund, mein Verstand gut ausgebildet, doch meine Seele war krank. Ich brauchte ein Menschenleben, um meine Schädigungen zu überwinden. Auch meine Geschwister litten unter solchen Prägungen.

Deutschland zeigte mir ein freundliches Gesicht, als ich im August 1945 mit meinen Eltern und Geschwistern aus dem russisch besetzten Wien ohne Zuzugs- und Aufenthaltsgenehmigung, ohne neue Wohnadresse und ohne Lebensmittelmarken und Kleiderkarte einreiste. Ich hatte nicht nach Deutschland gewollt. Ich hatte Angst vor den elenden Verhältnissen dort, und zudem quälte mich ein grosses Misstrauen, das mir aber erst später voll bewusst wurde. 1933 hatten sich viele Deutsche Hitler zugewandt. Als noch



schlimmer empfand ich, dass viele von ihnen an einem einzigen Tag, am Tag ihrer militärischen Niederlage, am 8. Mai 1945, sich von getreuen Nazis zu überzeugten Demokraten zurückverwandelt hatten. Dem hatte in Österreich der Jubel der Wiener auf dem Heldenplatz im März 1938 entsprochen, als ihr neuer Führer ihnen den Eintritt seiner Heimat ins Deutsche Reich proklamierte. Ich hatte in unserem Wiener Vorort jene Schande damals nicht persönlich erlebt. Mein Vater war bereits verhaftet, und ich wusste nicht, dass der vermeintlich sichere Schutzraum meiner Kindheit dabei war, zu zerfallen. Monate später war nichts von meinem Elternhaus, von meiner Geborgenheit in einer intakten Familie übrig geblieben. Das mit Hitlers Triumphgeschrei vermischte Gefolgschaftsgetobe der Wiener auf dem Heldenplatz – ich sah und hörte es erst später in einer Wochenschau – brüllt mir noch heute in den Ohren. Irgendwann dachte ich: Welche nächste Wendung wird die Politik in Deutschland und Österreich nehmen? Wann wird der Mülleimer der deutschen Geschichte das nächste Mal über meiner Existenz ausgekippt werden?

Ich bestand in Deutschland das Abitur, studierte ein Jahr in Frankfurt und wechselte dann an die Universität Genf. Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Oktober 1948 erstmals Schweizer Boden betrat. Ich besaß einen österreichischen Pass, eine Aufenthaltsgenehmigung für die amerikanische Besatzungszone in Deutschland, die Studienzusage der Universität Genf, die von meinem Vater bewerkstelligte formelle Finanzierungszusage eines Basler Rechtsanwalts und ein Visum, das mich zur einmaligen Einreise in die Schweiz – samt Wiederausreise – berechtigte. Ich hatte keine Vorstellung davon, dass eine entsprechende behördliche Ausstattung für einen jüdischen Flüchtling im Jahr 1944 lebensrettend gewesen wäre.

Basel, Badischer Bahnhof. Ich muss den Zug verlassen und meinen Koffer auf einen langen Kontrolltisch stellen. Menschen zu meinen beiden Seiten haben genau dasselbe tun müssen. Ich öffne

meinen Koffer unaufgefordert. Der Zöllner, pflichterfüllt, wühlt darin routiniert nach Schmuggelpräferenzen, ertastet noch ohne besondere Aufmerksamkeit einen Stapel Zeitschriften, lässt seine geübten Finger weiterwandern, hält inne? schiebt die Hand entschlossen zu dem Stapel zurück, hebt ihn aus dem Koffer, stellt ihn ab, zählt zwölf Hefte. Ein Jahrgang der *Frankfurter Hefte*: die Zeitschrift, die mein Vater seit zwei Jahren herausgibt, er will den Deutschen die Augen für eine bessere Welt öffnen. Meine Absicht ist es, die Hefte im Lesesaal der Genfer Universitätsbibliothek auszulegen. Das sei zollpflichtige Ware, bedeutet mir der Uniformierte, warum ich sie nicht deklariert habe, es werde Konsequenzen haben, ein einziges Heft sei zollfrei, da für den persönlichen Gebrauch, zwölf gleiche Hefte seien kommerzielle Ware. Ich weise ihn daraufhin, dass es zwölf *verschiedene Hefte* sind – ein Jahrgang! Der Beamte sieht genauer hin und erkennt seinen Irrtum. Er verpackt die Hefte an die Stelle zurück, der er sie entnommen hat. Ein Lächeln der Entschuldigung, kaum wahrnehmbar, huscht über sein Gesicht.

Ein Schweizer Zöllner hat gelächelt! Hat mich angelächelt! Mich! Hat seinen Irrtum eingesehen! Ich werde das nie vergessen. Ich reise in ein Land ein, in dem der Bürger sein Recht einfordern kann und sein Recht bekommt. Dieses Land kennt keine Willkür. Es ist ein Land der Freiheit, der Bürgerrechte, der Gerechtigkeit, des Anstands – auch der Stabilität.

Die Grenze, über die der Zug mich kurz danach trägt, ist der pure Gegensatz zur deutsch-schweizerischen Landesgrenze. Ich muss keinen Ausweis zeigen, kein Uniformierter lässt mich meine Staatsangehörigkeit beweisen, ich muss meinen Koffer nicht öffnen, keine Angst verbergen, keine Zeit mit Warten verlieren. Nicht einmal nach meiner Muttersprache oder nach meinen Französischkenntnissen werde ich gefragt. Der Zug rattert einfach über diese Grenze hinweg. Es ist die deutsch-französische Sprachgrenze, mitten im Land.

Wären doch alle Grenzen so! Es ist eine Vision so fern, dass ich mir ihre Verwirklichung nicht einmal vorstellen kann – jenen 1985 schliesslich doch in Gang gekommenen Prozess, in dessen Verlauf die Bürger von 26 Ländern in Bezug auf ihre innereuropäische Freizügigkeit endlich den Rehen, Igel und Fröschen gleichgestellt werden.

An der Genfer Uni studieren junge Menschen aus vielen Nationen. Da fällt ein Österreicher aus Deutschland nicht auf – mehr noch: Er gehört dazu. Ein Genfer lädt mich zu sich nach Hause ein und lehrt mich geduldig das lokale Patois. Ein Winterthurer leiht mir, als er nach Lausanne zum jährlichen Militärdienst muss, sein Fahrrad und informiert mich ebenfalls: Hier sind die Studenten untereinander per Du, hier duscht man sich vor dem Schwimmen. Ich verliebe mich in eine Zürcherin. Ich bin in der Schweiz angekommen – an ihrer internationalen Seite.

Auch die Grenze zu Frankreich werde ich bald passieren, ohne einen Ausweis zeigen zu müssen. Ein Bus-Ausflug der Fakultät führt mich ohne Grenzkontrolle an den Lac d'Annecy. Auf Werner Fischers Velo mit der roten Versicherungsplakette radle ich unbeanstandet ins französische Nantua. Was hätte ein flüchtender deutscher Jude für ein Schweizer Fahrrad gegeben?

Acht Jahre später betrete ich das nächste Mal Schweizer Boden. Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder. Mein Studium der Nationalökonomie ist abgeschlossen. Ich finde eine Stelle als Fachübersetzer in einer internationalen Institution und ziehe mit meiner Familie nach Basel. Ich habe ein Leben in der Schweiz nicht angestrebt, es hat sich ergeben. Ich bin ein behördlich voll akzeptierter Zuwanderer. Ich freue mich auf die Schweiz. Sie wird uns Wohlstand und politische Sicherheit bieten.

Fünf Jahre lang lebe ich mit meiner Familie in Basel. Meine Kollegen in der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich sind Engländer, Franzosen, Italiener. Schweizern begegne ich nur in unse-

rem privaten Leben. Einige sind überbeflissen freundlich. Ich verstehe: Sie distanzieren sich von ihren ausländerskeptischen Landsleuten, damit beweisen sie mir, dass es die gibt. Unser Sohn soll eingeschult werden. Meine Frau will ihn, wie es üblich ist, am ersten Schultag begleiten. Er lehnt das strikt ab: Niemand soll merken, dass seine Mutter Hochdeutsch spricht. Solche Erlebnisse zeigen uns: Deutsche sind in der Schweiz so kurz nach der Hitlerzeit nicht gut gelitten. Als Österreicher fühle ich mich ein wenig privilegiert. Ich pflege mein Wienerisch gefärbtes Deutsch. Doch meine Frau kann und will ihre Herkunft nicht verbergen. Sie drängt sich durch die sich schliessende Tür zu einem Mann in den Lift: «Darf ich mit?» «Wenn es Sie nicht stört, dass ich Jude bin.» Mit Tränen erklärt sie, dass ihr Schwiegervater eine jüdische Mutter hat und sieben Jahre Gefangener der Gestapo war. Der Mann entschuldigt sich. Eine Schweizerin tröstet meine Frau: Die Aussprache der Schlesierin sei angenehmer als das forschende Deutsch, das man sonst oft zu hören bekomme.

1961 ziehen wir in ein eigenes Haus in Füllinsdorf im Kanton Baselland ein. Unsere Nachbarn sind drei Schweizer Paare, darunter ein naturalisierter Italiener. Sie alle sind sehr nett und hilfsbereit. Nach uns besiedeln fünf Schweizer Chemiker-Familien das Neubaugebiet, dazu der Direktor eines mittelständischen Betriebes mit seiner Frau. Wir laden uns gegenseitig ein, Freundschaften bilden sich.

Ist nun alles in Ordnung? Der letzte Test steht natürlich aus. Nur in Krisen und Konflikten lernt man Menschen wirklich kennen. Unser Verhältnis zu unseren Nachbarn ist das, was man eine Sonntagsbeziehung nennt. Ausserhalb dieser konfliktfreien Zone erleben wir eine etwas andere Welt. Ein Spaziergänger lässt seinen Hund seine Notdurft auf unserem Garagenvorplatz verrichten. Ich weise ihn höflich auf diese Unzulässigkeit hin. Er entgegnet: «Wenn es Ihnen nicht passt, brauchen Sie ja hier nicht zu wohnen.» An einem Sonntagnachmittag setze ich an der Strasse Stecklinge

ein. Ein Spaziergänger: «Das ist aber nicht schön, was Sie da machen.» Ich: «Mir fehlt halt noch die Gärtnererfahrung, aber die körperliche Betätigung tut mir nach der Woche im Büro gut.» Zwei Tage später ermahnt mich die Gemeindeverwaltung in einem höflichen Schreiben, ich möge mich an die hier geltende Sonntagsruhe halten. (Heute kennt das Gemeindereglement keine solche Bestimmung mehr.)

Jetzt, im hohen Alter, fühle ich mich in der Schweiz voll akzeptiert. Ich habe die Aufenthaltsbewilligung C, habe hier den grössten Teil meiner Familie, zwei meiner drei Kinder sind Schweizer geworden, drei meiner vier Enkelkinder wohnen in der Nähe, ich zahle hier meine Steuern, richte mich nach den Gepflogenheiten. Dass ich immer noch Ausländer bin, ist nun umgekehrt allein meine Entscheidung. Meine Heimatstadt ist und bleibt Wien, mein Heimatland ist und bleibt Österreich. Aber ich bin froh und dankbar, dass ich mit meinen Lieben in der Schweiz leben kann.

Ich hatte natürlich 1970 die Schwarzenbach-Initiative und ihr Scheitern erlebt, hatte mich mit dem Bergier-Bericht befasst, hatte die Diskussion über die Umsetzung der jüngsten Volksinitiative «gegen Masseneinwanderung» verfolgt. Mir ist auch bekannt, wie zwiespältig Schweizer und ihre Behörden sich in der Nazizeit gegenüber flüchtenden deutschen Juden verhalten haben. Viele wurden aufgenommen. Der St. Galler Polizeikommandant Paul Grüniger verhalf vielen deutschen Juden zur unerlaubten Einreise in die Schweiz. Er wurde verurteilt und verlor seine Stelle. Heute ist er rehabilitiert und gilt als Vorbild. Viele wurden aber auch zurückgewiesen. Offensichtlich gibt es in der Schweiz genau wie in Österreich und Deutschland Menschen mit verschiedenen Motiven und Gefühlen. Aber etwas ist anders. Einen Januar 1933 wie in Deutschland, einen März 1938 wie in Österreich hat es hier nie gegeben.

Wie erklären sich Schweizer die politische Stabilität ihres Landes? Die einen verweisen auf die vielen Abstimmungen im Rahmen

des Systems der direkten Demokratie, die Menschen hätten reichlich Anlass, sich mit politischen Fragen verantwortungsvoll auseinanderzusetzen. Andere nennen die Multiethnie, Schweizer hätten gelernt, miteinander auszukommen. Wieder andere sagen: Es sei das verbliebene starke bäuerliche Element, Bauern ändern ihre Ansichten nicht so leicht. Und schliesslich konkretisieren einige leicht ironisch: Schweizer seien für schnelle Meinungsänderungen zu langsam. Positiv ausgedrückt: Sie sind konsequent. Erinnerung: Meine Frau und ich laden Schulkameraden unserer mittlerweile drei Kinder zu einem Geburtstagsfest ein. Abends klingelt ein Vater zur vereinbarten Stunde, um seine Tochter abzuholen, es sei abgemacht, dass sie um zehn Uhr zu Hause sei. Das Fest ist noch in vollem Gange. Meine Frau und ich bitten um eine kleine ausnahmsweise Verlängerung. Der Vater lehnt ab: «Unsere Mütter sind konsequent.»

Sechzig Jahre lebe ich nun schon in der Schweiz. Dutzende Male bin ich durch Riehen gefahren, an den Stellen vorbei, an denen geflüchtete Juden um Aufnahme baten. Kein einziges Mal habe ich an die besondere Flüchtlingsgeschichte dieses Dorfes gedacht – bis zum 4. November 2016. Da betrat ich zum ersten Mal die *Gedenkstätte für Flüchtlinge*. Johannes Czwalina hatte mich zu einem Gespräch eingeladen. Ich spürte, dass ich nicht nur ihm willkommen war, sondern auch in diesen Räumlichkeiten mit ihren Durch- und Ausblicken, mit ihrem Platz für Erinnerung, für Nachdenken, für Vision, akzeptiert auch mit meinen Versäumnissen. Am stärksten in Erinnerung ist mir aus unserem Gespräch seine Schilderung eines dramatischen Flüchtlingsschicksals mit unglücklichem Ausgang nahe der deutschen Grenze. Nach unserem Beisammensein bleibe ich noch eine Weile, um mich zu besinnen. Ich nehme das Buch von Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker aus einem Regal: «*Fast täglich kamen Flüchtlinge*». *Riehen und Bettingen – zwei Grendörfer 1933 bis 1948*, blättere mich zu Seite 167 durch. Der

Riehener Buchdrucker und Redaktor Albert Schudel berichtet von fünf jüdischen Flüchtlingen, die an die deutsche Grenze zurücktransportiert werden sollen.

«Sehr früh morgens ging ich von der Schmiedgasse her gegen den Ochsenbrunnen, der damals noch auf der linken Seite der Ochsengasse (heute Erlensträsschen) stand, und sah eine aufgeregt diskutierende Gruppe Menschen, und gleichzeitig kam von Basel her ein Gefangenenwagen. Beim Näherkommen erkannte ich, dass vor dem Polizeiposten eine fünfköpfige jüdische Familie stand – ich erinnere mich an zwei Frauen, vielleicht Mutter und Grossmutter, und drei Kinder im Schulalter. .. Sie waren nach ihrer Aussage wochenlang nachts durch die Wälder vor den Nazi-Schergen geflüchtet, hatten sich am Tag versteckt und ab und zu bei einem Bauern eine Kleinigkeit erhalten. Sie sahen furchtbar elend und erschöpft aus... Die beiden Frauen und die Kinder heulten, die Mutter warf sich auf die Knie, sie bettelten um ihr Leben. Kühl und sachlich aber erklärten die Polizeibeamten, sie hätten Befehl aus Bern, jüdische Flüchtlinge sofort wieder an die Grenze zu stellen – Befehl sei Befehl. Energisch versuchte ich zu intervenieren: «Ihr könnt doch unmöglich diese Leute zurückschaffen, das ist doch undenkbar – ihr wisst doch, was passiert!» ... Doch alles war umsonst. Ich wurde zur Seite und die ganze Familie in den Kastenwagen mit den vergitterten Fenstern geschoben. Der Wagen führte diese Menschen zurück in den sicheren Tod.»

Es fällt nicht schwer, sich mit diesen Opfern zu identifizieren. Der Fluss, den die fünf Flüchtlinge durchwatet haben, plätschert friedlich. Der grüne Boden der rettenden Schweiz hat sie weich empfangen. Die fünf sind jetzt keine Flüchtlinge mehr. Sie haben sich aufgerichtet. In der Freiheit haben sie nichts mehr zu fürchten. Sie blicken voran. Sie kommen geradewegs aus der Unterwelt. Sie dürfen sich nicht umdrehen, nicht zurückblicken, sonst müssten sie ins Mörderreich zurück. Der Fluss hinter ihnen heisst nicht Styx, sondern Wiese. Vor ihnen das Dorf. Sie müssen keine scheuen Re-

he mehr sein. Niemand wird auf sie schießen. So schreiten sie sicher voran.

Dann diese im wahrsten Sinne mörderische Enttäuschung. An die Grenze «zurückgestellt», werden sie von Deutschen weiterbefördert von Uniform zu Uniform, von Amt zu Amt, von Zellenloch zu Zellenloch, von Güterwaggon zu Güterwaggon. Was sie während der Vorbereitung ihrer Ermordung empfinden, ist nicht mehr relevant. Sie sind keine Menschen mehr. Sie sind nicht einmal mehr Nummern, auch keine Fälle – sie sind Material. An der Rampe wird die Frau von ihrer Mutter und ihren drei Kindern getrennt. Sie wird noch eine kleine Weile vegetieren, bevor sie wegen Erschöpfung, Krätze, Cholera und erfrorener Füße mit einem Spaten erschlagen wird. Sie wird dankbar sein, erschlagen zu werden. Das erspart ihr das Verdursten. Ihre Mutter und ihre drei Kinder sind schon erbärmlich erstickt. Ihre leblos gemachten Körper mit den zerrissenen Lungen sind in einem offenen Graben zu einem zum Himmel schreienden Gestank verbrannt worden. Der schreiende Gestank hat sich mit dem schreienden Gestank Tausender anderer Ermordeter und Verbrannter vermischt zu einem immerwährenden schreienden Gestank Tag und Nacht, Nacht und Tag. Die verdurstende Mutter schnauft so viel Gestank wie möglich in sich hinein – vielleicht ist der schreiende Gestank dabei, zu dem ihre Lieben geworden sind. So nimmt sie Abschied.

Fünf vernichtete Leben. Die Zahl fünf kann grösser sein als die Zahl von sechsmal einer Million. Ich sehe den vollen Ablauf des Nichtgeschehenen vor mir. Wie die Kinder erwachsen werden, ein kräftiger Jüngling, ein blühendes Mädchen, eine schöne junge Frau, ich sehe ihre Liebsten, die Hochzeitsfeiern, die Liebesnächte, die Kinder. Tausende, Millionen, tausend Millionen, tausend Billionen Momente von Glück, die alle nicht gelebt werden durften.



Fast wäre mein Vater genauso gestorben – 1943. Seine Mutter war Jüdin. Über seinen Vater – die Rassenazis nannten ihn «Erzeuger» – war nichts bekannt. Die Gestapo konstruierte ihm daraus einen jüdischen Vater. Der so zum «Volljuden» Gemachte sollte nach Auschwitz-Birkenau transportiert werden, um dort durch einen mittels Giftgas Zyklon B bewirkten Erstickungstod liquidiert zu werden. «Sogar wo es ums Leben ging, habe ich immer versucht, wenigstens noch zwei, drei Minuten des souveränen Nachdenkens zu gewinnen, um nicht pur Objekt zu werden. Für den Fall der Vergasung war ich entschlossen, mir nicht langsam, sondern durch raschestes Einatmen die Lungen zerreißen zu lassen.» Das war die Art meines Vaters, sich noch in der Aussichtslosigkeit einen Rest Souveränität zu bewahren. Sie wurde dann nicht gebraucht. Dank einer Kombination von Glück, Mut, Schläue und Kameradschaft vieler Beteiligten konnte er überleben.

Fünf Jahre vorher, im Frühjahr 1938, sass er in einem Gestapo-Gefängnis in Wien. Mit ihm war sein Freund Dr. Alfred Missong inhaftiert. Missong hatte viele Artikel gegen Hitler geschrieben, doch alle unter Pseudonym. Die Gestapo konnte ihm deshalb nichts nachweisen, liess ihn nach drei Monaten frei und gab ihm sogar seinen Pass zurück. Mit dem reiste er unbeanstandet in die Schweiz. Da Freunde in der Schweiz für den Unterhalt der Familie aufzukommen versprachen, genehmigte die eidgenössische Fremdenpolizei die Einreise.

Mein inhaftierter Vater hielt es für nicht ganz ausgeschlossen, ebenfalls freigelassen zu werden. Offiziell war er damals noch «Halbjude». Wusste er, dass die Gestapo und die SS österreichische Juden auf unbewachten Wegen zur Schweiz führten, nachdem sie ihnen Geld und Wertsachen abgenommen hatten, und dass die deutschen Zoll- und Sicherheitsorgane ihnen falsche Ausweise oder Tagesscheine ausstellten? Oder wollte er in Unkenntnis dieser Sachlage, da er es für aussichtslos hielt, das Territorium des Gross-

deutschen Reiches mit seiner Familie offiziell zu verlassen, von Vorarlberg aus illegal in die Schweiz gelangen? Vermutlich wusste er, dass wir, falls die Schweiz uns aufgenommen hätte, dort nur vorübergehend hätten bleiben dürfen. Doch er hatte schon unsere Auswanderung nach Südamerika vorbereitet und hatte dort gute Kontakte. Pläne, Träume eines Gefangenen ...

Die Familie Missong ass in der Schweiz fast ein Jahr lang «das Brot der Verbannten und mitleidig Aufgenommenen». Das beantragte Visum für die Einreise in die USA erhielten sie nicht. So folgten sie im März 1939 der Einladung eines Freundes nach Jugoslawien. Am 6. April 1941 fiel Hitler in dieses Land ein. Das Gebiet, in dem die Missongs wohnten, wurde unter ungarische Verwaltung gestellt. Missong bemühte sich um Arbeit in der Redaktion eines katholischen Kirchenblattes in Budapest. Im September 1941 wollte er bei der deutschen Gesandtschaft in Budapest seinen Pass verlängern lassen. Er wurde verhaftet und zusammen mit seiner Familie nach Wien verbracht. Nach sechs Wochen kam er abermals frei. Im Dezember wurde er, weil er seine Familie ernähren musste, Hilfs-Anwalt in der Kanzlei eines Freundes, der Nazi geworden war. Ein typisches Schicksal der damaligen Zeit. Mit List und Kraft hatten die Missongs dem Machtbereich Hitlers zu entkommen versucht. Doch dessen Spinnennetz hatte sich als unentrinnbar erwiesen.

Einige Verfolgte fanden Wege, sich selbst zu helfen – und ihren Leidensgenossen. Samson «Cioma» Schönhaus lebte als Graphiker in Berlin. Im Juni 1942 verschwanden seine Eltern im Nirgendwo der Deportation. Er tauchte unter. Im Berliner Untergrund fälschte er Pässe, mit denen Leidensgenossen die Ausreise schafften. 1943 gelang ihm die Flucht in die Schweiz. Er durfte bleiben und schrieb seinen Erlebnisbericht *Der Passfälscher im Paradies* (Huber-Verlag 2010).

Nun zu den Tätern, Gehilfen, ins System Verstrickten, Mitmachern, Unbarmherzigen, Wegschauern.

Im Herbst 1942 schreitet die Judenverfolgung in Hitlers Reich zügig voran. Nach dem Einmarsch seiner Truppen in die Sowjetunion am 22. Juli 1941 befiehlt sein Reichsmarschall Hermann Göring die Ermordung aller Juden Europas. Die SS errichtet im eroberten Polen Vernichtungslager. Die «Evakuierung» der deutschen Juden beginnt. Am 23. Oktober 1941 wird Juden definitiv die Auswanderung aus dem deutschen Machtbereich verboten. An der Grenze zu Riehen und Bettingen entsteht ein mächtiger Stacheldrahtverhau.

Juden können nicht mehr legal in die Schweiz ausreisen. Können sie aber wenigstens einreisen? Schon im Oktober 1939 hat die Schweiz entlang den 18 Kilometern deutscher Grenze zu Riehen und Bettingen eine sechs- bis achthundert Meter breite militärische Sperrzone eingerichtet. Sie darf nur mit einem besonderen Ausweis betreten werden, den Flüchtlinge natürlich nicht haben. Am 26. September 1942 werden alle Schweizer Grenzstellen angewiesen, nur noch folgende Kategorien illegaler jüdischer Flüchtlinge ins Land zu lassen: Kranke, Schwangere, Menschen über 65 Jahre mit ihren jüngeren Ehegatten, Kinder unter 16 Jahren und ihre sie begleitenden Eltern sowie Personen mit langjährigem Aufenthalt oder mit nahen Angehörigen in der Schweiz. Alle anderen müssen zurückgewiesen werden – fast immer in den sicheren Tod.

Was empfinden Schweizer Grenzwächter und Polizeibeamte, wenn sie jüdische Flüchtlinge «pflichtgemäss» zurückweisen? Die Zurückgewiesenen, das ist ihnen klar, haben in Deutschland Nachteile zu gewärtigen. Aber wissen sie, dass sie ermordet werden? Und wenn: Beruhigen sie ihr Gewissen damit, dass sie «ihre Pflicht tun»? Sie müssen sie zurückweisen, so lautet die Instruktion aus Bern. Und sie kennen auch die Begründungen: volles Boot, Überfremdung, «Verjudung». Dem Antisemitismus soll nicht durch noch mehr Juden im Land Vorschub geleistet werden: Was für eine verlogene, fast perverse Begründung. Welchen Ermessensspielraum der Menschlichkeit haben die Wächter? Welche Repressalien

und Strafen haben sie zu erwarten, wenn sie Befehle nicht befolgen und dabei erwischt oder verpiffen werden? Droht ihnen Versetzung, Entlassung, ein Gerichtsverfahren? Wie genau wissen sie Bescheid? Der Grenzwächter ist über seine Pflicht zum Waffengebrauch instruiert. «Halt! Schweizer Grenzwache! Hände hoch!» Mit diesem Ruf muss er jeden Unbekannten anhalten. Er muss ihn warnen: Wenn du deine Hand verdächtig bewegst oder zu fliehen versuchst, werde ich schiessen. Könnte man es ihm nachweisen, wenn er wegschauen oder daneben schiessen oder die Zurückzuweisenden, statt sie auszuliefern, nahe der Grenze an den Ort einer zweiten Chance führen würde? Viele Schweizer Grenzwächter stecken in einem solchen Dilemma. Die einen befolgen Befehle – aus Überzeugung oder Pflichtgefühl. Andere folgen ihren menschlichen Regungen. Bei den deutschen Grenzern ist es nicht anders, ebenso wenig bei den französischen.

An der schweizerischen Grenze zu Frankreich sollen, von deutschen Soldaten scharf beobachtet, französische Gendarmen ebenfalls Juden von der Flucht in die Schweiz abhalten, in die sie offiziell nicht mehr ausreisen dürfen. Der polnischen Jüdin Françoise Frenkel gelingt 1939 die Ausreise aus Deutschland nach Frankreich. Nach der Niederlage Frankreichs flieht sie vor der Deportation in den «freien» Süden. Mit Hilfe von Einheimischen gelangt sie über zwei Verstecke an die Schweizer Grenze. Ihr erster Fluchtversuch misslingt.

In der Haft muss sie sich die Argumente französischer Gendarmen anhören: «Es ist doch keine Katastrophe, zum Arbeiten nach Deutschland zu gehen!» «Wie grosse Angst die alle vorm Arbeiten haben, diese Leute, die wir seit Wochen festnehmen. Glauben sie, in der Schweiz isst man, ohne zu arbeiten?» «Ich hatte vorher noch nie Juden gesehen... Die, die hier aufkreuzen, wollen die Grenze überschreiten, ohne auch nur um ein Visum anzusuchen! Darum schicken wir sie zurück, wo sie herkommen. Und sie tanzen wieder

an. Die sind dickschädelig wie Esel... Verstehen Sie, die Juden, die sind uns wurscht ... aber sie sollen bleiben, wo sie sind. Mit ihrem Tick, hier an die Grenze zu kommen, halten sie die Gendarmerie Tag und Nacht auf Trab.» Und ein Ängstlicher, nachdem er von seinen Kameraden Kritisches gehört hat: «Seid still, wisst ihr denn nicht, dass wir Gefahr laufen, auf der Stelle entlassen zu werden, oder uns noch Schlimmeres passiert, wenn die hören, dass wir ihre Entscheidungen in Frage stellen?»

Über die Insassen eines der schlimmsten französischen Internierungslager («Gurs»): «Die haben bestimmt irgendwelche Verbrechen oder Betrügereien in Deutschland begangen. Angeblich haben sie das Land vor dem Krieg 1914 völlig auf den Kopf gestellt, und nach 1918 haben sie Deutschland ruiniert, indem sie alle Reichtümer, alles Gold, alle Devisen in ihr Palästina geschleppt haben, nach Nord- und Südamerika und einiges wohl auch in die Schweiz. Also verstehen Sie! Jetzt bezahlen sie dafür. Das hat mir ein Gau-leiter erklärt. Und die Boches, die hierherkommen, die erklären das auch... Was die Juden angeht, die haben denen ihrerseits doch auch das Leben sauer gemacht. Also, verstehen Sie? Wir, wir machen hier Dienst, unsre Befehle, die kommen aus Vichy, von unserer Regierung.»

Der Benediktiner-Mönch David Steindl-Rast definiert in seinem Buch zum katholischen Glaubensbekenntnis *Credo* (Herder-Verlag 2010) Sünde als Entfremdung. Der Gegenpol zur Entfremdung sei die Zugehörigkeit. Vergebung stelle Zugehörigkeit wieder her.

Steindl-Rast erklärt uns die Liebe Gottes und sein Gericht. Er verweist auf die englische Mystikerin Juliana von Norwich (1342-1413). Sie sprach davon, «dass Gott sich um Sünder mit doppelter Liebe kümmert, wie eine Mutter um ein Kind, das gefallen ist und sich verletzt hat.» Was kann einem Sünder Besseres geschehen, als geliebt – doppelt geliebt – zu werden? Es ist die beste Möglichkeit, ihm zu helfen, sich durch Einsicht und Reue von seiner Schuld

selbst zu befreien. Doch für Opfer mag es schwer sein, das zu akzeptieren.

Auch die Interpretation Steindl-Rasts für das Gericht Gottes leuchtet mir ein. «Richten heisst nicht strafen, es heisst den rechten Stand der Dinge wiederherstellen. Gerechtigkeit ist kein Aburteilen, sondern verwandelt sich in eine Richtschnur. Es geht um die Aufrichtung einer Weltordnung nach dem Richtmass von Weisheit und Barmherzigkeit.» «Gerechtigkeit legt – wie beim Bauen die Senkschnur – das Mass unbedingt gültiger Wirklichkeit... Sie überprüft Bestehendes mit der Wasserwaage des Seins schlechthin.» Auf dem Tisch ist das Richtmass errichtet von Weisheit und Gerechtigkeit. «Jeder möge sich selbst messen an diesem Mass.» Gott wird richten, indem er uns die Augen öffnet.

Unter welchen Umständen liefe ich Gefahr, selber auf die falsche Seite zu geraten? Wie könnte ich es vermeiden? Könnte ich sogar zum Retter werden? Und wenn ja: Hätte ich neben der Einsicht die Kraft und den Mut, mich einzusetzen, bis ich mich selbst gefährde? Ich will in meinen Bücherregalen nach Antworten suchen. Da stehen viele Geschichten. Es wird eine zufällige Auswahl sein. Vielleicht werde ich trotzdem Wesentliches erfahren.

Gemäss israelischer Registrierung halfen 525 Deutsche im Machtbereich Hitlers unter eigener Lebensgefahr den Verfolgten; vermutlich sind dabei nicht alle guten Taten an Verfolgten erfasst. Gemäss derselben Zählung gab es im polnischen Machtbereich Hitlers 5632 Retter, also mehr als zehnmals so viele. Sie alle bewahrten sich ein sicheres Gefühl für das Richtmass von Weisheit und Gerechtigkeit. Die Berichte über die spontane Menschlichkeit deutscher Retter werden in der Berliner *Gedenkstätte Stille Helden* aufbewahrt. Die Namen dieser Retter sind in der *Allee der Gerechten* in der israelischen Gedenkstätte für die ermordeten Juden *Yad Vashem* verzeichnet. Die Berliner Gedenkstätte für stille Gerechte un-

ter den Völkern verwandelt sich allmählich in ein kleines deutsches *Yad Vashem*.

Über die *lauten* Helden weiss man heute weithin Bescheid, viele haben den Film *Schindlers Liste* gesehen und von Berthold Beitz gehört. Doch wer weiss schon, dass der Kleinfabrikant Otto Weidt 1936 in Berlin eine Werkstatt einrichtete, in der jüdische Blinde und Gehörlose Besen und Bürsten herstellten – auch für die deutsche Wehrmacht? Deshalb wurde die Werkstatt als «wehrwichtig» eingestuft. So konnte Otto Weidt seine Arbeiter eine Zeitlang vor der Deportation schützen. Bei Bedarf bestach er Gestapo-Beamte.

Oskar Huth arbeitete in Berlin als wissenschaftlicher Zeichner. Nachdem viele seiner jüdischen Freunde abgeholt wurden und nicht mehr zurückkamen, ging er 1941 in den Untergrund. Auf einer Handpresse druckte er Reisebuttermarken, Wehrpässe und andere Ausweispapiere. Damit ermöglichte er fast sechzig Menschen – überwiegend Juden, die sich in Berlin versteckt hielten – das Überleben.

Im August 1942 machte die französische Polizei im ganzen Departement Alpes-Maritimes acht Tage lang Jagd auf Juden. Wer den Gejagten half, riskierte hohe Strafen. Dennoch wurde Françoise Frenkel vom Ehepaar Marius, das in Nizza einen Friseursalon betrieb, in seiner Zweizimmerwohnung versteckt und rührend versorgt und umsorgt. Es wollte die Ungerechtigkeiten ausgleichen, zu denen sich ihre verblendeten oder genötigten Landsleute hergaben. Bald ging das Gerücht um, das Ehepaar verstecke eine jüdische Frau. Eines Tages erschien ein Kontrolleur in der Wohnung. Während Françoise Frenkel sich im Schlafzimmerschrank versteckte, erhielt Monsieur Brigadier im Vorderzimmer ein Gläschen Cognac. Nach dessen Genuss entschuldigte er sich: «Wissen Sie, die machen uns noch verrückt. Den ganzen Tag bekommen wir Hinweise und Denunziationen! Einen widerlichen Beruf haben wir heutzutage! Leuten hinterherlaufen, die keinerlei Verbrechen be-

gangen haben! Aber sollen wir ein Auge zudrücken? Wir würden auf der Stelle geschnappt. Und unsere Familie müssen wir ja auch ernähren. Nichts für ungut, Patron.» Mit diesen Worten verabschiedete er sich. Françoise Frenkel fand einen neuen Unterschlupf bei einer aufrechten Schlossherrin in den Bergen, bevor ihr beim dritten Anlauf die Flucht in die Schweiz gelang.

Donata und Eberhard Helmrich, wohnhaft in Berlin, folgten in den ersten Nazijahren spontan ihrem Gefühl. Als sie von den Vorbereitungen für die «Reichskristallnacht» hörten, luden sie befreundete Juden ein, bei ihnen zu wohnen, bis das Schlimmste vorüber sei. Sie reisten nach England und beschafften Betreuungsplätze für jüdische Kinder. Sie brachten jüdisches Vermögen illegal in die Schweiz. Und sie versteckten jüdische Freunde. Später bewahrte Eberhard Helmrich in Polen viele Juden vor der Ermordung. Das Ehepaar musste in Kauf nehmen, dass die Geheimnistuerei seine Kinder sehr belastete. Die beiden waren nicht sehr religiös und auch nicht besonders politisch, und sie waren auch nicht im Widerstand organisiert. Sie wollten einfach normal sein in einer Zeit, in der, wie Donata Helmrich es formulierte, «die Normalität baden gegangen war». Als Donata nach dem Krieg in *Yad Vashem* geehrt werden sollte, fragte sie: «Seit wann wird man für normales Verhalten geehrt?» Wir wollen die Schweizer Entsprechungen nicht vergessen – vertreten durch Hauptmann Paul Grüniger, die Basler «Flüchtlingsmutter» Gertrud Kurz und den Riehener Redaktor Albert Schudel.

«Normal sein» hat nicht nur die Helfer motiviert, geleitet und gestärkt. Es hätte auch die Täter vor Sünde und Verbrechen bewahren können. Es gäbe keine Diktatoren, keine Unterdrückung, keine Folter, keine Kriege, und die Menschen wären nicht auf Heldentum angewiesen, wären sie nur alle zusammen einfach normal.



## Verwendete Literatur

- Françoise Frenkel: *Nichts, um sein Haupt zu betten*. (Hanser) München, 2016, S. 115 ff., 186.
- Eugen Kogon: *Dieses merkwürdige, wichtige Leben – Begegnungen*, (Beltz/Quadriga) Köln, 1997, S. 56ff.
- Alfred Missonig: *Christentum und Politik in Österreich*, (Böhlau) Wien, 2006, S. 36ff.
- Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt*, Gedenkstätte Deutscher Widerstand.
- Cornelia Schmalz-Jacobsen: *Zwei Bäume in Jerusalem*, (Metropol) Berlin, 2013, S. 11f., 45.
- Cioma Schönhaus: *Der Passfälscher*, (Scherz) Frankfurt, 2004.
- Lukrezia Seiler/Jean-Claude Wacker: *«Fast täglich kamen Flüchtlinge» – Riechen und Bettingen, zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948*, (Christoph Merian) Basel, 2013, S. 167f. u.a.
- David Steindl-Rast: *Credo – ein Glaube, der alle verbindet*, (Herder) Freiburg, 2010, S. 176, 181, 201, 203.
- Ilse-Margret Vogel: *Über Mut im Untergrund*, (Lukas) Berlin, 2014.

ANDRZEJ SZPILMAN

## Mein Vater, der Pianist

*Andrzej Szpilman, 1956 in Warschau geboren, ist der Sohn des weltberühmten Pianisten Wladyslaw Szpilman, dessen Geschichte vom renommierten Regisseur Roman Polanski in einem eindrucksvollen Kinofilm dargestellt wurde. Im Juli 2000 verstarb sein Vater im Alter von 88 Jahren in Warschau. Andrzej Szpilman lebt seit einigen Jahren in Deutschland im südwestlichen Dreiländereck und arbeitet dort in seiner Zahnarztpraxis. Zudem ist er Komponist, Musik-Produzent sowie auch Verleger. Sein Vater Wladyslaw Szpilman wurde 1911 in Warschau geboren und studierte in Berlin Musik. Er kehrte 1933 an seinen Geburtsort zurück und erlang dort grosse Anerkennung als Pianist und Komponist. In Warschau arbeitete er beim Polnischen Rundfunk. Im Jahre 1940 wurden die Warschauer Juden ins Getto gesperrt, so auch Wladyslaw und seine Familie. Dort wurden sie zwei Jahre gefangen gehalten und anschliessend auf den «Umschlagsplatz» zum Abtransport in das Vernichtungslager Treblinka gebracht. Seine ganze Familie wurde dort 1942 ermordet, ihm jedoch gelang die Flucht. Er selbst überlebte in wechselnden Verstecken. Eines Tages entdeckte ihn der Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld, der ihn mit Lebensmittel versorgte und auf diese Weise sein Überleben gewährleistete. Unmittelbar nach Kriegsende schrieb er seine Memoiren nieder. In Warschau erschien 1946 die erste Ausgabe seines Buches, welches nun schon in annähernd vierzig Sprachen übersetzt wurde.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | März 2017*

*Dan Shambicco: «Wann haben Sie zum ersten Mal vom Schicksal Ihres Vaters erfahren?»*

**Andrzej Szpilman:** «Als ich dreizehn Jahre alt war, las ich zum ersten Mal das Buch, das mein Vater unmittelbar nach Kriegsende schrieb. Es lag unscheinbar in einer Ecke im Bücherschrank. Aber als ich das Buch las, war mir noch nicht klar, was das bedeuten würde. Die Überlebensgeschichte meines Vaters bewegte mich damals als Kind nicht sehr stark. Die Thematik rund um den Holocaust war in Polen auch lange nicht so präsent wie heute. Ich sprach mit meinem Vater auch nicht darüber. Zwischen den Opfern und ihren Kindern und, wie ich jetzt erkenne, zwischen den Tätern und ihren Nachkommen, wurde über die Geschehnisse des Krieges geschwiegen. Die Opfer wollten nicht darüber sprechen. Wir kamen erst kurz vor der Jahrhundertwende darüber ins Gespräch, als mein Vater nach der Veröffentlichung seines Buches in Deutschland damit konfrontiert wurde, wie sehr sich junge Leute für seine Lebensgeschichte interessierten. In Deutschland wurde im Vergleich zu anderen Ländern eine gründlichere, in diesem Sinne wegweisende Aufarbeitung des Holocaust geleistet.»

*«Wie präsent ist Ihnen Ihr Vater heute in Ihrem Denken, Handeln und Ihrer Gefühlswelt?»*

«Mir ist bewusst, was für ein grossartiger Musiker und sehr begabter Mensch mein Vater war. Er ist mir sehr präsent und ich denke, dass meine Aufgabe darin besteht, sein Überleben nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Menschen müssen verstehen, welches Schicksal dahintersteht. Mein Vater prägte auch meine Liebe zur Musik.»

*«Welche Werte Ihres Vaters prägen und bestimmen Sie noch heute?»*

«Mein Vater pflegte zu sagen: ‚Ein Mensch, der nie verzeihen kann, ist kein Mensch.‘ Daraus konnte ich viel Wertvolles für mein Leben gewinnen. Auch Anstand und Respekt vor jedem Menschen, Grosszügigkeit und Verständnis sind die wertvollen Werte, welche mir mein Vater ans Herz legte. Schon ein Säugling hat seine eigene unverwechselbare Persönlichkeit und diese Persönlichkeit hat seine Rechte. Wir sind aufgefordert, schon das kleinste Kind immer mit Respekt zu behandeln. So wird man selbst später auch von den Kindern mit Respekt behandelt. Ich habe meinen Vater enorm respektiert und auch ich wurde von ihm respektiert. Ich trage diese Werte und die Botschaft meines Vaters weiter.»

*«Welchen Bezug haben Sie zur Musik?»*

«Musik ist enorm wichtig und hat eine starke Bedeutung! Es gibt dabei mehrere wichtige Aspekte. Es ist nachgewiesen, dass ein junger Mensch, der ein Musikinstrument erlernt, alle seine Gehirnzentren dabei aktiviert. Die Entwicklung verläuft dabei positiv anders. Es herrscht auch eine differente Erziehungsebene bei den Familien in denen Musik gespielt wird. Zudem besänftigt Musik bekanntlich die Sinne. Für mich ist sie mein Lebensinhalt. Ich lebe von- und häufig auch für die Musik. Ich selbst habe auch einiges an Musik komponiert und produziert. Die Liebe zur Musik habe ich natürlich meinem Vater zu verdanken.»

*«Welchen Erfolg konnte das Buch sowie die Verfilmung ‚Der Pianist‘ von Roman Polanski verzeichnen?»*

«Weltweit wurde die Überlebensgeschichte meines Vaters gewürdigt. Das Buch wurde von den wichtigsten Zeitungen in USA, England und Frankreich als Buch des Jahres bezeichnet. Es wurde nun in annähernd vierzig Sprachen übersetzt und ist jetzt nach 20 Jahren stets sehr begehrt. Es fiel mir jedoch nicht leicht, das Buch zu bearbeiten. Ich spürte die Verantwortung, als es veröffentlicht wurde. Das Buch ist lebendig und heimtückisch. Auch die Verfilmung des Buches *Der Pianist* erhielt sämtliche Auszeichnungen. Er wurde mehrfach zu den Golden Globes nominiert und zudem siebenfach zu den Oskars. Er erhielt dabei drei. In Cannes wurde er mit der Goldenen Palme ausgezeichnet. Auch in Polen, Japan und England erhielt er Preise und Anerkennung. Roman Polanski hat persönlich das schreckliche Leid im Getto von Krakau erlebt und verstand deshalb sehr gut, wie wichtig es ist, alle, vielfältigen Aspekte der Geschichte zu respektieren. Bei keinem anderen Regisseur wäre dies möglich gewesen.»

«*Sind Sie glücklich in Deutschland?*»

«Ja, ich lebe nun seit dem Jahre 1983 in Deutschland und fühle mich sehr wohl. Es war schon damals, wie ich glaube das demokratischste Land der Welt und die Menschen sind sehr offen, tolerant und haben einen sehr ausgeprägten Sinn für Demokratie.»



*Wladyslaw und Halina Szpilman.  
Bildaufnahme; 1955 \*Privatbesitz Andrzej Szpilman*

### **Andrzej Szpilman berichtet**

Mein Vater hat kaum über seine Kriegserlebnisse gesprochen. Dennoch begleiteten sie mich seit meiner Kindheit: Durch sein Buch *Der Pianist*, das ich mir mit dreizehn Jahren heimlich aus einer Ecke des Bücherschranks meiner Eltern fischte, habe ich erfahren können, warum es in unserer Familie keine Grosseltern väterlicherseits gab und warum mein Vater nie über seine Familie sprach.

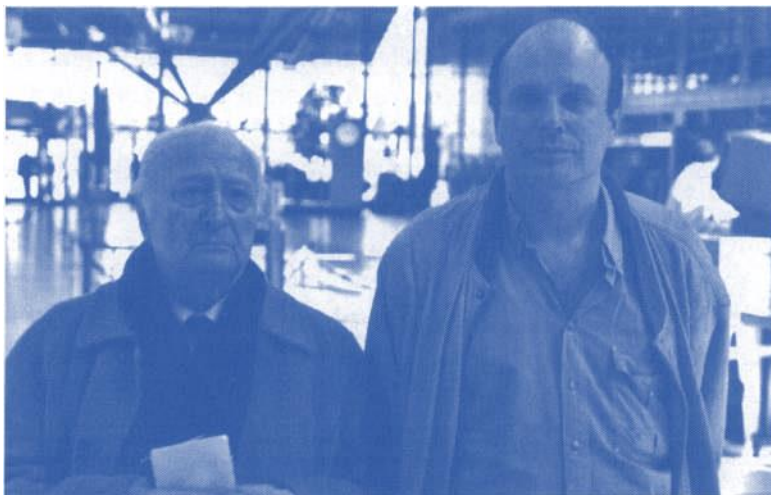
Das Buch habe ich damals gelesen und das Gelesene schnell verdrängt. Auch wenn es mir einen Teil meiner Identität erschloss, haben wir nicht darüber gesprochen.

Was das Leben und Schaffen von Wladyslaw Szpilman jenseits des Buches *Der Pianist* und der Verfilmung durch Roman Polanski angeht, will ich dazu beitragen, den wahren Musiker und Künstler Szpilman kennenzulernen und besser zu verstehen.

Es war schon immer mein grösstes Anliegen, das Schaffen meines Vaters Wladyslaw Szpilman einem breiten Publikum ausser-

halb von Polen vorstellen zu dürfen. Aus vielen Gründen schien es lange unmöglich zu sein, mit seinem Werk in den Westen durchzudringen. Auch wenn er mehr als zweitausend Mal im Westen konzertierte, wurde das kaum von der dortigen Schallplattenindustrie dokumentiert. Für das damalige polnische Regime war er dagegen lediglich als Komponist von Unterhaltungsmusik von Bedeutung. Und diese wurde verbreitet, ohne den Urheber immer benennen zu müssen. Als Komponist der ernsten Musik wurde er nicht gefördert. Dafür eigneten sich solche besser, die das kommunistische Land nach aussen gut vertreten konnten, mit rein polnischen Namen. Die konnte man als Produkt der neuen Ordnung präsentieren, mit einem entsprechenden nationalen Stolz und staatlich unterstützter Promotion.

So kam seine in den 1930er Jahren begonnene rege kompositorische Tätigkeit auf diesem Gebiet nach dem Krieg zum Stillstand. Mein Vater widmete sich dann nur noch einmal dem Komponieren ernster Musik. Als Polen im März 1968 von einer Welle des Antisemitismus erschüttert wurde, komponierte er seine *Kleine Overture*, eine Ballettmusik, rekonstruierte den Walzer im alten Stil, instrumentierte mehrere Chansons für grosses Orchester – zusammen etwa 60 Minuten Musik. Heute weiss ich, dass er auf diese Weise seine Depression bewältigen konnte, ähnlich wie er 1940 an seinem *Concertino* für Klavier und Orchester arbeitete, um nicht an die Errichtung des Warschauer Gettos denken zu müssen. Keines der Werke wurde je bei ihm vom Kulturministerium bestellt, wie es ansonsten im Falle anderer vom Staat gerne gesehener Komponisten gepflegt wurde. So wie ich mich an seine kompositorische Arbeit im Jahr 1968 erinnere, an die auf dem Tisch ausgebreiteten Partituren, weiss ich, dass er das Komponieren liebte. Er tat es aus einem inneren Bedürfnis heraus und weniger zur Begeisterung der Musikkritiker, die bei seinem Werk vergebens nach Spuren der Avantgarde suchen durften. Doch stand er damals dem viel zu na-



*Wladyslaw und Andrzej Szpilman.  
Bildaufnahme; 2000 \*Privatbesitz Andrzej Szpilman*

he, was seine amerikanischen Zeitgenossen schrieben, um sich in das sozialrealistische Kulturgut des damaligen Polen integrieren zu lassen.

Wie gesagt; mit dem Namen Szpilman wurde man nicht als Exportschlager angesehen. Polnische Unterhaltungsmusik war durch das rechtliche System der polnischen Verwertungsgesellschaft ZAIKS an die polnischen Texte zu Gunsten linientreuer Textdichter gebunden, und erst nach dem Tod meines Vaters wurde es durch eine Überführung seiner Urheberrechte in die deutsche Verwertungsgesellschaft GEMA möglich, seine Songs mit englischen Texten in den USA aufzunehmen. Namhafte amerikanische Songtexter wurden von mir gebeten, an dem Projekt mitzuwirken, und so entstand mit Unterstützung einiger herausragender Musiker in Los Angeles eine CD mit zwölf von Wendy Lands gesungenen Chansons meines Vaters. Mit allergrösster Wahrscheinlichkeit kam es dadurch übrigens zur ersten Präsentation von Songs eines in Polen schaffenden Komponisten in den USA.





*Portrait Wladyslaw Szpilman.  
Bildaufnahme; 1946 \*Dorys*

Vor allem eines aber konnte die polnische staatliche Macht nicht zerstören: Seit dem Jahr 1934 verband ihn eine enge Freundschaft mit Bronislaw Gimpel, dem grossen amerikanischen Geiger polnischer Abstammung. In diesem Jahr kam Gimpel, bereits ein berühmter Virtuose, zu einer Konzertreihe nach Polen (kurz zuvor war er vom italienischen König Vittorio Emanuele III. mit einem Orden dekoriert worden, trat vor Papst Pius XI. auf und spielte auf



*Wladyslaw Szpilman.*

*Bildaufnahme; Warschau 1997 \*Privatbesitz Andrzej Szpilman*

einer von Paganinis Geigen an dessen Grab in Genua). Unzufrieden mit dem ihm gestellten Pianisten, forderte er seinen Impresario auf, einen neuen Pianisten für ihn zu suchen. So kam es zu einem Probeispiel, was zu einer über vierzig Jahre andauernden Zusammenarbeit beider Künstler führte. Natürlich verstanden sich beide phantastisch, nicht nur als Künstler. Es verband sie eine gewisse Brüderlichkeit. Ich habe den Eindruck, dass Bronislaw Gimpel eine Brücke für meinen Vater bildete zwischen der noch intakten Vorkriegszeit und der Zeit nach dem Krieg, nach dem Verlust der Familie, wo nur die Musik noch dieselbe geblieben war.

Konzerte mit Szpilman zu planen, war für Gimpel immer mit einem Risiko verbunden. Man wusste nicht, ob mein Vater zu den Konzerten in den Westen ausreisen durfte, denn manchmal machte ihm der Staat Passschwierigkeiten. Einmal, 1947, kam mein Vater nach Rom zu einer Italientournee erst am Tag des ersten Konzertes. Sie spielten dann ohne Probe, aber das Repertoire hatten sie bereits

vor dem Krieg geprobt. Und umgekehrt: Gimpel durfte lange Zeit, zwischen 1968 und 1976, nicht nach Polen einreisen. Aus für alle unklaren Gründen wurde er in Polen zur «persona non grata» erklärt. Ähnlich ging es damals vielen Künstlern jüdischer Abstammung, sogar dem ebenfalls mit meinem Vater befreundeten Arthur Rubinstein. In dieser Zeit, wie auch zwischen 1948 und 1956, der Zeit der schlimmsten stalinistischen Diktatur in Polen, war der Kontakt meines Vaters zu Bronislaw Gimpel eingeschränkt. Trotzdem konnten sie später noch viele gemeinsame Tourneen unternehmen, nach Polen, Italien, Frankreich, Deutschland und Südamerika. Mit wenigen Ausnahmen hielt Gimpel sein Wort, das er Szpilman bei ihrem ersten Treffen gegeben hatte: «ab jetzt spiele ich nur mit Ihnen».

Als mein Vater sich mit der Gründung des Internationalen Songfestivals in Sopot 1961 als guter Organisator erwies, wurde er von Szymon Zakrzewski von der Künstleragentur PAGART mit der Bildung eines Kammerensembles beauftragt. Natürlich bat er sofort Gimpel um seine Mitwirkung, und so suchten die beiden Herren unter den, zu dieser Zeit verfügbaren besten Musikern Polens, drei weitere aus und gründeten das Warschauer Klavierquintett, mit dem sie im Januar 1963 in der Londoner Wigmore Hall mit grossem Erfolg ihre erste Welttournee eröffneten und dann bis 1967 mehrere hundert Konzerte in allen Kontinenten in dieser Formation absolvierten. Dann erhielt Gimpel einen Ruf als Professor in Connecticut, trennte sich aus Zeitgründen vom Warschauer Klavierquintett und überliess die alleinige Leitung meinem Vater. Das Warschauer Klavierquintett spielte bis zu seiner Auflösung im Jahre 1986 an die 2'000 weitere Konzerte weltweit. Das einzigartige; an diesem Ensemble war seine feste Zusammenstellung. Üblicherweise nahm und nimmt ein Streichquartett einen Pianisten zu gelegentlichen Quintett-Aufführungen hinzu. Hier resultierte die langjährige, ständige Zusammenarbeit in einem Zusammenwachsen, in

einer Verschmelzung der Temperamente. Durch den Verzicht auf die Exponierung der eigenen künstlerischen Persönlichkeiten dienten alle Musiker dem Werk und fanden damit die höchste Anerkennung des Publikums und der Kritik auf der ganzen Welt.

Mein Vater befand sich im Quintett zugegebenermaßen in seinem Element. Nach seinen traumatischen Kriegserlebnissen, die der Weltöffentlichkeit durch die Veröffentlichung seines Tagebuches *Der Pianist* und spätestens nach dessen Oscar-preisgekrönter Verfilmung durch Roman Polanski bekannt wurden, sah er sich nicht mehr in der Lage, seine pianistische Solokarriere intensiv voran zu treiben. Obwohl er durch sein Studium in den 1930er-Jahren bei Aleksander Michalowski, Josef Smidowicz, Leonid Kreutzer und Arthur Schnabel bestens darauf vorbereitet war, unternahm er nach 1950 nur wenige Tourneen, auf denen er als Solist Rachmaninows Rhapsodie über ein Thema von Paganini op. 35 und Brahms 1. Klavierkonzert d-Moll op. 15 spielte. Nach der Lockerung des «eisernen Vorhangs» 1956, durfte er wieder mit Gimpel ins Ausland reisen und verzichtete auf Soloauftritte, die ihn nervlich zu sehr belasteten. Mehrmals betonte er später, dass ihn die Präsenz weiterer Musiker auf der Bühne stärkte. Ich kann mir auch gut vorstellen, dass er die Einsamkeit eines Solisten nach dem Konzert nicht ertragen konnte. Nach Jahren der Einsamkeit in den Ruinen des durch den Krieg zerstörten Warschaus wollte er nicht alleine durch die Welt reisen.

Als eine dauerhafte Lieblingsbeschäftigung empfand er daher seine Arbeit beim Polnischen Rundfunk. Anfang April 1935 begann er dort seine Tätigkeit als Hauspianist. Er begleitete Solisten, spielte mit dem Orchester ernste und Unterhaltungsmusik, spielte Jazz, klassische Recitals und erfüllte eine damals besondere Aufgabe: er führte musikalisch live durch die Sendung. Während die geladenen Gäste vor dem Mikrophon wechselten, sorgte er für die musikalische Überleitung durch Improvisation von einem in das



*Wladyslaw Szpilman – Kennkartenfoto Warschauer Ghetto  
Bildaufnahme; Warschau 1940 \*Dorys*

andere Stück, von einer in die andere Tonart, solange bis der Wechsel vollzogen war, was manchmal Minuten dauerte. Mit dem Rundfunk-Orchester und Grzegorz Fiteiberg, dem langjährigen Weggefährten Szymanowskis und damals bedeutendsten Dirigenten Polens, reiste er 1937 zur Pariser Weltausstellung, um dort Szymanowskis Symphonie Concertante zu spielen. Sein Chopin-Recital am 23. September 1939 hat als letzte Livesendung des Polnischen Rundfunks vor der Abschaltung und Zerstörung des Senders historische Bedeutung erlangt. Die folgenden Jahre brachten ihm Zerstörung von allem, was ein Mensch und Künstler besitzen kann.

Nach zwei Jahren Gefangenschaft im Warschauer Getto, täglich bedroht und ums Überleben kämpfend, nach dramatischen Ereignissen auf dem Umschlagplatz des Warschauer Gettos, wurde seine ganze Familie 1942 nach Treblinka abtransportiert und ermordet. Nicht einmal Fotos oder Persönliches blieben zurück. Die Familie sollte samt ihren Wurzeln und ihrer Geschichte ausgerottet werden. Er selbst überlebte wie durch ein Wunder. Er war bereits vor dem Krieg durch seine Auftritte im Rundfunk wie auch durch seine Chansons aus den Kinofilm musiken sehr berühmt geworden. Das half ihm, als Pianist im Getto für die Familie zu sorgen. Auch am Umschlagplatz wurde er erkannt und von einem ihm unbekanntem jüdischen Polizisten dem Todestransport entrissen. Später durfte er mit einer jüdischen Arbeitsgruppe ausserhalb des Gettos das Haus des deutschen Kommandanten in Warschau, Kutschera, renovieren, von wo aus er fliehen konnte. Versteck fand er bei Freunden vom Polnischen Rundfunk. Etwa 30 Polen haben ihm danach Hilfe geleistet, um die 600 waren in seine Unterstützung involviert, darunter Witold Lutoslawski und die Geigerin Eugenia Uminska, die Konzerte gaben, um Geld für seine Rettung zu sammeln. All diese Menschen verband eines: die Musik.

Auch gegen Ende des Krieges rettete ihn seine Kunst. Über Monate hinweg alleine in den Ruinen des zerstörten Warschaus, schöpfte er seine Kraft aus der Musik, indem er alle ihm bekannten Stücke im Kopf repetierte. Ich stand meinem Vater sehr nah, aber nie konnte ich es mir erklären, woher dieser zarte Mensch die übermenschliche Kraft nahm, all dies Schreckliche zu überstehen. Musik scheint mir die einzig mögliche Antwort zu sein. Im November 1944, bei Temperaturen von weit unter minus zwanzig Grad, stand mein Vater kurz vor dem Hungertod, als ihn ein deutscher Offizier in seinem Versteck entdeckte. Auch er befand sich offensichtlich in einer verzweiferten Lage und sehnte sich nach etwas Musik in

der Ödnis der zerstörten Stadt. Er bat meinen Vater, für ihn Klavier zu spielen. Die Chancen, einem deutschen Humanisten in dieser Zeit und unter diesen Umständen in Warschau zu begegnen, waren gleich Null. Und doch, was die beiden verband, war die Liebe zu Musik. Hosenfeld versorgte meinen Vater mehrmals mit Proviant und half ihm, ein besseres Versteck zu finden.

Heute wissen wir, dass Wilm Hosenfeld bereits im September 1939 gegen das herrschende Unrecht angetreten war, und mehreren Menschen – meines Wissens nach mehr als zwölf – geholfen hat, zu überleben. Ohne Rücksicht auf die ihm und seiner Familie drohenden Repressalien, setzte er sich für die Rettung und Unterstützung der Unterdrückten ein – und das unabhängig von der Abstammung, Religion, politischen Ansichten oder Nationalität dieser Menschen.

Der Name des Offiziers blieb während des Krieges meinem Vater unbekannt. Erst gegen Ende 1950 gelang es meinem Vater, den Namen des Offiziers zu erfahren. Die sofort unternommenen Versuche, Hauptmann Wilm Hosenfeld zu retten, blieben jedoch erfolglos. In dieser Zeit wollte man keinen Westdeutschen aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Wilm Hosenfeld starb 1952 in Stalingrad.

Sein Einsatz wurde 2007 posthum mit einem hohen polnischen Orden – der Polonia-Restituta-Medaille – vom polnischen Präsidenten gewürdigt und in Israel wurde er 2009 als «Gerechter unter den Völkern» geehrt. Ehrungen in Deutschland bleiben bis heute aus.

Unmittelbar nach der Befreiung Warschaus im Januar 1945 nahm mein Vater seine Tätigkeit im Rundfunk wieder auf. Dort fühlte er sich sofort wieder zu Hause. Nachts schlief er unter dem Flügel, tagsüber schrieb er Arrangements für die zusammen gesammelten Musiker, organisierte die Sendungen, komponierte Chansons, spielte Konzerte als Solist und Begleiter. Schnell erlangte er seine Fingerfertigkeit wieder. Die noch vorliegenden ersten Archivaufnahmen stammen aus der Zeit seiner ersten Tournee nach Skandi-



Wladyslaw Szpilman beim Polnischen Rundfunk  
Bildaufnahme; Warschau 1948 \*Privatbesitz Andrzej Szpilman

navien vom Schwedischen Rundfunk in Stockholm aus dem Jahr 1946. Ich muss mir bisweilen die Frage stellen, wie er wohl ohne die fünfjährige Unterbrechung gespielt hätte.

1947 reiste er mit Bronislaw Gimpel nach Frankreich und Südamerika. Dort erhielt er von Verwandten einige Familienfotos zurück, die vor dem Krieg von der Familie dorthin geschickt worden waren. Die Einzigen, die es noch gab. Eine besondere Rolle spielte Gimpel auch in der Geschichte der Klaviersuite *Das Leben der Maschinen*. Ähnlich wie die Fotos der Eltern und Geschwister wurde sie wie durch ein Wunder gleichsam aus dem Jenseits zurückgeholt. Kompositionen während der Studienzeit 1932 bei Franz Schreker in Berlin, hatte mein Vater wenig später in Abschrift an den Pianisten Jakob Gimpel über dessen Bruder Bronislaw in die USA geschickt. Das Originalmanuskript wurde zusammen mit seinem Violinkonzert und allen anderen Werken aus der Vorkriegszeit bei dem Brand eines Hauses, in dem er sich 1944 versteckt



hielt, vernichtet. Nach dem Krieg konnte mein Vater nur noch den letzten Satz, die Toccata, rekonstruieren. Die vollständige Suite wurde erst im Jahre 2001 in Los Angeles wiedergefunden (von Peter Gimpel, dem Sohn von Jakob) und ist inzwischen veröffentlicht worden.

Bis 1963 war er als stellvertretender Musikdirektor des Polnischen Rundfunks tätig. In dieser Zeit und später bis 1970 komponierte er um die 500 Songs. 50 davon erfreuten sich einer enormen Popularität. Manchen wurde Amerikanismus vorgeworfen und sie wurden deshalb nie aufgenommen. Besonders gerne komponierte er für Kinder. Es entstanden 30 Kinderlieder sowie auch ca. 20 Hörspiele. Mein Vater verstarb am 6. Juli 2000. Er durfte die Veröffentlichung und Verbreitung seines Buches noch miterleben. Gleich nach Erscheinen 1999 wurde es zum Bestseller in England und den USA. Daran hatte er nie geglaubt, denn er meinte, dass sich niemand für seine und die Geschichte seiner Familie interessieren würde. Er war ein Mensch, der für die Musik lebte und der durch die Musik überleben konnte.

## 7. «Die letzten Zeugen des Holocaust»

Holocaustüberlebende und ihre  
Nachkommen aus dem Dreiländereck  
berichten über Flucht und Verfolgung

FRANCISKA PELC

## Ein Kind in Auschwitz

*Franciska Pelc, geborene Weilová, wurde 1932 in Svihov im heutigen Tschechien geboren. Nach dem Tod des Vaters 1936 verbrachte sie ihre Kindheit mit ihrer Mutter in Prag bis beide 1942 nach Theresienstadt und ein Jahr später nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden. Dort starb ihre Mutter im März 1944 an Krankheit und den grausamen Lebensbedingungen im Lager. Franciska überlebte diese Lebensbedingungen, sie überlebte den KZ-Arzt Dr. Mengele, sie überlebte die spätere Deportation in das KZ Stutthof, sowie den anschliessenden Todesmarsch und kehrte 1945 nach Prag zurück. 1962 emigrierte sie mit ihrem Ehemann in die Schweiz. Franciska Pelc durchlebte die Diskriminierung, Verfolgung und Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung im deutschen «Protektorat». Sie berichtet über ihre Zeit in Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Stutthof, sowie die von ihr erlebte Nachkriegszeit nach dem Verlust nahezu aller Familienmitglieder. Sie lebt nun seit einigen Jahren mit ihrem Ehemann in Zürich und besuchte mehrmals die Gedenkstätte in Riehen.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | April 2016*

### Meine Kindheit

Ich bin in Svihov, Tschechoslowakei, im Jahre 1932 geboren und als Einzelkind aufgewachsen. Seinerzeit war dort das jüdische Leben in voller Blüte. Nach dem 2. Weltkrieg gab es dort jedoch keine Juden mehr. Nur noch zwei jüdische Friedhöfe existieren heute in Svihov. Mein Vater war Inhaber einer kleinen Wäschefabrik in Prag. Sein Name war Karel Weil. Leider sah ich ihn deshalb nur

an den Wochenenden, wenn er nach Hause kam. Mein Grossvater, Samuel Stern, gründete vor vielen Jahren ein Kolonialwarengeschäft. Meine Mutter war die Geschäftsleiterin. Allerlei wurde dort verkauft. Ihr wurde das Geschäft jedoch unter der Bedingung übertragen, sie solle ihren zwei Jahre älteren Bruder Franz, der im Ersten Weltkrieg an der Spanischen Grippe erkrankte, pflegen und betreuen. So wohnten wir die folgenden Jahre mit ihm zusammen. Wenn ich mich an die frühe Kindheit zurückerinnere, war sie beschwerdefrei. Auch heute denke ich gerne zurück. Ich wurde von allen sehr geliebt. Im Jahre 1936 – als ich erst vier Jahre alt war – starb mein Vater bei einem Autounfall. Daraufhin versuchten mir die Angehörigen, meinen verstorbenen Vater so gut es ging zu ersetzen. Ich habe von ihnen viel Liebe erfahren. Zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters vermietete meine Mutter das Geschäft in Svihov und wir zogen gemeinsam mit Onkel Franz nach Prag um.

Die Stadt Prag liegt etwa 150 km von Svihov entfernt. Dort wohnten wir in einer schönen 4-Zimmerwohnung im Stadtteil Letná. Es war ungewohnt und eine grosse Umstellung plötzlich in einer Grossstadt zu leben, mit ihren Prachtstrassen, der berühmten Karlsbrücke und der Prager Burg. Als kleines Mädchen war ich zwar früher auch schon in Prag, nun aber sah ich alles mit anderen Augen. Die Stadt war sehr eindrücklich. So beobachtete ich gerne vom Fenster unserer Wohnung den Strassenverkehr und die Menschen. Ich liebte die Stadt und wäre am liebsten den ganzen Tag mit meiner Mutter in ihr spazieren gegangen. Meine Grossmutter lebte auch in Prag und so konnten wir sie nun öfters besuchen. Sie schenkte mir oft Schmuck und viele andere tolle Sachen. Ihre Wohnung war schön und grossräumig. In unserem Haus wohnte eine weitere jüdische Familie namens Klement. Ihr Sohn Jindra war in meinem Alter. Wir verstanden uns prächtig und es entwickelte sich eine innige Freundschaft. Wir waren wie Geschwister. Noch heute

erinnere ich mich gerne an die Theaterbesuche mit ihm. Es war eine unvergessliche Zeit.

### **Einmarsch der deutschen Truppen 1939**

An den 15. März 1939 kann ich mich noch sehr gut erinnern. Auf den Einmarsch der Wehrmacht folgte die brutale Besetzung des Landes. Ich war damals sechs Jahre alt. Das Geschehen konnte ich gut von unserer Wohnung aus mitverfolgen. Es war spannend, die zahlreichen Soldaten zu sehen. Als Kind waren mir anfangs der Ernst der Lage sowie die Schikanen der deutschen Besetzer noch nicht bewusst. Da bemerkte ich auf einmal, dass meine Mutter ununterbrochen weinte, sehr traurig aussah und schwieg. Sie wusste wohl, was die Besatzung für uns bedeuten würde. Das Schicksal der Juden in Deutschland war unter anderem durch Zeitungen und Mundpropaganda auch in Prag bekannt. Die Bewohner wussten von den Geschehnissen der letzten Jahre, besonders was den Juden angetan wurde. Es dauerte nicht lange, und auch ich spürte die Veränderungen. Aus der Tschechoslowakischen Republik wurde nun das Protektorat Böhmen und Mähren. Aus der Slowakei ein eigenständiger Staat unter deutscher Aufsicht. So wurden am 21. Juni 1939 im Protektorat die Nürnberger Rassengesetze in Kraft gesetzt.

Nun fing die Zeit der vielen Verbote für die Juden an. Täglich gab es weitere Verbote. Wir durften beispielsweise nicht mehr ein Theater, Konzert oder Kino besuchen. Auch der Zutritt zu Sportveranstaltungen wurde uns untersagt. In tschechischer und deutscher Sprache wurden nun alle jüdischen Geschäfte gekennzeichnet. In Parkanlagen durften wir uns nicht mehr aufhalten – sogar in den Wäldern durften wir nicht mehr verweilen. So war es verständlich, dass wir uns in die eigene Wohnung zurückzogen. Viel später erfuhr ich, dass meine Mutter und Onkel Bick mit allen Mitteln versuch-



*Portraitaufnahme für einen neuen provisorischen Personalausweis in Lodz / Polen.  
Bildaufnahme; Lodz Anfang Mai 1945 \*Privatbesitz Franciska Weilová.*

ten, zumindest mich ins Ausland zu bekommen. Leider waren die Bemühungen vergebens. Ich weiss nichts über die finanziellen Mittel und über die Beziehungen meiner Mutter, die sie damals zur Verfügung gehabt hatte. Ob es nicht genügte? Es war unser Schicksal.

Jüdische Familien, die komfortable und schöne Wohnungen besaßen, wurden zum Wohnungswechsel gezwungen. Diese wurden dann von den Deutschen in Besitz genommen, und die Juden mussten sich mit anderen, kleineren Wohnungen abfinden. Die jüdischen Häuser, Fabriken und Geschäfte wurden arisiert und somit beschlagnahmt. Den Besitzern wurde jegliche Verfügung über ihr einstiges Vermögen entzogen. Die Schliessung der Synagoge stürzte die jüdische Gemeinde in tiefe Trauer. Selbst Zeitungen durften wir nicht mehr kaufen. Auch jede Art von Wertgegenständen, Ra-

dieempfänger und Musikinstrumenten, Gold und Silber mussten wir abgeben. Zudem durften wir abends nach 20 Uhr die Wohnung nicht mehr verlassen. Trotz dieses Verbots, verliess meine Mutter oft abends die Wohnung und besuchte Verwandte und Freunde. Dies bedeutete für uns zu Hause eine schreckliche Anspannung, da wir uns um ihr Leben sorgten. Manchmal transportierte meine Mutter auch Koffer oder Pakete aus dem Haus. Sie tauschte die darin verstauten Gegenstände jeweils gegen Nahrungsmittel aus. Für die jüdische Bevölkerung war die Lebensmittelration vollkommen unzureichend. So musste man sich von zahlreichen Wertgegenständen trennen und diese gegen Nahrungsmittel eintauschen. Dies war die einzige Möglichkeit, um zu überleben.

### **Meine Schulzeit und der Judenstern**

In meiner Schulklasse waren nur zwei jüdische Kinder. Jindra Klement und ich. Mit der Mehrheit der anderen Schüler waren wir befreundet, aber manche machten uns die Schulbesuche schwer. So wechselten wir in eine jüdische Schule und fühlten uns dort viel wohler. Wir verstanden uns auch gut mit unseren Lehrpersonen und Gleichgesinnten. Wir waren sehr dankbar für diesen Wechsel. Jedoch wurde auch diese Schule geschlossen, und wir Kinder erhielten in kleinen Gruppen Unterricht in Privatwohnungen. Dies war aber ein sehr gefährliches Unterfangen. Die Deutschen wollten uns jede Art von Bildung verbieten.

Der «Hagibor»-Spielplatz im Stadtteil Strasnice war für uns jüdische Kinder der einzige Spielplatz in Prag. Fredy Hirsch, geboren am 11. Februar 1916 in Aachen, war ein Flüchtling aus Deutschland und wird mir immer in guter Erinnerung bleiben. Wir haben viele Stunden mit ihm auf dem Spielplatz verbracht, und er dachte sich immer neue Spiele aus. Seine Liebe und Engagement für uns



*Franciska mit ihren Eltern. Links der Vater – rechts die Mutter.  
Bildaufnahme; 1933-1944 \*Privatbesitz Franciska Weilová.*

Kinder sehr wertvoll. Während den erlebnisreichen Stunden mit Fredy auf dem Spielplatz konnten wir zumindest vorübergehend die bedrückende und schwere Zeit vergessen.

Die Kennzeichnung der Juden mit dem gelben Stern wurde im September 1941 von der Behörde angeordnet. Dieser Stern trug die Aufschrift «Jude». Nur noch mit diesem Stern durften wir und die gesamte jüdische Bevölkerung die Strassen betreten. So wurden wir schlussendlich ganz isoliert und jeglicher Umgang mit nichtjüdischen Freunden zunichtegemacht. Ich war sehr traurig als mir meine Mutter den gelben Stern am Mantel befestigte. Jindra war jedoch stolz darauf, ein Jude zu sein und ermutigte mich dazu, trotzdem gemeinsam mit ihm auf die Strassen zu gehen. Anfangs wollte ich dies nicht tun, doch dann entschloss ich mich, dies dennoch zu wagen. Damit der Stern noch deutlicher zu sehen war, steckten wir uns ein kleines Kissen unter den Mantel. So war er auf der linken Brustseite noch deutlicher erkennbar. Zu Beginn fühlte



ich mich unsicher. Mit der Zeit jedoch schämte auch ich mich nicht mehr des Sternes.

### **Beginn der Transporte**

Ich vernahm damals zum ersten Mal das Wort «Transporte». Es war aber allen noch unbekannt, um welche Transporte es sich dabei handelte. Mit den darauffolgenden Jahren wurde es jedoch klarer. Man musste sein Zuhause verlassen und sich in einen unbekanntem neuen Ort begeben. Täglich musste damit gerechnet werden. Diese Ungewissheit war sehr schlimm für uns. Die Befehle zum Transport wurden durch Beamte der jüdischen Gemeinde in die Wege geleitet. Jeweils mehrere hundert Personen wurden durch diese Befehle innerhalb weniger Tage zusammengepfercht und abtransportiert. Die Juden mussten dabei die Auswahl der Opfer selber bestimmen.

So musste als Erste unserer Familie meine Grossmutter Marie Weilová, geboren im Jahre 1877, Prag verlassen. An diesem 31. Oktober 1941 sah ich sie zum letzten Mal. Nach dem Krieg erfuhr ich durch Recherchen, dass sie nach Lodz in Polen transportiert wurde und sie dort kurz darauf ermordet wurde. So stellte ich auch fest, dass immer mehr von meinen ehemaligen Schulkameraden samt ihrer Familie abtransportiert wurden. Auch mein Freund Jindra Klement und seine Familie wurden am 12. Februar 1942 nach Theresienstadt abtransportiert. Wir waren damals beide neun Jahre alt und der Abschied traf uns sehr schwer. Wir versprachen einander, dass wir uns nach dem Krieg wieder in Prag treffen würden, und uns bis dahin Briefe schreiben. Er war mein letzter Freund und dies die letzten Augenblicke mit ihm. Jindra und seine Eltern waren nur für kurze Zeit in Theresienstadt. Sie wurden dann nach Polen transportiert und dort ermordet. Dies erfuhr ich erst nach dem Krieg durch die Gedenktafeln und Gedenkbücher in Theresienstadt.



*Portraitaufnahme von Franciska. Bildaufnahme; Prag 1940 \*Privatbesitz Franciska Weilová.*

Auch Fredy Hirsch vom Spielplatz «Hagibor» musste nun Prag verlassen. Da er nicht mehr auf dem Spielplatz mit uns spielen konnte, gingen wir auch seltener dorthin. Schlussendlich gar nicht mehr, denn um uns Kinder kümmerte sich niemand mehr. Die Sorgen der Erwachsenen waren zu gross und es war nicht an der Zeit, um im Park zu spielen. Nun erfuhren wir, dass auch ein Teil meiner Verwandtschaft nach Theresienstadt transportiert wurde. Darunter mein Cousin Paul. Er war damals erst sechs Jahre alt. Aus Svihov

wurden auch Bekannte und Verwandte in die Ghettos in Polen oder nach Theresienstadt abtransportiert. So bangten auch wir um unser Leben. Jeden Tag mussten wir damit rechnen, dass nun auch wir an die Reihe kommen würden. Unser Gepäck und die Schlafsäcke, welche meine Mutter anfertigen liess, standen bereit.

### **Unsere Transportaufforderung**

Ende April 1942 kam die Nachricht mit der Transportnummer, die uns betraf. Innert weniger Stunden hätten wir unsere Wohnung verlassen müssen. Es war ein schrecklicher Tag. Im letzten Moment entschlossen sich jedoch Onkel und Tante Bick unsere Transportnummer zu übernehmen. Wieder ein schwerer Abschied und das letzte Beisammensein. Sie sorgten sich um mich, als wäre ich ihre eigene Tochter. Auch der bei uns wohnende Onkel Franz wurde nach Theresienstadt abtransportiert. Bis zum Sammelplatz begleiteten wir ihn. Trauer überfiel uns beim Abschied. Meine Mutter und ich waren nun die letzten Hinterbliebenen unserer Familie.

Als ich einige Monate später gerade zehn Jahre alt wurde, wurden wir erneut zum Transport aufgefordert. Ich wollte unbedingt meine Puppe und ihren kleinen Handkoffer mit den Kleidern für die Puppe mitnehmen. Unwissend darüber, dass dadurch laut Gewichtsgrenze andere wichtigere Dinge nicht mehr mitgenommen werden konnten. Aus Liebe erlaubte mir meine Mutter dies trotzdem mitzunehmen. Nach dem Attentat auf den «Reichsprotector» in Prag, im Mai 1942, wurden neben den zahlreichen Vergeltungsmassnahmen wie Massenerschiessungen und vermehrte Transporte in Konzentrationslager, die Gewichtsgrenze für das mitzunehmende Gepäck halbiert: Erwachsene nunmehr 50 kg und wir Kinder die Hälfte.

So weckte mich meine Mutter früh morgens auf, und wir nahmen gemeinsam das letzte Frühstück ein. Danach verliessen wir unsere

Wohnung. In den Händen trug ich meine Puppe und den kleinen Koffer mit den Puppenkleidern. Zudem noch zwei oder drei Kinderbücher. Wir luden unser Gepäck auf einen kleinen Handwagen. Es war noch dunkel und praktisch menschenleer, als wir uns auf den Weg machten. Auf dem Gelände der Prager Messeausstellung, in der Nähe unserer Wohnung, war der Sammelplatz. Vor dem Messeingang bildeten sich lange Menschenschlangen und die SS-Soldaten versuchten, dort Ordnung ins Gedränge zu bringen. Dort bekamen wir eine Kenn-Nummer, die auf ein Stück Karton geschrieben war, um den Hals gehängt. Meine Nummer war die 816, darunter stand die Transportziffer AAv. Danach wurden wir einem kleinen Platz zugewiesen. Auf dem Boden lagen Strohsäcke. Wir waren froh, uns ein bisschen ausruhen zu können. Doch von Ruhe war nicht die Rede. Das Wehklagen der Menschen und das Weinen der Kleinkinder waren nun omnipräsent.

Für das Mittagessen bekamen wir Essensmarken und ich freute mich über die Tomatensuppe. Dies war seit jeher mein Lieblingsgericht gewesen. Manchmal reichte das Essen aber auch nicht für alle. So stellte ich mich auf den Hof – Sitzgelegenheiten gab es nicht. Jedenfalls war ich von der Suppe bitter enttäuscht. Sie schmeckte mir nicht und war nicht mit der Zubereitung meiner Mutter zu vergleichen.

Der Ort missfiel mir immer mehr. Ich sah keine bekannten Freunde und der ständige Lärm und Tumult war um uns herum. Angespannt und ängstlich erwarteten wir die erste Nacht auf dem Umschlagplatz. Dabei erschienen auch schon die SS-Leute auf ihrem Rundgang. Sie zählten die Menschen. Alle mussten aufstehen, auch wenn sie krank oder gebrechlich waren. So sah ich zum ersten Mal «echte» Latrinen. Dies verursachte mir Übelkeit. Dennoch schlief ich auf dem Strohsack neben meiner Mutter und meiner Puppe ein.

Um schätzungsweise sechs Uhr früh mussten wir am Folgetag wieder aufstehen. Im Waschraum standen die Menschen wieder

Schlange. Zum Frühstück gab es Ersatzkaffee, aber glücklicherweise hatten wir von zu Hause noch ein bisschen Backwaren mitgenommen. Die ersten drei Tage unserer Haft vergingen. Mit meinen zehn Jahren war es unvorstellbar schlimm, dort zu sein. Am vierten Tag mussten wir uns nach mehrfachen Zählungen samt Gepäck in Richtung Bahnhof Prag-Bubeneč begeben. Jeder hatte seine Nummer um den Hals gehängt. Die Polizisten und SS-Leute sperrten das gesamte Bahnhofsgelände ab. Niemand durfte ihnen entkommen. In jedem der bereits organisierten und einsatzbereiten Eisenbahnwaggons mussten fünfzig Personen Platz finden. In die Züge wurden wir wie Tiere gepfercht. Ständig hörte man dabei Kommandos wie «schnell ihr Judenschweine» oder «los». Geschrei und weinende Kinder waren überall zu hören. Familien wurden auseinandergerissen und in verschiedene Waggons untergebracht. Die SS-Leute schlugen und ohrfeigten zudem die Menschen.

### Ghetto Theresienstadt

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Jeder Waggon war mit etwa fünfzig Männer, Frauen und Kinder sowie deren Gepäck besetzt. Die Insassen warfen noch einen letzten Blick auf Prag. Der Abschied war sehr traurig, und viele fingen an zu weinen. Glücklicherweise fuhren wir morgens los, als es noch nicht so heiss war. Das Weinen der kleinen Kinder wurde immer lauter und Übelkeit machte sich breit, vor allem bei den kranken und älteren Menschen.

Da Theresienstadt nicht weit von Prag entfernt war, kamen wir im Laufe des Mittags dort an. Theresienstadt galt als «Vorzeigeghetto». Dies jedoch nur für die Propaganda-Zwecke der Nationalsozialisten. Es war in Wirklichkeit ein Durchgangslager für die Transporte in die Ostgebiete, nach Auschwitz und in andere Vernichtungslager. Unser Zug hielt unmittelbar vor Theresienstadt in



*Erste von rechts. Franciska im Mädcheninternat in einem Kloster in Prag.  
Bildaufnahme; Prag 1948 \*Privatbesitz Franciska Weilová.*

Bohusovice an. Nun waren wir am Ziel angekommen. Sobald die Waggons geöffnet wurden, ertönten schon Befehle wie: «Alles raus!» oder «Schnell, schnell!». Danach mussten wir uns in einer Fünferreihe aufstellen. Mit dem Lastwagen wurden die älteren Leute und Gepäckstücke abgeholt. Wir wurden von zahlreichen SS-Leuten, deutschen Polizisten und vom jüdischen Hilfsdienst umstellt.

Nach einer Weile traten wir in das Ghetto Theresienstadt ein. In der einen Hand trug ich meine Puppe und in der anderen meinen kleinen Koffer. Ich blieb dabei stets in der Nähe meiner Mutter. Im Hof einer grossen Kaserne mussten wir dann anhalten und warten, bis unser Gepäck und die älteren, kranken Leute herbeigebracht wurden. Völlig erschöpft lagen und sassen wir im Hof herum. Die Ungewissheit über das Bevorstehende plagte und beunruhigte uns. Es entstand ein grosses Durcheinander als nach langem Warten die Gepäckstücke endlich eintrafen.

## Meine geliebte Puppe

Daraufhin mussten wir alle durch die so genannten «Schleusen» hindurch marschieren. Wir alle wurden von den SS-Leuten und deutschen Polizisten sehr gründlich untersucht, sowie auch unser Gepäck. Mein Gepäck bestand nur aus dem kleinen Koffer und der Puppe. Auch die letzten Wertsachen wurden dabei beschlagnahmt. Als ich schon weitergehen wollte, hielt mich plötzlich ein SS-Mann am Arm fest und versuchte mir meine Puppe wegzunehmen. Da ich sie nicht aus meiner Hand geben wollte, stieg der Verdacht der Deutschen. Deshalb zerschlug der SS-Mann meine Puppe, um nachzuschauen, ob darin nichts versteckt worden war. Ich war sprachlos, entsetzt und masslos wütend. Jegliche Worte blieben mir im Halse stecken. Schreien, weinen wollte ich. Der SS-Mann lachte dabei nur. Meine Mutter trieb mich von hinten an und wir lasen in Windeseile die verbliebenen Stücke meiner Puppe vom Boden auf.

Nach der «Schleuse» wurden wir einer Kaserne zugewiesen. Dies war unsere neue Unterkunft. Wir zwei fanden auf dem Dachboden der Kaserne ein kleines Plätzchen. Ich kroch sofort in meinen Schlafsack und trauerte meiner kaputten Puppe nach und verzichtete dabei sogar auf das Essen. Der erste Tag in Theresienstadt ging zu Ende. Am darauffolgenden Morgen erwachte ich schon früh und wusste nicht genau, wo ich mich überhaupt befand. Ich musste mich zuerst wieder sammeln. Allerdings wurde ich von meiner Mutter ganz schön überrascht. Neben mir lag wieder meine geliebte Puppe. Sie hatte sie, während ich schlief, mit Klebstoff einigermassen repariert. Bis heute weiss ich nicht, wo sie den Klebstoff aufgetrieben hatte. Vor lauter Freude über die reparierte Puppe fing ich an zu weinen und konnte mich lange Zeit nicht beruhigen. Ich drückte meine Puppe an mich und fühlte mich nicht mehr so verlassen und einsam. Meine Mutter und die Puppe samt Puppenkleidern waren ja bei mir.

Auch in Theresienstadt bestand das Morgenessen aus Ersatzkaffee, und das Mittag- und Abendessen aus einem Stück Brot und einer Schüssel Suppe. Meine Mutter ging gleich am zweiten Tag auf die Suche nach Bekannten und Verwandten. Die Suche verlief leider erfolglos. Wie wir später erfuhren, wurde mein Onkel und Tante Bick, aber auch meine Grossmutter bereits nach Polen transportiert. Nur Onkel Franz war noch in Theresienstadt. Er war jedoch im Krankenhaus untergebracht. Jahrelang litt er an den Folgen der Spanischen Grippe und war schwer krank. Ich befreundete mich in den ersten paar Tagen mit Mädchen in meinem Alter. Diese Tage vergingen schnell und waren nicht langweilig. Beispielsweise liehen wir uns gegenseitig Bücher aus, welche wir mit ins Lager gebracht hatten.

### Fredy Hirsch

Uns wurde mitgeteilt, dass wir Kinder in ein Kinderheim untergebracht werden. Die Zustände sollten dort besser sein als in der Kaserne, jedoch fiel mir die Trennung von meiner Mutter sehr schwer. So wurden wir in den Block L 410 eingeteilt. Die Stimmung unter uns Kindern war doch ein bisschen fröhlicher als bei den Erwachsenen. Dennoch bedrückten uns die schlimmen Vermutungen über die Abtransporte und die ungewisse Zukunft. Wir Kinder hatten ein gutes Verhältnis zueinander. Aber am meisten erfüllte uns mit riesiger Freude, dass Fredy Hirsch vom Spielplatz wieder mit uns hier im Ghetto war. Selbstverständlich war er wieder vollkommen für uns Kinder da, wie früher auf dem «Hagibor». Bis heute kann ich nicht vergessen, wie er uns seine Liebe schenkte. Er kümmerte sich um uns, organisierte immer Neues und überraschte uns oft. Zudem wurde bei uns gesungen und musiziert. Auch Ballspiele aller Art wurden veranstaltet. Fredy Hirsch gab sein Bestes, um uns das Le-



ben in Theresienstadt so fröhlich und angenehm wie nur möglich zu gestalten. Selbst kleine Theatergruppen wurden mit der Zeit gegründet. Wir Kinder machten beispielsweise eine Aufführung namens Brundibär. Die Eltern stellten uns die dafür entsprechenden Kostüme her, zwar bescheiden und einfach, aber mit viel Hingabe. Die Vorstellungen feierten jeweils grossen Erfolg.

### **Typhus-Erkrankung**

Wir waren schätzungsweise schon ein halbes Jahr im Ghetto. Die Typhus-Epidemie verbreitete sich rasant und ich war eine der Ersten, die sich infizierte. Durchfall und hohes Fieber plagten mich. Ich wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Meine Mutter meldete sich daraufhin sofort als Krankenschwester und wurde angenommen. So war sie immer in meiner Nähe. Mein Zustand war ziemlich schlecht, und es fehlte an medizinischer Versorgung. Ich sollte eine Bluttransfusion bekommen. Die benötigte Menge gab mir meine Mutter, obwohl sie auch nicht bei vollen Kräften war und selbst litt. Ich schwebte neun Monate in Lebensgefahr. Dennoch wurde ich wieder gesund und habe das bestimmt meiner lieben Mutter zu verdanken sowie meinem Onkel Karel Stern, der mir im Brot eingebackene Medikamente in Paketen sendete. Er war Arzt und seine Hilfspakete wurden bei den Kontrollen nicht entdeckt. Mein schwer kranker Onkel Franz starb jedoch kurz vor meiner Entlassung aus dem Krankenhaus. Er hatte mich sehr geliebt. Nun hatten wir im Ghetto keine Verwandten mehr. Wir trauerten lange um ihn.

### **Zurück im Kinderheim**

Nach meiner Entlassung kehrte ich ins Kinderheim zurück. Ich hatte die Typhus-Epidemie tatsächlich überlebt – welch ein Glück.

Im Kinderheim fanden während meiner Abwesenheit jedoch viele Veränderungen statt. Mit den Transporten kamen neue Kinder und zahlreiche wurden inzwischen nach Polen weiter transportiert. Zu unserem tiefsten Bedauern verliess uns auch unser bester Freund Fredy Hirsch. Er wurde nach Polen abtransportiert. Keiner war wie er. Er nahm uns Kinder so liebend an. Er war unersetzlich. Ohne ihn war nichts mehr, wie es war.

Die Stimmung wurde trauriger und der Platz, durch die ständig steigende Zahl der Kinder, immer knapper. Unter den Neuankömmlingen befanden sich jedoch Bekannte aus dem «Hagibor»-Spielplatz in Prag. Jeder von uns versuchte sich auf irgendeine Art und Weise zu beschäftigen. Nun lebten wir bereits seit mehr als einem Jahr in Theresienstadt. Die Lebensbedingungen wurden immer schlechter, und die Ungewissheit über die Transporte nach Polen plagte uns. Es gab laufend ankommende und abgehende Transporte. Niemand konnte uns genaueres über das Bevorstehende im Osten berichten, bis eines Tages ein Transport mit Kindern aus Polen eintraf. Diese wurden jedoch nicht direkt ins Ghetto eingewiesen. Für sie wurde unter anderem das Krankenpersonal speziell ausgesucht. Keiner von uns hatte die Kinder gesehen. Wir hörten aber von schrecklichen Begebenheiten, die sich in den Waschräumen und während ihrer Entlausung abgespielt hatten.

Die Kinder schrien ständig das Wort «Gas» und wollten nicht unter die Dusche gehen. Diese schrecklichen Nachrichten verbreiteten sich schnell. Nun wussten wir alle, was uns in Polen erwarten würde. Die Vermutung, dass man die Juden dort vergasen würde, wurde nun zur bitteren Gewissheit. Die Kinder waren die Zeugen dafür. Sie kamen von dort und fürchteten sich davor. Dennoch wollten es viele nicht wahrhaben. Innert wenigen Tagen wurden die Kinder wieder nach Polen zurückgefahren. Keines von den Kindern, samt Betreuer die sie begleiteten, kamen je wieder zurück.

Wahrscheinlich wurden sie dort alle ermordet. Es wurde jedoch nie aufgeklärt, warum die Deutschen diese Kinder, welche angeblich aus Griechenland stammten, hierher nach Theresienstadt brachten.

### **Besuch des Roten Kreuzes**

Am 11. November 1943 kam eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes nach Theresienstadt. Sie führten eine Inspektion durch. So mussten sich alle Ghettobewohner auf einer Wiese ausserhalb der Stadt versammeln. Den ganzen Tag lang dauerte dieser grosse Appell an einem kalten Herbsttag. Wir bekamen zudem nichts zu essen. Erst am Abend marschierten wir wieder ins Ghetto zurück. Nach diesem Appell wurden zahlreiche Transporte zusammengestellt. Damit die Inspektoren nicht ein überfülltes Theresienstadt zu sehen bekamen, wurden die Kranken und Alten beseitigt. Die Deutschen nahmen zu Propagandazwecken viele Verschönerungen im Ghetto vor. Häuserfassaden an den wichtigen Kreuzungen wurden neu angestrichen. Sitzbänke wurden aufgestellt, Konzerte wurden veranstaltet. Alles nur um der Kommission vorzuschwindeln, wie gut es den Juden in Theresienstadt gehe. Sobald die Inspektion zu Ende war und das Rote Kreuz das Ghetto verlassen hatte, blieb wieder alles, samt allen Verboten, beim Alten.

### **Fahrt nach Auschwitz**

Aufgewühlt kam meine Mutter eines Tages zu mir ins Kinderheim. Am 15. Dezember 1943 sollten wir das Ghetto verlassen. Wir hatten die Transportnummer D.R.2334 erhalten. Also mussten wir unsere wenigen Gegenstände zusammenpacken.

KL: Konzentrationslager Stutthof		Jude MHN-Nr. 1 2973	
<b>Häftlings-Personal-Karte</b>			
Fam.-Name: <u>W. S. I.</u>	Überstellt		Personen-Beschreibung:
Vorname: <u>Franciska</u>	am: _____	an KL: _____	Größe: _____ cm
Geb. am: <u>12.10.27</u> in: <u>KL. Mos.</u>	am: _____	an KL: _____	Gesalt: _____
Stand: <u>ledig</u> Kinder: _____	am: _____	an KL: _____	Gesicht: _____
Wohnort: <u>KL. Mos.</u>	am: _____	an KL: _____	Augen: _____
Strasse: <u>Sonnenberg-Str. 10</u>	am: _____	an KL: _____	Nase: _____
Religion: <u>Jude</u> Staatsang.: <u>Pol.</u>	am: _____	an KL: _____	Mund: _____
Wohnort d. Angehörigen: <u>KL. Stutthof</u>	am: _____	an KL: _____	Ohren: _____
	am: _____	an KL: _____	Zähne: _____
	am: _____	an KL: _____	Haar: _____
	am: _____	an KL: _____	Sprache: _____
Eingewiesen am: <u>20.7.41</u>	Einfassung:		Bez. Kennzeichen: <u>10000</u>
durch: <u>Stutthof</u>	am: _____	durch KL: _____	Charakt.-Eigenschaften: _____
in KL: <u>Stutthof</u>	mit Verfügung v.: _____		Sicherheit b. Einsatz: _____
Grund: <u>unbekannt</u>			Körperliche Verfassung: _____
Vorstrafen: <u>keine</u>			
Strafen im Lager:			
Grund:	Art:	Bemerkung:	
_____	_____	_____	
_____	_____	_____	
_____	_____	_____	
_____	_____	_____	
_____	_____	_____	

Die Häftlings-Personal-Karte von Franciska. Bis auf das Geburtsjahr, welches von ihrer Mutter absichtlich falsch angegeben wurde, stimmen alle Angaben. Die Abkürzung «mos.» steht für mosaisch. Dies bedeutet jüdisch / israelitisch. Das originale Dokument befindet sich im Archiv des Museums Stutthof. \*Kopie im Privatbesitz Franciska Weilová.

Ich wollte unbedingt wieder meine Puppe und den kleinen Koffer mit den Puppenkleidern mitnehmen. Meine Mutter kaufte für das letzte Geld, das nur in Theresienstadt gültig war, auf dem Schwarzmarkt Zucker, Zigaretten und Brot. Allerdings waren die Zigaretten als Tauschmittel gedacht.

Wieder mussten wir in den frühen Morgenstunden beim Bahnhof in Bohusovice antreten. Wir wurden mehrmals durchgezählt und standen einen halben Tag lang auf dem Bahnhof. Zudem hing wieder jedem seine Transportnummer um den Hals. Dann wurden wir in die Waggons gezerrt. Zwei Eimer für die dringenden Bedürfnisse standen in einer Ecke. Der Waggon besass nur eine kleine Luke. Durch diese fielen die einzigen Lichtstrahlen hindurch. Es wurden immer mehr Leute hineingepresst. Man konnte weder stehen noch sitzen.

Ich blieb immer nahe bei meiner Mutter. Die Nähe und Zuneigung war das Wichtigste in jener Zeit. Endlich fuhr der Zug los und der Lärm nahm stetig ab. Jedoch wurde schon nach kurzer Zeit die Luft im Waggon unerträglich. Den Insassen wurde übel und sie klagten. Meine Mutter gab mir durchgehend etwas Zucker. Während der ganzen Fahrt bekamen wir nichts zu essen oder zu trinken. Oft stand der Zug stundenlang irgendwo. Es war eine tagelange Reise ins Ungewisse. Um uns herum schon tote Menschen – auch wir Kinder gewöhnten uns an diesen Anblick. Das letzte Stückchen Hoffnung verloren wir alle während dieser endlosen Fahrt.

### **Ankunft in Auschwitz**

Wir waren völlig erschöpft und hungrig. Dann hielt der Zug an, und die Waggontüren wurden geöffnet. Das starke Scheinwerferlicht blendete uns. Es war Nacht, aber das ganze Gelände wurde beleuchtet. Das Geschrei war laut und unweit zu hören. Bewaffnete SS-Soldaten standen mit Hunden überall herum. Wir sahen auch Menschen in Häftlingsuniformen, die behilflich waren beim Entladen des Gepäcks. Wieder dröhnten von den SS Leuten Befehle auf uns ein «Alles heraus» und «schneller». Die Leute wurden regelrecht aus den Waggons herausgezerrt, viele stürzten dabei.

Es herrschte eine riesige Unordnung, bei der auch manche Schüsse fielen und die Hunde laut bellten. Auf der beleuchteten Bahnrampe mussten wir uns aufstellen. Ich verlor meine Mutter in dem Durcheinander, die mich aber bald wiederfand. Leider hatte ich im Waggon den Brotsack vergessen und kletterte in den Waggon zurück. Dabei ertappte mich ein SS-Mann und verpasste mir eine Ohrfeige.

## Die erste Selektion

Alle standen ganz dicht neben den Angehörigen und wollten sie nur nicht verlieren. Die Kinder hielten sich an den Rücken ihrer Mütter fest. Einige tschechische Häftlinge, welche den alten und gebrechlichen Menschen aus den Waggons helfen mussten, flüsterten uns leise zu: «Nicht krankmelden, sonst kommt ihr in die Gaskammer». So wurden wir, völlig entkräftet, sortiert.

Die alten und kranken Menschen wurden auf die linke Seite geschickt und die einigermaßen gesund aussehenden zur Rechten. Nun bemühten wir uns, möglichst kräftig und gesund auszusehen. Nach kurzer Musterung wurden ich und meine Mutter zur rechten Seite geschickt. Wir waren unglaublich erleichtert darüber. Viele andere bettelten förmlich um ihr Leben. Vergebens.

Daraufhin fuhren wir mit einem Lastwagen ins eigentliche Konzentrationslager. Auf dem Weg ins Lager sahen wir überall Wachtürme und Stacheldrahtzäune. Die Scheinwerfer leuchteten grell. Soldaten standen mit ihren Maschinengewehren herum. Es war eine klare Nacht. Die Sterne waren am Himmel zu sehen. Ich war wahrscheinlich die jüngste auf unserem Transportwagen. Im «Familienlager» hielt der Lastwagen. Wir wurden dann schnell in unsere Unterkunft gebracht. Diese bestand aus niedrigen Holzbaracken mit dreistöckigen Bettgestellen, wie in Theresienstadt. In der Mitte befand sich ein grosser Kamin. Im dritten Stock wurde mir, meiner Mutter und drei weiteren Frauen ein Platz zugewiesen. Wir erhielten dazu schmutzige und verlauste Decken. Jedoch waren wir alle so erschöpft, dass uns dies nicht interessierte und wir einschließen. Am nächsten Morgen mussten wir sehr früh aufstehen, uns anziehen und vor der Baracke aufstellen. Erholsam war der Schlaf nicht gewesen. Danach wurden wir durchgezählt und in die Waschräume geschickt. Diese wurden Sauna genannt. Wenn man nicht

rechtzeitig fertig war oder einfach langsamer ging, wurde man mit dem Gummiknüppel geschlagen. Meine geliebte Puppe trug ich stets unter dem Arm. Ich wollte mich nie von ihr trennen.

## Die Dusche

Aus zwei oder drei Räumen bestand die Dusche. In einem dieser Räume mussten wir uns nackt ausziehen. Dies alles unter Aufsicht junger SS-Soldaten. Sie überwachten die Sammelstellen unserer Kleidungsstücke. Diese wurden dort desinfiziert. Dabei verloren wir jegliches Schamgefühl. Die Deutschen grinsten uns nur an. Danach wurden unsere Haare im schnellsten Tempo abgeschoren. Dies war sehr erniedrigend für uns. So gingen wir duschen, aber Zweifel und Unmut machte sich unter den Leuten bemerkbar. Wir waren über die Täuschung der Waschräume als Gaskammer informiert. Es handelte sich diesmal jedoch wirklich um eine Dusche. Das Wasser war kalt und es gab keine Seife.

In dieser Unruhe packte mich plötzlich ein junger SS-Mann und nahm mir meine Puppe aus der Hand. Ich fing an zu weinen und bat ihn mir sie wieder zurückzugeben. Umsonst. Ich sah sie nie mehr wieder. Es war ein schwerer Schlag für mich. Unsere eigenen Kleider nahm man uns weg. Wir erhielten dann im nächsten Raum alte Kleider, teils zu gross oder zu klein, und selten passende Holz-pantoffeln. Jedoch waren auch diese Kleidungsstücke verlaust. Ich trug ein viel zu grosses Kleid und warme Unterwäsche gab es für uns nicht. Wir liefen in die Baracke zurück und erhielten warme Suppe und je ein Stück Brot. Das Essen wurde aus einem grossen Fass in eine alte Schüssel umgefüllt. Jeder erhielt eine Portion. Hungrig assen wir unser erstes Essen in Auschwitz mit den Händen – Besteck und Löffel wurden nicht verteilt. Es war ungeniessbar, aber um zu überleben, ermahnte mich meine Mutter immer alles aufzuessen.

## **Tätowierung am Arm**

Nach einem weiteren Appell begann man die Lagerinsassen am linken Unterarm mit einer Nummer zu tätowieren. Meine Nummer war die 71978. Meine Mutter erhielt die Nummer 71979. Nach diesem Eingriff waren wir keine Menschen mehr, nur noch Nummern. Wer nicht sofort nach Ankunft vergast wurde, wurde in Auschwitz tätowiert. Danach mussten wir uns in Nummernlisten eintragen. Meine Mutter tröstete mich und versprach mir, dass sobald wir wieder frei wären und ich die Tanzschule besuchen dürfte, sie mir einen Armreif schenken werde. Dieser würde die Nummer auf meinem linken Unterarm verdecken. Ihre Worte beruhigten mich ein wenig. Nachdem wir ein Stück Brot und ein bisschen Marmelade zum Abendessen erhielten, ging unser erster Tag in Auschwitz zu Ende.

Vor dem Schlafen gingen wir noch schnell zu den ekligen Latrinen. Männer und Frauen saßen sich dort in einer Reihe direkt gegenüber. Nur Kartoffelsäcke trennten die beiden Geschlechter.

## **Erneute Trennung von meiner Mutter**

Auch in Auschwitz wurde ich nach kurzer Zeit von meiner Mutter getrennt und in einen Kinderblock gebracht. Die Umstände waren dort besser, aber die erneute Trennung von meiner Mutter war schlimm. Auch hier hörte ich vieles über die Zuneigung und Bemühungen von Fredy Hirsch für die Kinder in Auschwitz. Traurigerweise war er bei meiner Ankunft nicht mehr im Kinderblock. Er war bereits gestorben. Man erzählte mir, dass sich Fredy Hirsch das Leben nahm, als er erfuhr, dass man ihn abtransportieren werde. Seine Liebe und Taten werden uns überlebenden Kindern unvergesslich bleiben.

Mit der Zeit bekamen wir einen neuen Aufseher. Er war ein deutscher Sträfling, der uns sehr grob behandelte und auch Ohrfeigen



verpasste. Meine Mutter zu besuchen, wurde immer schwieriger. Manchmal gelang es mir unmittelbar nach dem Appell aber trotzdem. Dabei sah ich meiner Mutter an, dass sie nicht gesund war. Ihre Erkrankung schien doch schlimmer zu sein, als vermutet. Damit ich mir keine Sorgen machte, wollte sie nicht darüber sprechen. Nun versuchte ich, sie täglich zu besuchen. Sie lag nicht mehr auf der oberen Pritsche, sondern unterhalb in der Nähe des Ofens, da sie nicht mehr die Kraft besass, nach oben zu steigen.

### **Der Tod meiner Mutter**

Der Zustand meiner Mutter verschlechterte sich rapide. Sie fror ständig und sass den ganzen Tag beim Ofen. Liebend gerne hätte ich ihr eine Decke gebracht, jedoch besaßen wir drei Kinder zusammen nur eine einzige. Als ich am 12. März 1944 meine Mutter besuchte, lag sie alleine auf der Pritsche und gab mir keine Antwort mehr. Zudem war der Kaffee neben ihr unberührt. Mehrmals redete ich auf sie ein, aber erhielt keine Antwort von ihr. Voller Angst lief ich aus der leeren Baracke, um Hilfe zu holen, da praktisch alle Häftlinge bei der Zwangsarbeit waren. Niemand hörte mir zu, obwohl ich den Leuten von meiner kranken Mutter erzählte.

Auch einem Deutschen versuchte ich mit meinen spärlichen Deutschkenntnissen zu vermitteln, dass meine Mutter todkrank war. Seine Antwort war: «Soll sie verrecken.» Nach seiner Aussage stand ich sprachlos da, scheinbar zu lange und erhielt eine Ohrfeige. In diesem Moment war mein Hass gegen diese Menschen masslos.

Als ich in die Baracke zurückkehrte, waren die Hände meiner Mutter eiskalt. Lange weinte ich und konnte mich nicht von ihr trennen. Ich war immer noch fest davon überzeugt, dass sie sich nur in einem Tiefschlaf befand. Auf einmal spürte ich eine feine Berüh-

rung auf meinen Schultern. Hinter mir stand ein alter Rabbiner. Er strich mir über die Haare und sagte, dass er für meine Mutter beten würde. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass meine Mutter tot war. Noch gestern sprach meine Mutter davon, dass wir wieder in unsere schöne Stadt Prag nach Hause gehen würden. Nun war sie nicht mehr da.

Der Rabbiner sprach sein Gebet. Währenddessen versuchte ich andauernd, mit meiner Mutter zu sprechen. Ich dachte, dass sie mich vielleicht noch hören könnte. Danach verliess der Rabbiner die Baracke und ich war bis abends allein mit meiner Mutter. Dann kehrten die Häftlinge von ihrer Zwangsarbeit zurück. Ihr Tod wurde der Blockältesten gemeldet und meine Mutter wurde in den Schnee, hinter der Baracke, gelegt. Schätzungsweise blieb sie dort zwei Wochen liegen. Jeden Tag besuchte ich sie dort und entfernte stets den Schnee aus ihrem Gesicht und sprach zu ihr. Ich fühlte mich nicht ganz so alleine, solange ich sie noch besuchen konnte. So verabschiedete ich mich von meiner Mutter täglich aufs Neue.

Die Stelle, an der meine verstorbene Mutter lag, war eines Tages jedoch leer. Ich versuchte, mit den Händen nach ihr zu graben. Ich dachte, dass der Neuschnee sie zugedeckt hätte. Nun blieb mir alleine die Erinnerung an meine geliebte Mutter. Sie pflegte zu sagen: «Es muss einen Gott geben, der alles sieht, was auf dieser Welt geschieht und eines Tages wird es wieder besser, und alle Menschen werden glücklich sein.» Während den darauffolgenden Tagen im Kinderblock wollte ich niemanden sehen und sprechen. Trauer überkam mich und meine Gedanken waren stets bei meiner Mutter. Mir selbst versprach ich, dass ich bei einer Rückkehr nach Prag das Grab meines Vaters auch als das meiner Mutter betrachten werde.

## Selektion durch Dr. Mengele

Der Platzmangel in Auschwitz durch immer neue Transporte aus Theresienstadt wurde durch eine grosse Selektion behoben. Nun mussten wir durch eine Reihe deutscher Ärzte und SS-Leute hindurchgehen. Diese zeigten lediglich mit ihrer Hand nach rechts oder links. Der linke Weg bedeutete für uns den Tod in den Gaskammern und der rechte, die weitere Zwangsarbeit. Der gefürchtete Dr. Mengele leitete auch diese Selektion. Er suchte sich bei dieser Gelegenheit Häftlinge für seine furchtbaren Menschenversuche aus. Besonders Zwillinge waren für ihn interessant. Die meisten wurden dabei als Versuchskaninchen verwendet und starben einen schrecklichen Tod.

Nervosität war bei allen spürbar. Ich schwitzte vor Angst und vermisste meine Mutter in diesem Moment. Die meisten Häftlinge wurden nach links geschickt. Nun war ich an der Reihe. So ging ich auf Dr. Mengele zu und er hob bereits seinen Arm und zeigte nach links. Als ich mich ihm näherte, versuchte ich Dr. Mengele mit meinen bescheidenen Deutschkenntnissen zu erklären, dass ich stark genug sei, um zu arbeiten. Daraufhin schauten mich alle Leute überrascht an und erwarteten nun das Schlimmste für mich. Aber nichts geschah. Ich sah nur, wie er erneut seine Hand hob, aber diesmal mir den Weg nach rechts zeigte.

Welch ein Wunder war dies gewesen, denn deutsche Entscheidungen waren stets unwiderruflich. Bis heute glaube ich, dass mir ein Engel beistand. Ich war damals erst zwölf Jahre alt, aber in allen Karteien wurde ich als älter eingeschrieben. Noch im Messe-Pavillon in Prag, gab mich meine Mutter als älter an. Dank dieser Notlüge war ich nie unter den Kleinkindern, welche grösstenteils gleich nach Ankunft in den Gaskammern ermordet wurden.

## Das Frauenlager und KZ Stutthof

Nach der Selektion wurde ich vom Familienlager in das Frauenlager gebracht. Die Umstände waren hier deutlich schlimmer als in den bisherigen Lagern. Am nächsten Tag traf ich dort erstaunlicherweise zwei Bekannte aus meinem Heimatort Svihov: Frau Klementová und ihre Tochter Anette. In Auschwitz wurde der Vater vor den Augen der Mutter und Tochter gewaltsam von zwei SS-Männern mit Knüppeln zu Tode geschlagen.

In diesem Frauenlager wurde ich zu harter Arbeit in den Buna-Werken eingesetzt. Durch die Zusammenstellung eines grösseren Arbeitskommandos konnte ich eines Tages Auschwitz verlassen. Erleichterung machte sich in mir breit. Endlich konnten wir das schlimmste Konzentrationslager verlassen. Darüber wohin wir nun geschickt wurden und welche neue Zwangsarbeit mir bevorstand, hatte ich keine Ahnung. Fast zwei Tage lang waren wir unterwegs von Auschwitz zu unserem neuen Lager Namens Stutthof, in der Nähe von Danzig. Die Baracken in diesem Lager waren noch nicht einmal ganz fertig gebaut, lediglich etwas Stroh lag am Boden. Dennoch wurden wir darin untergebracht.

Stutthof war erst kurz zuvor errichtet worden. Dort wurden wir von deutschen SS-Frauen bewacht, welche noch schlimmer waren als die SS-Männer. Gemeinsam mit einer Gruppe von Frauen wurde ich auf ein Rittergut nahe dem Konzentrationslager zugeteilt. Es handelte sich dabei um ein Aussenkommando. Dort sollten wir bei der Ernte arbeiten. Wir schliefen in einem alten Viehstall. Meine Füsse wurden wund, da ich täglich barfuss auf den Acker gehen musste. Da ich eines Tages nicht mehr laufen konnte, wurde ich zur Dreschmaschine beordert. Nun musste ich mit dem Messer die Bündel zerschneiden und das Getreide in die Maschine stecken. Eines Tages fiel mir unbeabsichtigt das Messer aus den Händen und landete direkt in der Maschine. Sie blieb daraufhin stehen. Dies

wurde mir als Sabotage ausgelegt. Nach heftigen Prügeln wurde ich einem SS-Mann übergeben. Er sollte mich eilig ins Hauptlager Stutthof zurückbringen.

### **Die Liquidierung**

Im Lager angekommen, wurde ich einer Gruppe von kranken und älteren Leuten zugeteilt. Drei Tage lang befand ich mich unter ihnen. Wir wurden zur Liquidierung bestimmt. Dies sollte meine Bestrafung sein. Doch wir erhielten eine neue Aufseherin, die in einer SS-Uniform eingekleidet war und etwas Polnisch sprach. So konnten wir uns einigermassen verständigen und ich erzählte ihr das Geschehene.

Eine Stunde später kam sie zu mir und erklärte mir, dass ich aus diesem Transport herausgenommen wurde, nachdem sie mit einem höheren SS-Offizier gesprochen hatte. Das war meine Rettung und ich war sehr dankbar dafür. So wurde ich erneut einer anderen Gruppe zugeteilt, welche dem Arbeitskommando Thorn unterstellt war. Bei dieser Zwangsarbeit haben wir den ganzen Tag lang mit Schaufeln Gräben ausgehoben.

### **Thorn – Ein Aussenkommando**

Beim Aussenkommando Thorn schliefen wir in Zelten und versuchten uns mit Moos und Stroh ein bisschen gegen die Kälte zu schützen. Eines Tages wurde ich während der Arbeit abberufen und erhielt vom Lagerleiter den Befehl, in der Küche zu arbeiten, wo ich Kartoffeln schälen musste. Aber es gab keinen Kartoffelschäler. So musste die Arbeit mit den Fingernägeln oder einem Stück Holz verrichtet werden. Meine Finger bluteten und noch immer litt ich unter wunden Füßen. Eines Tages gab mir überraschenderweise



*Das Geschäft in Svihov. Gegründet von Samuel Stern.  
Bildaufnahme; Schätzungsweise 1930 \*Privatbesitz Franciska Weilová*

ein Deutscher Soldat einen Kartoffelschäler. Das war das grösste Geschenk meines Lebens.

Es war eine sehr anstrengende Arbeit. Trost fand ich bei den Frauen, die mit mir die gleiche Arbeit verrichten mussten.

### **Unterkunftswechsel**

Unsere Unterkunft wurde erneut gewechselt und nun schliefen wir in grossen Zelten, die für schätzungsweise fünfzig Personen Platz boten. Es handelte sich um provisorische Zelte. Darin lagen wir eng nebeneinander. Nicht einmal Latrinen waren vorhanden. Die Notdurft mussten wir im Wald verrichten, aber nur zweimal am Tag, morgens und abends. Es wurde Winter und wir arbeiteten täglich von früh bis spät. Die Nahrung und unsere Kleidung waren völlig unzureichend. Wer jetzt arbeitsunfähig wurde, wurde bei nächster Gelegenheit sofort weggeschickt. Anfang Januar 1945 sollten auch

unsere Zeltlager geräumt werden. Durch das unruhige Verhalten der Deutschen konnten wir erahnen, dass die Russen nicht mehr weit von uns entfernt waren.

Alle, die nicht mehr gut laufen konnten, sollten im Lager bleiben. Es hiess, dass diese Leute mit Lastwagen abgeholt werden. Alle bezweifelten dies und traten den Marsch an. Die wenigen, die nicht mehr laufen konnten und beim Lagerplatz blieben, wurden danach durch die SS-Leute erschossen.

### Der Todesmarsch

Es war kalt und nur wenige hatten Holzpantoffeln an. Somit wickelten sich die meisten Kleider und Lumpen um ihre Füsse. Das Tempo des Marsches war sehr hoch und wir wurden von schwer bewaffneten SS-Soldaten bewacht. Ohne Unterbrechung marschierten wir den ganzen ersten Tag lang ins Ungewisse. Währenddessen erhielten wir auch kein Essen. Verlassene Häuser dienten uns als Schlafplatz. Jeder bekam nun Suppe und ein Stück Brot vor dem Schlaf. Tag für Tag marschierten wir erschöpft und hungrig immer weiter und freuten uns auf die Unterkunft in Viehställen. Die Wärme zwischen den Tieren und in den Ställen war für uns überlebenswichtig, denn es war draussen bitterkalt. Zudem ernährten wir uns auch von Eiszapfen, Schnee und Gräsern.

Wer mit dem Marschtempo nicht mithielt, wurde erschossen. Unsere Kolonne wurde dadurch immer kleiner. Eine Frau, die ihre Tochter in meinem Alter in Auschwitz verlor, ermutigte mich und half mir während des schier endlosen Marsches. Am nächsten Tag erreichten wir die polnische Kleinstadt Korunovo. Dort übernachteten wir in einem Gefängnis. So hatten wir nach langer Zeit wieder ein Dach über dem Kopf. Nahrung erhielten wir an diesem Abend überhaupt nicht, aber wir schliefen völlig entkräftet ein.

## 24. Januar 1945 – Tag der Befreiung

Während der Nacht hörten wir immer stärker zunehmendes Geschützfeuer. Also blickten wir neugierig aus den vergitterten Fenstern hinaus und beobachteten die Lage. Es herrschte ein grosses Durcheinander und permanent fuhren Fahrzeuge am Gefängnis vorbei. Dabei erkannten wir schnell, dass die Deutschen flüchteten. Nach vereinzelt Widerstandskämpfen der Deutschen, sahen wir bereits die ersten russischen Soldaten, die uns die Tore öffneten. Selbst unsere Wachmannschaften flohen noch während derselben Nacht. Nun weinten wir vor Freude, endlich waren wir frei und haben diese schlimmen Jahre überstanden. Fast drei Jahre verbrachte ich hinter Stacheldraht und litt beinahe sechs Jahre unter der deutschen Herrschaft. Unbeschreiblich grosse Freude herrschte und wir umarmten uns gegenseitig.

Durch die blitzartige Flucht der Deutschen, fanden wir in den Küchen riesige Vorräte an Nahrungsmittel. Die Zeit reichte den Deutschen nicht, um das Essen aufzuladen und mitzunehmen. Nun stürzten wir uns alle auf das Essen und jeder ass davon soviel er nur konnte. Dies hätte uns jedoch das Leben kosten können. Denn mein Gewicht betrug nach der Befreiung schätzungsweise 25 kg bei meiner Grösse von 150cm. Bei uns befand sich glücklicherweise eine Kinderärztin, Hanka Popperova, welche uns bei der Nahrungszufuhr beriet und Ratschläge erteilte.

Der erste Tag unserer Freiheit ging zu Ende. Ich war bei der Befreiung erst zwölfteinhalb Jahre alt, und es war ungewohnt, wieder frei zu sein und machen zu können, was wir wollten. Am nächsten Tag klang die Begeisterung über die Befreiung jedoch schon wieder ab. Der Schmerz über den Verlust meiner Eltern, Freunden und Bekannten war grösser als die Freude über die Befreiung.



## Die Nachkriegszeit

Nun standen andere Fragen im Raum. Viele wussten nicht wohin sie gehen sollten, wer von den Verwandten noch am Leben war und wie es wohl im Heimatort aussah. Obwohl der Krieg für uns vorbei war, gab es noch andere Orte, wo er andauerte. Auch Prag war immer noch von den Deutschen besetzt. Somit konnten wir nicht zurück in diese Stadt. Also machten wir uns trotzdem auf den Weg und kamen bis nach Lodz .

Dort wurde von mir, für einen neuen provisorischen Personalausweis, ein Bild aufgenommen, welches ich noch bis heute besitze. In Lodz wurde uns die Wohnung eines früheren deutschen Damenschneiders zugeteilt. Darin wohnte ich mit vier weiteren Frauen. Ich wurde dann in einer Schule angemeldet. Da ich die polnische Sprache nicht beherrschte, sprachen die Kinder jedoch nicht mit mir. So bekam ich nicht viel mit während meines Schulbesuches.

Am 8. Mai 1945 war der Krieg endgültig zu Ende. Nun freute ich mich sehr auf meine Heimreise nach Prag. Mit wenig Gepäck und immer noch denselben Kleidern aus Auschwitz, und jenen die wir vom polnischen Roten Kreuz erhielten, machten wir uns in dreckigen Viehwaggons auf den Weg nach Hause. Mehrmals blieb der Zug aufgrund unterbrochener Gleise stehen, und wir mussten wieder ein Stück laufen und mehrmals umsteigen. Niemand hatte eine gültige Fahrkarte bei sich. Am Nachmittag erreichten wir dann endlich Prag, den Masaryk-Bahnhof.

In meiner kindlichen Vorstellung habe ich damals eine schöne Empfangsfeier erwartet. Dem war aber nicht so, und dies enttäuschte mich als Kind. Vom Bahnhof wurden wir dann abgeholt und in das Hotel YMCA gebracht. Es erwarteten uns dort schöne und saubere Betten wie früher in unserer Wohnung. Wir erhielten im Altersheim St. Tomas, unterhalb der Prager Burg, gutes Essen. Regelmässig gingen wir danach dorthin.

62

Archivum Museion Stuthof  
Publikace i reprodukcje zastehaju

KONZENTRATIONSLAGER Stuthof Art der Haft ..... Gest.Nr. 53978

Name und Vorname: Weil Franciska

geb.: 13.6.1927. zu: Klatau Protektorat

Wohnort: Prag W. Sommerberg str. 16.

Beruf: Schülerin Rel.: miss

Staatsangehörigkeit: Protektorat Stand: ledig

Vater: Karl der Mutter: Herrn Amalia

Todesort: tot.

Name des(r) Ehemanns-Ehefrau: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_ Kinder: \_\_\_\_\_

Bildung: Hochschule

Wuchs: mittel Gestalt: mittel Gesicht: ruhm Augen: braun

Nase: norm Mund: norm Ohren: norm Zähne: gesund

Haar: blond Sprache: deutsch Tschechisch

Anstehende Krankheit oder Gebrechen: keine

Besondere Kennzeichen: l. unt. arm. tat. 7.1.1978

Blutempfänger: norm

Quartier: 27.8.1942 wo: Flaceniowstadt

1. Mal eingeliefert: 20.1.1944 2. Mal eingeliefert: \_\_\_\_\_

Einweisende Dienststelle: K. E. Husschmitt

Grund: \_\_\_\_\_

Disziplinäre Vorstrafen: keine

Politische Vorstrafen: keine

Ich bin darauf hingewiesen worden, dass meine Bestrafung wegen intellektueller Urkundenfälschung erfolgt, wenn sich die obigen Angaben als falsch erweisen sollten.

..... u. Der Lagerkommandant:

..... Weil Franciska .....

Personaliaaufnahme von Franciska bei Ankunft im Konzentrationslager Stuthof. Das originale Dokument befindet sich im Archiv des Museums Stuthof  
\*Kopie im Privatbesitz Franciska Weilová.

Dem jüdischen Friedhof in Prag-Strasnice galt einer meiner ersten Besuche. Dort befand sich das Grab meines Vaters und meines Onkels, Dr. Franz Weil. In Auschwitz versprach ich mir, dass ich für das Grab meines Vaters einen schönen Grabstein anfertigen lasse. Zudem auch den Namen meiner Mutter daran anbringen lasse. Dieses Versprechen konnte ich jedoch erst Jahre später erfüllen. Wie ein Traum kam mir der erste Tag in Prag vor. Die vielen neuen Eindrücke waren nur schwer zu verarbeiten. So suchte ich in den ersten Tagen unsere Wohnung in der Belcrediho Strasse 16 auf. Die Leute, die früher im Untergeschoss gewohnt haben, bewohnten nun unsere Wohnung. Sie liessen mich nicht in die Wohnung hinein. Selbst ein kurzer Blick in unsere alte Wohnung wurde mir nicht gestattet. Es war sehr traurig, denn als Dreizehnjährige hätte ich die Wohnung bestimmt nicht zurückbekommen.

Aus meiner Verwandtschaft überlebten nur zwei Personen den Krieg. Mein Onkel Karel und mein Cousin Pavel. Dies konnte ich bei der jüdischen Gemeinde feststellen.

Heute fühle ich mich hier in der Schweiz sicher. Wenn ich aber über die deutsche Grenze fahre und Beamte in Uniformen sehe, vertrage ich dies auch heute noch denkbar schlecht. Leben könnte ich in Deutschland jedenfalls nicht. Wenn Sie mich fragen, um nur einen Satz, was ich anderen aus all diesen Erfahrungen mitgeben würde?

Tolerieren wir jede Religion und akzeptieren wir uns als Menschen so wie wir sind!

Auschwitz habe ich seit Kriegsende im Jahre 1964 zum ersten Mal besucht. Dort wollte ich alleine sein und dem Geschehenen gedenken. Bei meinem ersten Besuch kamen wieder die Ängste hervor – beim zweiten Besuch jedoch weniger. In der heutigen Zeit ist das Konzentrationslager Auschwitz jedoch einem Museum gleich, nicht mehr so wie es ursprünglich war.

IVAN LEFKOVITS

## Durch die Hölle von Bergen-Belsen

*Ivan Lefkovits wurde 1937 in Presov, in der heutigen Slowakei, als Sohn eines Arztes und einer Apothekerin geboren. Nach den ersten Deportationen der ortsansässigen jüdischen Bevölkerung versuchte die Familie, sich zu verstecken und unterzutauchen. Ivan Lefkovits, seiner Mutter und seinem älteren Bruder Palko gelang dies jedoch nicht. Sie wurden von der Gestapo verhaftet und in das KZ Ravensbrück deportiert, wo Palko kurz vor der Räumung des Lagers ermordet wurde. Mutter und Sohn wurden auf einen Todesmarsch nach Bergen-Belsen geschickt und am 15. April durch die Britische Armee befreit. Ivan Lefkovits berichtet über seine Erinnerungen an Verfolgung, Deportation und Überlebenskampf, sowie seinen Umgang mit den Erlebnissen in der Nachkriegszeit. Er lebt nun seit einigen Jahren in Bettingen, Riehen. Die Schweiz ist ihm zu einer neuen Heimat geworden, in der er sich wohlfühlt.*

*Im Gespräch mit Johannes Czwalina / Juli 2011*

**Johannes Czwalina:** «Welche Stationen Ihres Lebens haben Sie persönlich bewegt und sich besonders eingepägt, wenn Sie heute zurückblicken?»

**Ivan Lefkovits:** «Viele meiner Erinnerungen sind noch wesentlich vor der Deportation. Es war eine schwierige Periode meiner Kindheit, als wir versucht haben, irgendwie im Untergrund zu überleben. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass in der Slowakei die Verfolgung der Juden mehrere Niveaus hatte. Die erste Deportation kam 1942, und es wurden zehntausende Juden deportiert. Ein Mädchen- und Frauentransport hat im März 1942 stattgefunden.

Übrigens, nächstes Jahr wird das 70 Jahre her sein. Aber unsere Familie wurde zu dem Zeitpunkt noch nicht verfolgt, weil es ein Gesetz gab, für so genannte «wirtschaftlich wichtige Juden» (mein Vater war Arzt, meine Mutter Apothekerin). Es wurde eine gewisse Gruppe von Juden zunächst von der Verfolgung ausgenommen. Ich verabscheue diese Regelung, weil dadurch der Zusammenhalt der Juden untergraben wurde. Damals war doch jede Familie für solche «Schutzmassnahme» sehr dankbar.

Doch dann haben alle Signale darauf hingewiesen, dass es zu einer grösseren Verfolgung kommen würde. Im Hinblick darauf hat unsere Familie versucht, sich irgendwie zu verstecken und unterzutauchen. Das funktionierte bei einigen Familien relativ gut, bei uns leider nicht und so wurde ich von einer Institution in die nächste herungereicht: erst mit meinem Bruder, dann alleine, in ein Kloster, nach Budapest, in ein Taubstummenheim und wieder zurück in die Slowakei. Schliesslich wurde meine Mutter, mein Bruder und ich in einem Keller versteckt, bis uns die Gestapo geholt hat. Diese Zeit war für ein Kind besonders schlimm. Ich war noch ziemlich dumm als Siebenjähriger, aber ich habe gesehen, dass es für meinen sechs Jahre älteren Bruder besonders schlimm war. Ich habe nicht verstanden warum, aber weil es für ihn schlimm war, war es auch für mich schlimm.

Nach der Verhaftung wurden wir in das Gestapo-Gefängnis in Presov gebracht, und anschliessend kam die Deportation in unbekannte Richtung. Die Zugfahrt dauerte etwa 4-5 Tage und dann begannen die einzelnen Stationen unseres effektiven Untergangs. Wir drei – meine Mutter, mein Bruder und ich – wurden nach Ravensbrück transportiert, und dort kam psychologisch das Schlimmste für meine Mutter und mich: wir wurden von meinem Bruder getrennt. Er wurde in ein Männerlager gebracht, und ich durfte bei meiner Mutter bleiben. Diese Trennung war definitiv und mein

Bruder wurde ermordet, obwohl wir noch lange nach der Trennung Nachrichten aus dem Männerlager erhielten, von denen es hiess, mein Bruder lebe. Später wurde das Lager in Ravensbrück teilweise geräumt, wir wurden nach Bergen-Belsen verlegt. Mit dem Zug und einem Lastwagen wurden wir nach Celle gebracht und von dort auf den Todesmarsch geschickt. Die Absicht solcher Todesmärsche war es, dass möglichst viele unterwegs schon auf der Strecke blieben. Die Zeit war schlimm. Um uns herum sind ständig Menschen gestorben. Als wir jedoch in Bergen-Belsen ankamen, war das nicht mehr Planet Erde, es war die Hölle! Schon nach der Ankunft hatten wir gesehen, hier können wir keine 24 Stunden überleben. Es lagen überall Leichen, die nicht mehr eingesammelt wurden. Sie waren teilweise nackt, teilweise angezogen. Man hatte uns in eine Baracke gebracht, wo wir aber emotional ziemlich negativ empfangen wurden, weil wir die Reste des noch vorhandenen Platzes weggenommen haben. In den Betten lagen drei Menschen nebeneinander und das in drei Etagen. Die Menschen, die oben lagen, konnten Urin und Fäkalien nicht mehr halten, welche zu uns nach unten flossen. Trotzdem lebten wir, und eine gewisse Zeit gab es noch regelmässig Essensausgabe, Suppe und Brot. Aber dann bekam man von der ohnehin sehr geringen Menge nur noch die Hälfte und anschliessend kam die Anordnung, dass Bergen-Belsen nicht mehr gehalten wird. Der Ort war schon ungefähr um das Achtfache überbelegt. Bergen-Belsen wurde zugemacht, die Wasserzufuhr abgestellt und in die Luft gejagt. Auch der Strom wurde abgestellt. Ungefähr seit dem 2. oder 3. April gab es nichts mehr, kein Essen, kein Wasser und das zwölf Tage lang, bis zu der Befreiung. Ein paar Meter von unserer Baracke entfernt gab es ein Feuerlöschbecken aus Beton, voll mit Wasser. Darin schwammen aber auch schon Leichen, aus denen Fäkalien herausflossen. Meine Mutter sagte mir, ich darf daraus nicht trinken, denn ein Schluck davon kann mich töten. Viele Leute haben getrunken und sind gestorben. Wir

haben aus den Regenpfützen getrunken, die zwar auch kontaminiert waren, aber weniger als die Feuerlöschbecken. Am 15. April hat uns die Britische Armee befreit. Es dauerte leider noch weitere 48 Stunden bis Wasser vorhanden war, denn die Briten waren nicht auf das vorbereitet, was sie dort vorfanden. Sie waren völlig überfordert. Doch am 17. April hatten wir alle genügend Wasser gehabt, die Briten kamen mit fantastischer Infrastruktur, aber in den zwei Tagen Wartezeit sind leider viele Leute gestorben. Die Briten haben ein SS-Ausbildungszentrum beschlagnahmt, daraus ein Spital gemacht und dann uns (Kinder und Mütter hatten Vorrang) herausgeholt, gewaschen, desinfiziert, in schöne warme Decken gepackt und ins Spital gebracht. So waren wir, die Schwächsten, gerettet. Die Stärkeren blieben noch weitere Tage im Freien. Sie konnten zwar hinein in die Baracke, aber die war so verseucht, dass die Leute lieber draussen blieben. Während wir im Spital waren, hat man beschlossen, die Baracken abzubrennen. Diese mussten verbrannt werden, denn die Gefahr einer Typhuseuche war zu gross. Zuerst wurden SS-Gefangene gezwungen, die Leichen einzeln in Massengräber zu bringen, aber das ging zu langsam, denn die Leute mussten sich immer wieder ausruhen. Nach einigen Tagen hat man gesehen, dass das nicht viel brachte. Schliesslich wurden die Leichen mit einem Bagger in die Massengräber geschoben. Obwohl wir völlig entkräftet, abgemagert und typhuskrank waren, haben wir uns allmählich erholt und in zwei Monaten – irgendwann im Monat Juni – konnten wir repatriiert werden zurück in die Slowakei. Erst dort haben wir erfahren, dass mein Vater und die gesamte Familie seitens meines Vaters tot waren. Und auch erst nach der Rückkehr haben wir die tragische Gewissheit erlangt, dass mein Bruder nicht überlebt hat. Wir blieben noch mehrere Jahre in Prešov. Vier Jahre später hatte meine Mutter wieder geheiratet. Mein Stiefvater war jemand, den sie noch aus Studienzeiten kannte. Er kam aus Prag, und so sind wir aus dem äussersten Osten nach Prag

gezogen. Dort bin ich effektiv gesund geworden und habe dann studiert, geheiratet und eine Familie gegründet. Danach kam eine Zeitperiode, in der ich in der Akademie der Wissenschaften arbeitete, und ein Stipendium in Italien, Neapel, bekam. Ich verbrachte 1965 bis 1967 in Neapel, 1967 bis 1969 in Frankfurt. 1969 wurde ich angefragt, ob ich mit dem ehemaligen Direktor des Paul-Ehrlich-Instituts nach Basel kommen möchte. Dieser Direktor war ein Däne, hiess Niels Jerne, und ich wurde zu seinem engsten Mitarbeiter. Das Institut für Immunologie (von Hoffmann-La Roche getragen) wurde berühmt und hatte Jahrzehnte lang eine enorme Ausstrahlung und grossen Einfluss auf weltweite Immunologie-Forschung. 2001 wurde ich mit 65 pensioniert, arbeite aber weiter ehrenamtlich im Unispital Basel.

Zu meinem Bruder: Ich hatte den Lebensabschnitt meines Bruders Palko (Paul) teilweise unterdrückt, aber ich kann Jetzt nach langem Schweigen doch eine Aussage machen. Ich kehre regelmässig nach Bergen-Belsen zurück, zu Jahrestagen der Befreiung – jeweils am 15. April. Aber in diesem Jahr ging ich nach Ravensbrück, wegen meines Bruders. Ein deutscher Historiker, Herr Bernhard Strebel, hatte eine Dissertation über Ravensbrück erstellt und Details über meinen Bruder herausgefunden. Er kontaktierte mich. Diese Details waren sehr deprimierend. Folgendes habe ich bis zu der Aussprache mit Herrn Strebel nicht gewusst, und es wissen nur ganz wenige Leute: als man in Auschwitz aufgehört hat die Häftlinge zu vergasen und die Gaskammern schon teilweise abgebaut wurden, nahm man die Vergasung in Ravensbrück auf. Paradoxerweise waren die Gaskammern in Auschwitz effizienter und führten innerhalb weniger Minuten zum Tode. In Ravensbrück waren die Räumlichkeiten nicht dicht, das heisst, man brauchte grössere Mengen dieses Giftgases und die Menschen starben viel qualvoller. Die SS hat eine Tarnaktion eingeführt. Diese Tarnaktion hiess «Mitwerda». «Mitwerda» war ein Name von einem nicht existie-



renden Ort und die Leute, hauptsächlich die Schwächeren und Jüngeren, verlegte man in das Lager «Mitwerda», welches keins war, und diese Leute wurden vergast. Darunter befand sich leider auch mein Bruder Palko. Von Herrn Strebel bekam ich die Liste von den Leuten, die vergast wurden. Der vorletzte Name war mein Bruder. Meine Mutter hatte es nie erfahren, sie ist vor 16 Jahren gestorben und es ist gut so, sie hätte sich noch mehr gequält. Ich konnte zum ersten Mal am Ort des Todes von Palko Blumen niederlegen. Warum ist es als Holocaustüberlebender schwer, über all das Erlebte zu sprechen? Wir sind aus Bergen-Belsen zurückgekehrt und haben festgestellt: Erstens haben nur wir zwei überlebt und zweitens war es schwer den Leuten zu erklären, um was es eigentlich ging. Wir wurden sehr oft mit Bemerkungen unterbrochen, dass es bei anderen genauso schlimm war. Wir haben festgestellt, dass Dinge, die nicht vergleichbar sind, von anderen verglichen wurden. Dann dachten wir, dass wir lieber schweigen. Aber es waren auch ganz triviale Gründe: Wir kamen zurück und wir hatten nichts, nicht mal einen Koffer mit unseren Sachen. Leute sprachen uns auf der Strasse an und sagten, dass von den Sachen, die wir bei Ihnen deponiert hatten, nichts übrig geblieben war. Sie wurden entweder von den Deutschen oder den Russen genommen. Wir sahen so viel Unverständnis, dass es am besten war zu sagen: «Schwamm drüber», wir reden nur darüber was jetzt ist und nicht von dem Vergangenen. Aber es gab auch andere Gründe. Ich habe festgestellt, dass meiner Mutter die Fragen, die ich ihr eventuell stellen würde, wehtun würden, und das wollte ich nicht. Ich verdeutliche es an einem Beispiel: Da gab es eine Frau, sie war Apothekerin, genauso wie meine Mutter. Sie kam zurück aus Auschwitz, Ihr Mann und ihre zwei Söhne wurden ermordet. Sie blieb alleine. In unserer Familie überlebten meine Mutter und ich. Wenn sie zu uns zu Besuch kam oder wir uns getroffen haben, umarmte sie mich und sagte, dass es schön gewesen wäre, wenn ihr Sohn leben würde. Dann

sagte sie zu meiner Mutter: «Du bist doch so glücklich, dass du deinen Sohn noch hast, ich habe niemanden.» Ich habe das gehört und die Reaktion von einem Elf- oder Zwölfjährigen – der ich damals war – war, diese Frau zu meiden. Ich wusste, dass ich ihr durch meine Präsenz wehtue, weil sie durch mich an ihr tiefes Unglück erinnert wird.

Den entscheidenden Schritt, doch über alles sprechen zu können, hat meine Mutter getan. Erst als sie 88 Jahre alt war, hat sie gesagt: «So geht das nicht. Dein Sohn, das heisst ihr Enkel, muss darüber erfahren», und so hat sie ein Büchlein für ihren Enkel geschrieben. Als sie es zu Papier gebracht hat, haben wir heftig darüber diskutiert, und da waren viele Missverständnisse, viele Sachen, die nicht stimmten, zum Beispiel über den Todesmarsch. Meine Mutter sagte in ihrem Manuskript, der Todesmarsch ging von Ravensbrück nach Bergen-Belsen. Und ich sagte: «Das stimmt nicht, das ist zu weit.» Und dann haben wir in einem Museum in London die Unterlagen gefunden. Der Todesmarsch war enorm lang, aber nicht so lang, wie meine Mutter dachte. Er ging von Celle nach Bergen-Belsen, also ca. 30km. Es dauerte mehrere Tage und wir haben Schlimmes erlebt und viele Leute sind gestorben, aber immerhin, hatten wir eine Diskussion in diese Richtung.»

**Johannes Czwalina:** «Wie ist jetzt ihr Lebensgefühl? Dieses Trauma, in welcher Form hat es Sie in den vielen Jahren danach begleitet? Es ist ja wie ein Stempel im Leben. Was ist beruflich und privat bei denen, die das durchgemacht haben, anders, als bei Menschen, die diese Erlebnisse nicht durchgemacht haben?»

**Ivan Lefkovits:** «Die Frage ist gut, aber es gibt darauf keine Antwort. Es ist sehr wahrscheinlich so, dass man in verschiedenen Etappen des Lebens gewisse Dinge unterschiedlich wahrnimmt, als andere Leute. Als mein Sohn neun oder zehn war, habe ich sehr oft verglichen, wie er verwöhnt ist und wie ganz anders ich es in sei-

nem Alter hatte. Es gibt Zeiten, in denen bin ich sehr sensibel, dann aber unterdrücke ich viele Dinge wieder. Für mich war ziemlich entscheidend, dass meine Frau sich mit meiner Holocaustvergangenheit völlig identifiziert. Sie begleitet mich nach Bergen-Belsen, Ravensbrück, in die Archive, in die Veranstaltungen der «Kontaktstelle für Holocaust-Überlebende», überall hin. Der Holocaust ist unauslöschlich in meiner Seele, aber ich kann mit der Vergangenheit relativ gut umgehen. Ich bin leider mit einem anderen Problem konfrontiert. Die alte Generation der Holocaustüberlebenden ist schon abgetreten, und ich – einer von den jüngsten Überlebenden – meine, dass ich gewisse Verantwortung trage, Auskunft zu geben. Übrigens auch dieses Interview, lieber Herr Czwalina, ist dadurch entstanden, dass ich jemanden wie Ihnen, der sich der Sache Holocaust-Aufklärung verschrieben hat, nicht absagen durfte. Aus gleichem Grunde habe ich die Mitglieder der «Kontaktstelle für Holocaust-Überlebende» ermuntert, Memoiren nieder zu schreiben, und es ist mir tatsächlich gelungen, zwölf solcher Dokumente in einer Memoirenreihe zu veröffentlichen.»

**Johannes Czwalina:** «Und von Ihrem Lebensgefühl, wo fühlen Sie sich zu Hause? In Prag? In der Schweiz?»

**Ivan Lefkovits:** «Zwar kehren wir – meine Frau und ich – seit 1989 regelmässig nach Prag zurück, wo ich verschiedene Funktionen in der Wissenschaft habe und versuche, denen dort zu helfen, aber nach so langer Zeit wäre es ein Fehler, in meine alte Heimat zurückzugehen. Wenn jemand jetzt von dort für zwei Jahre weg geht, ist es in Ordnung, er zerstört die Brücken nicht. Wir haben hier unsere neue Heimat gefunden und wir bleiben hier. Nochmals Wurzeln schlagen zu lassen, wäre für meine Seele riskant. Für mich ist Tschechien kulturell etwas sehr Wichtiges, aber zuhause bin ich hier!»

SHLOMO GRABER

## Über Liebe und Vergebung

*Shlomo Graber, Jahrgang 1926, gehört zu den Überlebenden des Holocaust. Fast seine ganze Familie ist in Auschwitz umgekommen. Er selber und sein Vater überlebten mehrere Konzentrationslager, auch einen Todesmarsch, bevor er 1945 von der Roten Armee im Konzentrationslager Görlitz befreit wurde. Trotz unerhörter Schicksalsschläge, die ihn und seine Familie ereilten, hat Shlomo Graber den Glauben ans Leben und auch seine Lebensfreude nicht verloren. Shlomo Graber war lange Zeit als Geschäftsmann auch in der Schweiz tätig und lebt seit 1989 in Basel, wo er sich der Malerei widmet und immer wieder auch Vorträge als Lebenszeuge des Holocaust hält und über die geschichtlichen Ereignisse spricht. Seine Kinder und Enkel wohnen in Israel.*

*Im Gespräch mit Christian Dueblin*

**Herr Graber, Sie haben in Ihrem Leben nebst viel Erfreulichem auch viel Schreckliches erlebt. Über dieses Schreckliche haben Sie ein Buch geschrieben («Schlajme» – Von Ungarn durch Auschwitz, Fünfteichen und Görlitz nach Israel – Jüdische Familiengeschichte 1859-2008). In diesem Buch zeigen Sie viele schlimme Gräueltaten auf und beschreiben Ihre ganz persönlichen Erlebnisse. Haben Sie heute noch Wut über alles, was geschehen ist?**

Ich habe keinen Hass und keine Rachegefühle, niemandem gegenüber. Zwei Mal in meinem Leben jedoch habe ich Hassgefühle gehegt. Der Lagerkapo von Görlitz, er hiess Jakob Tannenbaum, man nannte ihn «Jankel» Tannenbaum, wurde 1913 in Szajana in Po-

len geboren. Bei der ersten Begegnung im KZ Görlitz haben wir grosse Freude gehabt, dass dieser Jankel auch Jiddisch spricht. Leider wurden wir aber enttäuscht. Jankel Tannenbaum war ein grosser Verbrecher und grausamer Sadist. Er schlug Menschen blutig, auch meinen Vater, und misshandelte viele Menschen im Lager. Er hat als Jude auch Juden umgebracht. In den Sechziger) ahren bekam ich in Tel Aviv einen Anruf von der Polizei. Eine Spezialeinheit, die nach dem Zweiten Weltkrieg Kollaborateure und Nazis aufspürte, hatte offensichtlich Jakob Tannenbaum aufgegriffen. Die Polizei wusste von meinen Aufenthalten in Konzentrationslagern und sie wollte wissen, ob es sich wirklich um den Kollaborateur Tannenbaum handelte. Die Polizei kontaktierte auch meinen Vater. Die Polizei zeigte mir und meinem Vater ein Album mit vielen Gesichtern und plötzlich schrie ich auf und sagte, dass ich Jankel Tannenbaum erkannte. Mein Vater war sehr aufgebracht und sagte mir damals, dass er ihn sofort erschiessen würde, wenn er eine Pistole zur Hand hätte. Der Hass vieler Menschen auf ihn, auch meiner, war unermesslich. Damit will ich nur zwei Sachen aufzeigen: grausame Menschen und Sadisten gibt es in allen Religionen, egal, ob bei Christen, Muslimen oder Juden. Auch einige Juden haben im Holocaust ganz schlimme Sachen gemacht, indem sie beispielsweise den Holocaust für ihre Zwecke missbrauchten, und der Hass auf solche Personen ist natürlich bei vielen Menschen noch heute vorhanden.

### **Wie kam es überhaupt dazu, dass Juden Lagerkapos wurden?**

Jedes KZ hatte jüdische Stubenälteste und Kapos. Sie waren bereit, den Nazis zu dienen, um selber eine bessere Position im KZ zu haben. Das haben sie oft auch auf sadistische Art und Weise erreicht. Auch Jankel Tannenbaum war so einer. Die israelischen Medien hatten viel über diesen Fall berichtet.

Es gab im selben KZ noch einen zweiten Sadisten, der ähnlich funktionierte wie Jankel Tannenbaum. Auch er war ein Kollaborateur. Sein Name war Gustav. Niemand wusste, wie er genau hiess. Er war der Küchenchef im KZ Görlitz. Auch er stammte aus Polen und sprach Jiddisch und Polnisch. Er hatte eine Glatze und hatte ein etwas mongolisches Gesicht. Dieser Gustav hat damals oft Grassuppe mit dem Schöpflöffel verteilt und oft versetzte er sie auch mit Steinen. Wenn jemand noch etwas von dieser grausamen Suppe haben wollte, schlug er den Menschen mit dem Schöpflöffel auf den Kopf. Einmal gelang es mir mitten in der Nacht, ein Stück Fleisch zu stehlen. Auf dem Weg zu meinem Vater erwischte mich dieser Gustav, nahm mir das Fleisch weg und schlug mich. In Israel habe ich einen guten Freund gehabt, der leider schon gestorben ist. Sein Name war David. Er war auch mit seinem Vater im KZ in Görlitz und eines Tages erzählte er mir, dass dieser Gustav in Ramat-Hasharon lebe. Wir gingen sofort zur Polizei und erstatteten Bericht. Zwei Wochen später teilte uns die Polizei mit, dass sie kein Interesse habe, sich mit dieser Person und diesem Fall zu beschäftigen. Weil die Polizei nichts machen wollte, entschieden wir uns selbst, tätig zu werden. Wir erfuhren, dass er oft mit Lieferungen mit einem Wagen und einem Pferd unterwegs war. Immer zur Mittagszeit kam er zu einer Kreuzung. Dort arbeitete seine Frau in einem Lebensmittelgeschäft. Beide waren wir in Militär-Uniform. Wir gingen zur Kreuzung und sperrten diese ab, so dass Gustav mit seinem Wagen nicht passieren konnte und stehen bleiben musste. Wir standen auf den Wagen und vor dem ganzen Publikum, das sich ansammelte, erzählten wir, was Gustav für ein Sadist war. Es kamen immer mehr Menschen zu dieser Kreuzung. Seine Frau erfuhr über seine Vergangenheit, ging aus dem Geschäft und spuckte ihm ins Gesicht. Sie wollte nie mehr etwas von ihm wissen. Dieser Gustav wurde dann später sehr diskriminiert und niemand wollte mehr etwas von ihm kaufen. Wir haben nie Gewalt angewendet,

ihm aber gesagt, dass er aufgrund seiner Gräueltaten krepieren werde. Er lebte später in einem Wald, wie ein Bettler. Kurze Zeit später starb er an einem Herzinfarkt. Ausser den Bestattungsleuten kam niemand an seine Beerdigung. Sprechen wir also von Hass, dann war der in diesen beiden Fällen bei mir vorhanden.

**Ihr Buch ist keine leichte Kost. Vieles, was passiert ist, ist schlicht nicht fassbar und nur schwer nachzuvollziehen. Sie sind trotz diesen schlimmen Ereignissen eine Person, die sehr lebensfreudig ist. Wie kann man sein Leben nach solch schlimmen Erlebnissen noch positiv gestalten?**

Meine Philosophie ist ganz einfach: Ich möchte nicht melancholisch sein und kein Mitleid auf mich ziehen. Wir kennen die Aufnahmen von Holocaust-Opfern, die im Fernsehen über ihr Leben berichten, weinen und daran zerbrochen sind. Ich wollte nicht ähnlich sein. Ich musste kämpfen für mein Leben und habe mich für das Leben entschieden. Ich war damals 18 Jahre alt als ich nach Israel ging, um dort als Pionier voller junger Ideale zu leben, so wie das andere Menschen in freien Ländern ebenfalls tun. Ganz ehrlich gesagt, wollte ich vom Holocaust einfach nichts mehr wissen. Ich ging für rund sieben Jahre ins Militär und habe dort übrigens niemals einen Schuss abgegeben (lacht), was meiner Ideologie entsprach. Ich konnte nicht mehr als sechs Schulklassen machen, weil ich schon im Alter von 15 Jahren deportiert wurde. Nach der Befreiung war mir klar, alles nachzuholen zu müssen, was ich im Leben verpasst hatte. Das tat ich sehr aktiv und ich schaffte es, mit Geschäften Fuss zu fassen und mich beruflich zu entfalten. Ich wurde schnell Vorgesetzter im Militär und ein führender Mitarbeiter in einem Unternehmen der Elektrobranche. Ich war sehr ambitioniert. Oft sass ich auch zusammen mit anderen Kollegen und Kolleginnen und genoss schlicht und einfach das Leben.

**Sie haben zwischenzeitlich viel über Ihre Erlebnisse während des Holocausts geschrieben und viel aufgearbeitet. Wie gestaltete sich dieses Aufarbeiten einer wohl traumatischen Zeit, in der Ihre ganze Familie den Tod gefunden hatte?**

Auch in Bezug auf diese Frage muss ich etwas ausholen: Im Lager entdeckte ich eine Dame. Sie war eine gute Freundin meiner Mutter und Tochter eines bekannten Rabbiners. Im Lager hatten wir keinen Kontakt, wir hatten uns aber immer wieder gesehen und wussten voneinander. Sie war nach der Befreiung immer mit uns zusammen. Ich hatte ihr damals auch vor den russischen Soldaten das Leben gerettet. Sie wurde nach dem Holocaust sehr fromm und emigrierte irgendwann nach USA. Ich selber war nicht sehr gläubig. Ihr zukünftiger Mann wurde später ein ganz berühmter Rabbiner in den USA, genauer gesagt in New York. Beide planten einen Besuch in Israel, über den ich zufälligerweise in der Zeitung las. Ich erkannte die Frau wieder und nahm mit dem Journalisten Kontakt auf, der über sie berichtete. Der Journalist wollte wissen, was ich zu dieser Frau für eine Beziehung habe und fragte mich, ob ich ein Verwandter sei. Ich sagte nein und teilte ihm mit, dass sie mit mir im KZ Görlitz war. Kurze Zeit später erschien der Journalist in meinem Büro mit einem Fotografen und ich gab damals mein erstes Interview. Er wollte alles über mein Leben und den Kontakt zu dieser doch ziemlich prominenten Frau aus den USA wissen. Der Journalist fragte mich übrigens während und nach dem Interview, warum ich meine Erlebnisse nicht aufschreiben würde. Ich versprach ihm damals, dass ich das eines Tages tun würde. Das ganze Interview und der Bericht erschienen am nächsten Tag in der Zeitung. Der Bericht erschien gar auf der ersten Seite. Ich wurde als der Mann dargestellt, der dieser Dame das Leben gerettet hatte. Damals war mir nicht klar, was das alles für Reaktionen zur Folge hatte. Nach dem Interview bekam ich vom Journalisten die Tele-



fonnummer und rief die Dame an. Ich wollte sie besuchen. Ich befürchtete jedoch, dass ein solches Treffen von allzu grossem Medieninteresse war und verzichtete darum später auf ein Treffen.

**Was waren die Reaktionen in Israel auf dieses erste Interview?**

Es waren vor allem meine eigenen Kinder, die ganz überrascht auf mich zukamen und alles wissen wollten. Sie kannten diese Geschichte nicht und waren sehr erstaunt. Ich hatte ihnen nie über die Zeit in den Lagern erzählt.

**Warum haben Sie Ihren eigenen Kindern nie etwas über Ihre Vergangenheit erzählt?**

Ich wollte meine Kinder vor den vielen Darstellungen und schrecklichen Bildern, die man in Israel über den Holocaust auch im Fernsehen sehen konnte, bewahren. Ich wollte nicht, dass sie schon so jung mit diesen schrecklichen Dingen in Kontakt kamen und ich wollte ihnen schlicht keinen psychologischen Schaden zufügen. Ich dachte, dass ihnen das hätte schaden können. Meine Kinder wussten schon, dass ich in Konzentrationslagern war und zusammen mit meinem Vater eine sehr schwierige Zeit überstanden hatte. Die Details aber kannten sie nicht. Darüber wollte ich nicht sprechen.

Nach dem Bericht in der Zeitung waren viele Menschen überrascht, denn viele wussten nicht, dass ich den Holocaust mitgemacht hatte. Ich hatte nie über den Holocaust gesprochen. Ich wurde von Mitarbeitenden angesprochen, die mir viele Fragen stellten.

**Sie halten heute viele Vorträge, kürzlich waren Sie auch in der Jüdischen Gedenkstätte in Riehen, und erzählen auch jungen Menschen, was in Ihrem Leben passiert ist. Was ist Ihnen wichtig, wenn Sie mit**

**jungen Menschen zu tun haben? Was wollen Sie jungen Menschen vermitteln?**

Es ist mir ein Anliegen, Jugendliche zu informieren. Sie sollen wissen, was geschehen ist. Ich erzähle von dieser schlimmen Zeit. Für mich haben diese Aussagen ein grosses Gewicht. Viele Schüler und auch Erwachsene kennen den Holocaust aus Büchern und dem TV. Ein Lebenszeuge hat aber eine ganz andere Bedeutung.

**Im Interview mit dem kürzlich verstorbenen Künstler Georg Kreisler, der ebenfalls vor den Nazis mit seiner Familie flüchten musste, sagte mir dieser, er könne nicht alles, was auf der Welt geschieht, verstehen. Viele Dinge rund um den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust verstehe er nicht, auch wenn er lange darüber nachdenken würde. Wie sehen Sie das? Können Sie verstehen, was mit Ihnen passiert ist und können Sie sich das ganze Elend, das rund um den Zweiten Weltkrieg passiert ist, erklären?**

Das ist irgendwie auch eine Glaubensfrage und sie ist nicht einfach zu beantworten. Ich werde oft nach meinem Glauben gefragt und viele Menschen wollen wissen, wie man nach so etwas Schrecklichem noch an Gott glauben könne. Ich sage dann immer wieder, dass es für mich zwei Götter gibt. Einer hat meine Familie vernichtet. Und ein zweiter Gott hat mich gerettet. An welchen Gott soll ich nun glauben? Ich kann diese Frage nicht beantworten.

Ich sehe das auch wie Georg Kreisler, und ich habe das ganz ähnlich, wie er das formuliert hat, in meinem Buch geschrieben. Es sind die Gedanken zum «Eintritt in die Hölle». Es geht um Sünde und Strafe. Uns wurde in der Talmud-Thora-Schule gelehrt, dass die Bösen und Sünder nach dem Tod ihre Strafe erhalten würden. Als ich deportiert wurde und am Lagereingang stand, fragte ich

mich, was ich gesündigt hatte, um hier an diesem unseligen Ort zu enden. Ich hatte niemandem den Krieg erklärt und wollte niemandem etwas Böses tun und doch endeten die Lageraufenthalte und der Zweite Weltkrieg mit dem Tod meiner ganzen Familie. Ich kann Ihnen also genauso wenig wie Georg Kreisler eine Antwort auf diese Frage geben. In meinem Buch schreibe ich: Kein Mensch kann mir Antwort geben.

ARKADI SCHEINKER

## Der Holocaust in Riga

*Arkadi Scheinker wurde im Mai 1921 als viertes Kind einer jüdischen Familie in Riga geboren. Gemeinsam mit seinen Eltern und drei älteren Geschwistern verbrachte er dort eine friedliche Kindheit. Durch den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht anfangs Juni 1941 wurde er aus einer unbeschwerten Kindheit jäh herausgerissen. Die jüdische Bevölkerung sah sich in Riga einer gnadenlosen Verfolgungsjagd ausgesetzt. Viele zahlten mit ihrem Leben. Alle, seine Eltern, Geschwister sowie auch Verwandte und Freunde, wurden von den Nationalsozialisten ermordet. Im Alter von 20 Jahren durchlebte Arkadi Schreckliches in den Arbeits- und Konzentrationslagern in Riga und Lettland. Diese überlebte er jedoch auf wundersame Weise und wurde schliesslich am 10. März 1945 in Pommern von der Roten Armee befreit. Danach diente er dann selbst ein Jahr in ihren Reihen. Heute ist Arkadi Scheinker 95 Jahre alt und einer der wenigen überlebenden Zeitzeugen. Er lebt seit vielen Jahren im Dreiländereck nahe der Schweizer Grenze.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Juni 2016*

Als Zwölfjähriger machte ich mich eines Tages, anno 1933, wie gewöhnlich auf den Schulweg. Dabei traf ich einen Schulkameraden namens Rafael, der mir unbedingt etwas erzählen wollte. Er habe eine schlechte Nachricht für die jüdische Bevölkerung. In Deutschland sei Hitler an die Macht gekommen und sei nun Reichskanzler. Ich fragte ihn, was das mit uns zu tun habe? Schliesslich schien mir Deutschland weit entfernt zu sein und ausserdem empfand ich dadurch keine grosse Bedrohung für uns Juden in Lettland. Als Kind dachte ich, dass alles ewig sei.

Daraufhin meinte Rafael, dass ich einen grossen Fehler begehen würde und den Ernst der Lage nicht erkenne. Die Machtübernahme Hitlers sei für ganz Europa sehr gefährlich. Er sah den Holocaust schon prophetisch vor Augen.

### Kriegsbeginn

Die Sommermonate verbrachte ich gerne am Rigaer Strand an der Ostsee. An den 1. September 1939 kann ich mich noch gut erinnern. Es war ein sonniger Tag mit vielen Badegästen in Bulduri. Dort wurde uns in lettischer Sprache durch den Lautsprecher die Meldung vom Kriegsausbruch mitgeteilt. Die deutsche Wehrmacht war über die Grenze nach Polen eingedrungen und marschierte am 1. Juli 1941 in Riga ein. Schon die ersten Tage der Besatzung versetzten die jüdische Bevölkerung in Schrecken. In diesen Wochen konnten sich Juden auf der Strasse zwar noch frei bewegen, doch sie wurden von deutschen Offizieren schroff belehrt mit den Worten: «Ihr Juden müsstet vor einem deutschen Offizier eure Mütze ziehen und grüssen!» Alle diese Wahrnehmungen machten mir grosse Sorgen und führten zur Erkenntnis, dass das Naziregime gerade dabei war, ein Schlussstrich unter einen Teil der Menschheit zu ziehen und Menschen wie mich verachtete, nur weil wir Juden waren. Diese Veränderungen, die im Laufe nur weniger Tage geschahen, konnte ich einfach nicht verstehen. Das NS-Regime hatte das Schicksal der jüdischen Bevölkerung schon vorprogrammiert, und zwar im Sinne ihrer totalen Vernichtung. Am 24. September 1941 wurde unsere Wohnung beschlagnahmt. Innerhalb einer knappen Stunde durften wir unsere persönlichen Habseligkeiten schnell aus der Wohnung schaffen und verbrachten die Nacht im Treppenhaus. Mein Vater organisierte am nächsten Morgen einen Handwagen, und wir marschierten mit unseren Habseligkeiten in



*Die Familie Scheinker. Arkadi links oben neben der Mutter – links unten Schwester Rachel. Rechts steht die Schwester Betty – rechts unten sitzt Bruder Benno. Bildaufnahme; 1922  
\*Privatbesitz Arkadi Scheinker*

Richtung Ghetto. Unsere Wohnung war für immer verloren. Das war nur der Beginn unserer Leidensgeschichte, die ich hierin ihrer Ausführlichkeit nicht ausbreiten kann.

Als ich im Jahre 1946 nach Riga zurückkam, noch in Uniform der Roten Armee gekleidet, traf ich dort einen Bekannten aus dem damaligen Ghetto wieder. Er erzählte mir, dass meine Cousine noch am Leben sei und in Riga lebe. Als ich sie dann aufsuchte und



*Arkadi Scheinker links im Bild mit seinen Schwestern Rachel (rechts), Betty und seinem Bruder Benno. Bildaufnahme; Ende 1930er-Jahre \*Privatbesitz Arkadi Scheinker*

wiedersah, musste ich weinen wie ein kleines Kind. In diesem Moment wurde mir die Tragödie, der Verlust meiner ganzen Familie, erst richtig bewusst. Meinen Seelenschmerz konnte nur meine Cousine begreifen. Sie war mir schon vor Kriegsbeginn nah wie eine Schwester. Dennoch war das Wiedersehen mit ihr ein wunderschöner Moment. Sie meinte jedoch, dass sie keine Tränen mehr übrig habe, denn sie habe schon zu viel geweint.

Ich glaube, dass Gott mich überleben liess, damit ich als Zeuge weiterlebe. Dies ist meine Aufgabe, ich muss es weitererzählen! Wenn ich darüber schweige und nichts sagen würde, wäre ich kein Zeitzeuge und hätte somit alles verspielt – mein Überleben würde gar keinen Sinn ergeben.

Das Leben ist ein Prozess, und der Mensch muss lernen, was seine Aufgabe darin ist. Wir müssen zukunftsgerichtet bleiben. Ohne eine positive Überzeugung ist es schwer, zu überleben. Viele Juden haben während des Holocaust ihren Mut verloren. Wenn man den Mut verliert, verliert man auch den Glauben, aber wenn

man den Glauben verliert, verliert der Mensch den Sinn seines Lebens. Es ist alles miteinander verbunden. Man muss in jeder Situation seine Zuversichtlichkeit verteidigen, dass dieser ganze Schmerz auf Erden ein Ende haben wird.



STEFAN GUTTMANN

## Von Auschwitz nach Buchenwald

*Stefan Guttmann lebt nun seit 70 Jahren in der Schweiz, wovon 60 in Basel. Er wurde im Mai 1926 als jüngstes Kind einer jüdischen Familie in Carei, Rumänien, nebst vier älteren Geschwistern, geboren. Seine Eltern und seine beiden Schwestern wurden in Auschwitz ermordet. Einer seiner Brüder war Leiter einer Zionistischen Bewegung und wurde verhaftet, verhört – und starb in Folge des Verhörs. Einzig sein älterer Bruder, welcher der Ungarischen Armee als Zwangsarbeiter diente, überlebte den Krieg.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | September 2016*

### **Deportation der Familie Guttmann nach Auschwitz.**

Nach Schilderungen aus dem Jahre 1946, Davos.

#### **21. Mai 1944**

Die Deportationen fingen vor einer Woche im Ghetto von Szatmár (1940-1945 Ungarn) an. Alle zwei Tage wurden Gruppen von ca. 2'000 Personen gezwungen, die Eisenbahn zu nehmen, welche aus Viehwaggons bestand, und so die Stadt für den Hortobány, wo sie arbeiten sollen, zu verlassen. Bald war auch die Familie Guttmann an der Reihe. Der Befehl ging heraus, dass alle wohlhabenden Juden sich bei der Gendarmerie melden sollen. Alle diejenigen, die sich freiwillig meldeten, wurden nicht gezwungen, den Transport des damaligen Tages zu nehmen, sondern konnten bis zum Schluss, bis zum letzten Transport, bleiben. Stefan Guttmanns Vater und Onkel meldeten sich umgehend bei der Kaserne der Gendarmerie. Nach ca. zweieinhalb Stunden kamen sie hinschleppend zurück. Sie konnten kaum noch laufen und erzählten, was ihnen widerfuhr.

Diese ungarischen «Banditen» haben von ihnen verlangt, dass sie ihnen ihr ganzes Vermögen aushändigen oder genauer gesagt, all das was ihnen noch nach mehreren vorangegangenen Raubzügen übrig blieb. Zuerst bellten sie Stefan Guttmanns Vater und Onkel mit folgenden Worten an: «So, wo ist das Gold! Ihr wollt es uns nicht sagen!» Danach schlugen sie mit ihren Knüppeln solange auf ihre Fusssohlen, bis beide nicht mehr aufrecht stehen konnten. Danach fuhren sie fort: «Immer noch keine Antwort? Macht nichts, überlegt es euch! Verschwindet, ihr dreckigen Juden!» Der Transport an diesem Tage fuhr ohne sie los. Das Ghetto war schon halb leer. Sie entschieden sich, so schnell wie möglich Szatmàr mit dem nächsten Transport zu verlassen. Es folgten vier leidvolle Tage.

## **25. Mai 1944**

Der Himmel war an diesem Morgen bedeckt. Alle waren am Paken und seine Mutter wollte alles mitnehmen. Jeder Gegenstand der zurückblieb war, als ob man seiner Mutter ein Stück vom Herzen herausriss. Im Grunde genommen vernichteten die Gendarmen das Lebenswerk seiner Eltern, welches sie während 30 Jahren (1914-1944) gemeinsam hart erarbeitet hatten. Trotz Bedauern und Schmerz konnte jeder nur das mitnehmen, was er tragen konnte. Wie Esel bepackt, Stefan Guttmanns Rucksack wog über 50 Kilo, begingen sie den Weg zum Bahnhof mit der Kolonne der Abreisenden. Sein Vater trug ebenfalls schwer. Die Frauen durften in die Lastwagen steigen, die Männer mussten jedoch laufen. Von schreienden Gendarmen umzingelt liefen sie den Fluss Szamos entlang (Fluss von Szatmàr). Als sie am Bahnhof ankamen, befanden sich die Frauen bereits im Viehwagen. Trotz des Chaos fanden sie sich. Kaum waren sie in den Waggon gelangt, wurden die Türen geschlossen und von aussen verriegelt. Sie waren 105 Personen, welche sich zusammengezwängt in dem Waggon befanden. Glücklicherweise gab es kleine Fensteröffnungen, welche ihnen ermög-

lichten, etwas Luft zu schnappen und Nacht und Tag zu unterscheiden. Am nächsten Tag durchfuhren sie mehrere ungarische Ortschaften und kamen schliesslich in Kaschau an, die letzte Grossstadt vor der Grenze Nordungarns. Die Türen öffneten sich und SS-Leute strömten herein. Schreiend verlangten diese, dass sie ihre letzten Wertgegenstände aushändigen. Sie drohten ihnen damit, sie andernfalls zu erschiessen. Niemand von ihnen bewegte sich, da man ihnen schon vorher alles abgenommen hatte. Diese Leute stiegen aus, ohne ihre Drohungen auszuführen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und sie verliessen Ungarn weiter in Richtung Norden. Sie fuhren an mehreren Bahnhöfen mit slowakischen klingenden Namen vorbei. Obwohl sie Essensvorräte mit eingepackt hatten, assen sie nichts, damit sie nicht gezwungen waren etwas zu trinken oder ihre Notdurft zu verrichten. Sie mussten ihre Notdurft gezwungenermassen immer vor den restlichen Reisegefährten verrichten.

#### **27. Mai 1944**

Es war Samstag, Sabbat. Sie hielten inbrünstig ihre Gebete. Einige Frauen hatten am Vorabend sogar die Sabbatkerzen angezündet. Die Hoffnung, dass ihre Reise ein baldiges Ende habe, begleitete ihre Gebete. Sie fuhren zügig an den Berglandschaften vorbei. Es war kalt. Stunden und Kilometer vergingen, ohne dass ein Haus zu sehen war. Und dann befanden sie sich in einer Ebene. Baracken standen dort ordentlich eine neben der anderen. So durchfuhren sie ein Waldstück und kamen schliesslich nach Tarnow, an einem grossen polnischen Bahnhof vorbei. In den Waggons war es sehr warm, und sie waren alle erschöpft. Seit zwei Tagen hatten sie nicht mehr geschlafen. Wie hätten sie dies auch können – es gab kaum Platz, um überhaupt nur sitzen zu können. Der Zug fuhr ziemlich schnell. Barackenartige Städte und immer grössere Fabriken wechselten sich ab. Sie durchquerten wiederum einen grossen Bahnhof

und dann waren sie in Krakau. Doch sie hielten dort nicht, sondern fuhren mit hoher Geschwindigkeit weiter. Plötzlich bremste der Lokführer. Allesamt stürzten im Waggon. Dieses «Spiel» wiederholte sich mehrmals. Panik brach bei den erschöpften Personen aus. Sie hatten einfach keine Kraft mehr. Alle, auch die Stärksten unter ihnen, wurden von einem apathischen Zustand befallen. Plötzlich fuhr der Zug auf einen Weg, welcher beidseitig von einem Stacheldraht eingezäunt war, der auf Porzellan isolierende Haken aufgespannt war. Niemand war draussen zu sehen. Die Gegend war still und öde. Wiederum bremste der Zug ruckartig, aber diesmal hielt er definitiv. Auf dem Halteplatz – es gab dort keinen Bahnhof – stand fett und gross geschrieben: ARBEIT MACHT FREI! Nichts passierte und alles war ruhig. Es herrschte Totenstille. Plötzlich erschienen zahlreiche Häftlinge in ihren gestreiften Sträflingsanzügen. Diese rissen die Türen der Viehwaggons auf und brüllten auf Deutsch und Jiddisch: «Raus, aroys»! Es war Samstag und die Abenddämmerung brach an. Es war der erste jüdische Pfingstabend. Alle mussten aufstehen und sich zum Ausstieg vorbereiten. Nun trieben sie SS-Männer mit Schlägen und den Hunden an den Leinen voran. Es hiess: «Raus, raus, schnell, schnell!» Niemand kümmerte sich mehr um seinen Nächsten – Jeder schaute nur für sich. Man sagte ihnen, dass ihre Sachen zuerst in die Desinfektion gebracht werden würden, und sie diese dann später wieder zurück erhalten würden. Sorgfältig legten sie ihre Sachen zu einem Häufchen zusammen, damit sie später leichter zu erkennen sind. Nun waren sie wieder alle vereint. Plötzlich wurde ein lauter Befehl verkündet: Männer und Frauen sollten getrennt werden! Und wieder wurden sie durch Stösse vorangetrieben. Dies war der letzte Moment als Stefan Guttmann seine Mutter und Schwestern sah. Er hatte nicht einmal genügend Zeit, um sie zu umarmen. Sie schritten nun in einer Einerreihe bis zu einer Kommission von SS-Leuten voran. Seinen Vater und Onkel schickten sie nach rechts, Stefan

Guttmann nach links. Die Selektion glich dem jüngsten Gericht. Er umarmte seinen Vater und dieser sagte zu seinem Sohn: «Auf Wiedersehen, pass auf dich auf, szervusz!». Stefan Guttmann antwortete ihm: «Küss die Hand.» Danach verlief alles wie im Film. Sie wurden wie eine Viehherde auf der Strasse, die beidseitig von einem elektrischen Stacheldraht eingezäunt war, vorangetrieben. Dort traf er auf Bekannte, welche ihm erzählten, dass sie seine Mutter und Schwester sahen, wie sie nach rechts getrieben wurden. Es wurde inzwischen Nacht und sie wurden wie Vieh nach vorne getrieben. Um sie herum überall Männer in gestreiften Häftlingsuniformen. Rings um die Scheiterhaufen von Kleidern und Abfällen brannte es und auf gespenstische Art war der Himmel glühend rot. Die Luft stank nach verbranntem Fleisch. Später erfuhren sie, dass es sich um Scheiterhaufen von Leichen handelte. Aus dieser Feuerbrunst stiegen wie aus der Erdhölle heraus, drei riesige Kamine, welche ebenfalls grosse, glutrote Flammen spien. Die Häftlinge in den gestreiften Pyjamas erklärten ihnen dabei, dass es sich um die Kamine der Krematorien handelte.

Dann wurden sie an Ort und Stelle entkleidet und von Kopf bis Fuss geschoren. Dies war der Beginn ihrer Entmenschlichung. Sie wurden gezwungen, in Bäder zu steigen. Diejenigen, die nach rechts geschickt wurden, erfuhren alle das gleiche Schicksal. Während sie auf der linken Seite die Schwelle, welche die Welt der Menschheit von der Tierwelt trennte, überschritten, überquerten die, welche nach rechts geschickt wurden, die Schwelle, welche die Welt der Lebenden von den Toten trennt. Während die Duschköpfe sie mit warmem Wasser bespritzten, befanden sich diejenigen, die nach rechts eingehen mussten, in einem hermetisch verriegelten Duschaum, in dem anstelle des warmen Wassers unsichtbare Blausäure ausgeströmt wurde. Das tödliche Gas vernichtete sie alle. Von aussen wurden dann die Falltüren der Gaskammern von den SS-Männern geöffnet. Die Leichen wurden dann automatisch auf

Fuhrwerken aufgetürmt und dann zu den Krematorien gefahren. Stefan Guttman verlor in Auschwitz seinen Vater, Mutter und eine seiner Schwestern. Dies passierte am ersten Abend des jüdischen Pfingsten als Gott den Menschen die Zehn Gebote gab, wo das Dritte besagt: «Du sollst keinen Mord begehen.»

«Auch Elie Wiesel war mit mir im KZ Auschwitz und Buchenwald, zwar nicht in derselben Baracke, aber nach der Befreiung wurden wir zur Verpflegung in Zimmern gesammelt, und ich war mit Elie und fünf anderen Befreiten im gleichen Zimmer untergebracht. Ich sprach mit ihm – aber damals war er auch nur ein «befreiter Häftling» und noch nicht ein Friedensnobelpreisträger und Autor. Während dieser Zwischenstation warteten wir auf unseren Weitertransport in ein Erholungslager. Danach habe ich Elie Wiesel nie wieder getroffen.»

«Die Befreiung aus dem Konzentrationslager Buchenwald am 11. April 1945 war der Beginn meiner Zukunft. Dabei nahm ein US-Feldrabbiner durch eine jüdische Organisation fünfhundert Jugendliche mit nach Frankreich – so auch mich. Ich habe dies jedoch nur knapp überlebt, denn ich war an Tuberkulose erkrankt und wurde vier Jahre lang in Davos in der Klinik behandelt. Die Kosten wurden dabei von einer jüdischen US-Organisation übernommen. Ich wollte nun Medizin studieren. Dieses Studium dauert jedoch zu lange, und die amerikanische jüdische Organisation konnte mir finanziell nur ein zweijähriges Studium garantieren. So ging ich nach Genf und studierte dort Chemie. Im Jahre 1956 bin ich aufgrund des Pharmakonzerns Sandoz nach Basel gekommen und habe dort bis zu meiner Pensionierung 38 Jahre lang gearbeitet. Bis heute lebe ich glücklich in Basel!

Ich bin im Jahre 1994 zum ersten Mal nach der Befreiung in die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald zurückgekommen – dies gemeinsam mit zwei Freunden, welche mit mir das KZ Buchenwald überlebt haben. Wir beschlossen gemeinsam von un-

serer Geburtsstadt mit dem Auto genau unseren Deportationsweg entlang nach Auschwitz zu fahren. Der Besuch zeigte mir jedoch nichts Neues auf. Ich war auf diesen Besuch vorbereitet und wusste, was uns erwarten würde. Somit war es weniger schrecklich, als ich mir vorgestellt habe. Buchenwald habe ich danach nochmals mit meinem Sohn und Enkel besucht. Die Vergangenheit kann man nicht auslöschen und ändern. Es gibt Dinge, die man nicht vergessen kann! Dies ist eine solche Begebenheit. Das Gedächtnis ist nicht von uns abhängig, und wir können nicht entscheiden, was wir vergessen wollen und was nicht. Wir können nur lernen, mit unserer Vergangenheit weiterzuleben.

Ich konnte bereits viele Vorträge an Schulen halten und dabei folgende Botschaft weitergeben: Der Holocaust darf sich niemals wiederholen, und wir müssen daraus für die Zukunft lernen. Nie vergessen! Ausserdem sollte man Menschen immer respektieren und keinen Unterschied zwischen Ich und Du machen.

Mein Entschluss zur Zuversicht hat überlebt! Es gibt immer einen Grund zur Zuversicht. Alles kann sich verbessern und zum Guten ändern. Es gibt keinen Grund pessimistisch zu sein. Nun habe ich sieben Enkelkinder. Diese Sieben haben genau erreicht, was ich verloren habe – meine beiden Eltern und meine vier älteren Geschwister.»

## Die nationalsozialistischen Lager in Polen

*Jakob Fersztand wurde 1932 in Kozienice, Polen geboren. Am 21. November 1997 berichtet er in der Thomas-Gemeinde in Basel über die Demütigung, Verfolgung und Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung in seiner Heimatgemeinde und die anschließende Verschleppung seiner Familie in verschiedene Konzentrationslager. Er selbst überlebte die Konzentrationslager Skarzysko-Kamienna und Czeszochowa, in denen er Zwangsarbeit für den Rüstungskonzern Hugo und Alfred Schneider AG (HASAG) leisten musste sowie die letzten Tage des KZ Buchenwald. Er lebt schon viele Jahre in der Schweiz und ist mit einer Schweizerin verheiratet.*

Jakob Fersztand ist 1931 geboren, also kurz bevor Hitler an die Macht gekommen ist. Was das für ihn als Jude in Polen für Konsequenzen hatte, hat er dann einige Jahre später erfahren. Sein achttes bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr, verbrachte er in Konzentrationslagern. Dass er das überlebt hat, ist für ihn bis heute unbegreiflich.

«Der Grund warum ich, wie auch andere Überlebende, unsere Erlebnisse weitergeben will, liegt darin, dass heute – ein halbes Jahrhundert nach dieser Katastrophe, geschichtlich gesehen eine winzige Zeitspanne, diese menschliche Tragödie schon von manchen gelegnet wird. Die vielen Diskussionen in den Medien über nachrichtenlose Vermögen lassen erneut den latenten Antisemitismus an die Oberfläche gelangen. Das dahinterliegende menschliche Leid wird dabei aber gänzlich übersehen oder verdrängt. Ein Vertreter der politischen Mitte hat sogar behauptet, dass sogenannte «Holocaustopfer» schon lange tot sind – es gibt sie nicht mehr. Vor



zwei Jahren, 1995, haben wir in Zürich eine Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust gegründet. Es haben sich über 100 Personen aus allen Teilen der Schweiz gemeldet. Sicherlich leben hierzulande immer noch Menschen, die sich der Vergangenheit nicht stellen wollen oder können. Ich selbst bin Mitglied einer Gruppe von ursprünglich 732 Kindern und Jugendlichen, die das jüdische Flüchtlingskomitee in England im August '45 vom Ghetto Theresienstadt nach England gebracht hat. Es schmerzt viele von uns, dass wir schon zu unseren Lebzeiten, sogar von prominenten Politikern, totgeschwiegen – lebendig begraben werden –, weil unsere Anwesenheit manchen unbequem ist. Dessen ungeachtet: Ich lebe und hoffe, noch eine Zeit lang hier zu bleiben, sodass ich den Menschen, die sich dafür interessieren, meine eigene, während der Shoa persönlich erlebte, Geschichte erzählen kann. Er war ein langer und überaus schmerzlicher Prozess, bis es mir gelang den Hass gegenüber den Tätern zu überwinden. Wenn ich heute über jene Zeit erzähle, tue ich es ohne Groll und ohne Rachegefühle. Ich tue es einzig mit dem Ziel, dass die Wahrheit nicht vergessen wird und, damit vor allem auch junge Menschen nicht in Versuchung kommen, das Schreckliche zu leugnen. Ich möchte als Einer unter vielen Zeitzeugen dazu beitragen, dass ähnliches Leid künftig verhindert wird. Die enormen Sicherheitsmassnahmen der Basler Behörden anlässlich des Zionistenkongresses im August hätten sich erübrigt, wenn die Menschen die entsprechenden Lehren aus der vergangenen Zeit gezogen hätten. Nicht nur in Basel war man vorsichtig, auch in Kalkutta wurden die Trauernden, die Mutter Theresa in der Thomaskirche die letzte Ehre erwiesen, mit elektronischen Geräten abgetastet, um Böses zu verhindern. Bundesrat Cotti sagte es treffend: Die Bosheit, das Unheil und das Drama, seien weiterhin ein Element des täglichen Lebens. Uns, die wir das Glück hatten die Shoa überleben zu dürfen, tut dies besonders weh, dass wir erneut Zeugen von so viel Hass werden müssen. Ich erzähle meine Ge-

schichte, weil ich hoffe, dass es ein winziger Beitrag sei, um dem Vergessen und dem andauernden Hass entgegenzuwirken.

Ich bin in Polen geboren, in einer Kleinstadt namens Kozienice, 80 Kilometer südlich von Warschau. In Kozienice wohnten damals ungefähr zwanzigtausend Menschen. Ich schätze, dass die Hälfte der Bevölkerung jüdisch war – wie in vielen polnischen Städten damals. Von den 35 Millionen Einwohnern des damaligen Polen waren dreieinhalb Millionen Juden. Bis zu meinem achten Lebensjahr wuchs ich in einer jüdischen Familie mit meinen Eltern und einer vier Jahre jüngeren Schwester friedlich auf. Mein Vater führte ein Beratungsbüro aus Anwaltspraxis, Treuhand und einfachem Schreibbüro, wo die Bauern, die weder lesen noch schreiben konnten, ihre Korrespondenz mit den Behörden und sonstige rechtliche Angelegenheiten erledigen lassen konnten. Meine Mutter war freischaffende Hebamme. Wenn man sich zumutet über jene Zeit zu berichten, müsste man über Millionen von Schicksalen erzählen von all jenen, die umgekommen sind, aber auch über jene, die überlebt haben. Die Last des Überlebens kann sehr bedrückend sein. Viele hatten ein schlechtes Gewissen, weil gerade sie überleben durften. Ein über siebzigjähriger Mann sagt mir kürzlich: «Meine Schwester war damals nur drei Jahre alt. Warum musste gerade sie sterben?» Die Alpträume aus jener Zeit sind mit den vielen Jahren schwächer geworden, aber sie werden uns nie ganz verlassen. Vom Hörensagen weiss ich, dass der Transport, mit dem auch mein Vater transportiert wurde, von deutschen und polnischen Polizisten begleitet wurde. Die polnischen Polizisten, die meinen Vater durch seine berufliche Tätigkeit gut kannten, ermutigten ihn, dem Transport zu entfliehen. Er fürchtete jedoch, auf der Stelle erschossen zu werden, war er doch schon damals durch die SS seelisch und körperlich gebrochen. So ist er mitgegangen – vermutlich nach Treblinka. Was genau damals im Detail passiert ist, weiss ich nicht, da

meine Schwester und ich zu jener Zeit auf einem Bauernhof versteckt waren und meine Mutter damals über dieses Geschehen nicht sprechen konnte. Das ganze Geschehen läuft in meinem Kopf aber immer noch wie ein Film ab, jedoch nicht chronologisch. Manchmal kommt mir dies in den Sinn, manchmal jenes. Ich werde hier versuchen, meine Erlebnisse so zusammenhängend wie möglich zu schildern. Ich kann mich erinnern, dass einige Zeit vor dem Krieg meine Eltern regelmässig wie angeklebt vor dem Radio sassen, um sich über das aktuelle Geschehen in Deutschland zu informieren. Man hat sich Adolf und seine Schergen im Radio angehört. Was sie verkündeten, war aus Hitlers Buch *Mein Kampf* oder aus anderen, gegen die Juden gerichteten Hetzschriften, damals schon bereits bekannt. Aber wer hat so etwas ernsthaft glauben wollen? Die Deutschen, das hoch zivilisierteste Volk mitten in Europa, hörte ich oft meine Eltern sagen, das ist doch absurd. Gerade sie würden doch all das nicht zulassen. Mein Vater sagte: «Die Deutschen waren doch gut zu den Juden im ersten Krieg. Nein, das ist doch alles unglaublich übertrieben, unmöglich.» Ich kann mich noch an den Tag erinnern, an dem der Zweite Weltkrieg begann. Wir waren in den Ferien. Mein Onkel holte mich an diesem 1. September 1939 aus dem gemieteten Ferienhaus und brachte mich zurück nach Hause. An weitere Einzelheiten dieses Tages erinnere ich mich nicht. Jedoch blieb mir im Gedächtnis, dass mich der Onkel auf dem Weg nach Hause sehr lange auf seinen Schultern trug. Ich erinnere mich an die Bombardierung unseres Städtchens. Mit einigen anderen jüdischen Familien hatten wir uns in einem Haus versammelt, weil wir gehofft hatten, dass da keine deutschen Bomben fallen würden. Als das Städtchen bombardiert wurde, weinten einige und riefen: «*Sch'ma Jisrael* (Oh höre Israel), das war mein Haus.» Ausser Warschau ist ganz Polen innert einer Woche an die Deutschen gefallen und sehr bald haben wir als Juden erfahren müssen, dass all die Drohungen aus Deutschland gegen uns erste Konturen anzuneh-

men begannen. Nur ein paar Beispiele: Einer der ersten Befehle der Deutschen zur Kennzeichnung der Juden in Polen wurde am 24. Oktober 1939 in Wloclawek durchgesetzt. Die Juden wurden zum Tragen des gelben Sterns mit der Aufschrift «Jude» gezwungen. Zwei Tage später, am 26. Oktober '39, erging der Befehl, die Juden im ganzen Generalgouvernement zur Zwangsarbeit einzuziehen. Am 23. November '39 wurden durch den Befehl von Hans Frank, Hitlers Generalgouverneur, die Juden in ganz Polen zum Tragen des gelben Sterns, beziehungsweise eines Armbandes mit Judenstern, gezwungen. Am 28. November 1939 wurde das erste Ghetto Polens in Piotrków errichtet und am 8. Februar 1940 das Ghetto von Lodz. Am 27. April 1940 veranlasst der SS-Führer Himmler die Errichtung des Konzentrationslagers Auschwitz. Am 20. Mai 1940, also nur einen Monat später, wurde Auschwitz bereits erstellt. Am 15. November 1940 wurde das Ghetto von Warschau geschlossen. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich circa 400.000 Menschen in diesem Ghetto, schätzungsweise 100.000 davon waren Kinder. Am 20. Januar '42 wurde als Endstufe zur Vernichtung des gesamten europäischen Judentums die Wannseekonferenz abgehalten. Es wurde ein Plan vorgelegt zur Ausradierung von circa elf Millionen Juden.

Bald begannen die ersten Razzien und Schikanen auch bei uns in Kozenice. Mitten in der Nacht wurden jüdische Wohnungen gestürmt, durchsucht und die Männer zur Arbeit abgeführt. Fromme Juden mit Bart und Schläfenlocken wurden von den deutschen Besatzern auf den Strassen schikaniert, beleidigt, erniedrigt, wegen ihrer Religiosität lächerlich gemacht. Ihre Bärte wurden zur Belustigung der Deutschen und Polen zwangsweise abrasiert, nicht selten sogar angezündet. Ich erinnere mich an die Nacht, als die zwei grossen Synagogen in Kozenice brannten. In Brand gesetzt von den Deutschen. Wir standen hinter unseren Fenstern und weinten.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages mit meiner Mutter und Schwester, die noch im Kinderwagen sass, vor unser Haus auf die Strasse trat. Ein offenes Cabriolet mit deutschen SS-Offizieren fuhr uns entgegen, hielt dann und fragte uns, wo Fersztands wohnen. Meine Mutter gab sich als Frau Fersztand zu erkennen. Wir mussten in die Wohnung zurück, begleitet von den SS-Männern. Sie durchsuchten die Wohnung und wollten wissen, wo der Vater sei. Meine Mutter antwortete, ihr Mann sei in der Stadt unterwegs, worauf die Männer abzogen. Sobald der Vater heimkehrte, fuhren die SS-Offiziere wieder vor und nahmen ihn mit auf die deutsche Kommandantur. Was da geschah, hat meine Mutter am selben Abend erfahren. Er wurde jämmerlich zusammengeschlagen, es wurde ihm ein Baum gezeigt und mit Erhängung gedroht, falls jemand ein Wort über das Geschehene erfahre. All dies konnte ich später aus Aussagen meiner Mutter über eine lange Zeit und in Bruchstücken zusammensetzen. An jenem Abend, daran erinnere ich mich, kam er zu Fuss nach Hause, verletzt von den Schlägen, verängstigt und desorientiert. Er blieb von diesem Erlebnis für immer gezeichnet. Und für mich markiert dieser Vorfall einen Fixpunkt in meinen Erinnerungen. Von dieser Zeit an wurden die nächtlichen Razzien immer häufiger, die jüdischen Häuser immer öfter durchsucht und die Männer, die noch da waren, zur Arbeit abgeführt. Einige Männer entschlossen sich nach Russland zu flüchten. Meine Eltern haben oft mit uns Kindern über diese Möglichkeit gesprochen. Eines Tages war es so weit: Mein Vater entschied sich, auch nach Russland zu fahren. Ich weiss nicht wohin er ging, was er tat, oder wie und mit wem er da gelebt hat. Ich weiss nur, dass meine Mutter bei späteren Nachtrazzien auf Fragen der Deutschen immer gesagt hat, ihr Mann sei von der Kriegsgefangenschaft noch nicht zurückgekommen. Das war eine schlimme Zeit, aber Schlimmeres lag noch vor uns. Damals sind schon Berichte von Verschleppungen und Deportationen aufgetaucht. Es wurde erzählt, dass in verschiedenen Dörfern und Städten Juden

zur Arbeit deportiert wurden und dass in verschiedenen Städten Ghettos errichtet wurden. Man hat vieles gehört und wollte es nicht glauben, wollte es einfach nicht wahrhaben. Anderes hat man als unmöglich abgetan und sich eingeredet, dass würde im eigenen Wohnort nie passieren, man hat einfach alles verdrängt. Richard Glazar in Allschwil, ein Überlebender von Treblinka, berichtet in seinem Buch *Die Falle mit dem grünen Zaun*, das hat er '94 geschrieben, dass die Juden in Treblinka und Auschwitz direkt vom Transportzug zur Gaskammer geführt wurden und zwar von Jüdischen Kommandos unter SS-Aufsicht. Auf die Frage, was mit ihnen nun geschehe, antworteten die Jüdischen Begleiter: «In einer halben Stunde seid ihr alle Rauch.» Doch auch das wollten sie nicht glauben. Soweit kann der Mensch das Unangenehme, das Bedrohliche verdrängen. Mein Vater hat in Russland von all dem, was bei uns geschah, erfahren. Er entschloss sich, das Schicksal seiner Familie zu teilen und kam zurück nach Kozienice. Von da an überstürzten sich die Ereignisse. Auch in Kozienice wurde ein Ghetto eingerichtet. Wir blieben in unserer Drei-Zimmer-Wohnung und zu uns zogen zwei weitere Familien, die ihre eigenen Wohnungen hatten verlassen müssen. Wir hatten kein fließendes Wasser und kein WC in der Wohnung. Das Klo war eine Grube im Hof, überdeckt von einem Holzhäuschen, wie eine Jauchegrube, die periodisch geleert werden musste. Das Wasser wurde in zwei Kübeln auf einem Querbalken von einem Brunnen in der Stadt gebracht. Vor dem Krieg war es ein jüdischer Wasserträger, der uns das Wasser gebracht hat. Es hatte so viele arme Juden in der Stadt, und es war eine gute Tat, eine Mitzwa, einem Armen zu einem Einkommen zu verhelfen – auch wenn es nur ein paar Groschen waren. Am Freitag hat meine Mutter immer Kleingeld bereit gelegt für jene, die für eine Schabbat-Gabe geklingelt haben, wie der Bettler in Anatevka. Von unserer Türe ist keiner mit leeren Händen weggegangen. Jetzt im Ghetto mussten alle Institutionen von den Ghettoinsassen selbst

selbst organisiert und getragen werden. Die Männer, die den Deutschen zur Arbeit ausserhalb des Ghettos gestellt werden mussten, wurden von der jüdischen Ghettopolizei zusammengetrieben und den Deutschen abgeliefert. Die Verwaltung, Schulen, Spital, Polizei und die sozialen Dienste wurden innerhalb des Ghettos organisiert und gestellt.

Von den Deutschen wurden Erlasse dekretiert, und die jüdische Ghettoverwaltung musste sie ausführen. Wir mussten sozusagen für die Deutschen deren Drecksarbeit machen, wie später auch die Kommandos in Auschwitz und Treblinka. Es wurde zum Beispiel befohlen: «Alle Juden müssen ihre Radios abgeben.» Wer es nicht tut, werde erschossen. Die meisten hatten Angst erschossen zu werden und lieferten ihre Radios ab. Dasselbe wiederholte sich mit Pelzmänteln und tatsächlich wurden einige erschossen. Zu dieser Zeit arbeiteten meine Mutter und ihre Schwester, die beide Hebammen waren, im jüdischen Spital. Meine Eltern entschlossen sich, weder das Radio noch die Pelze der Familie abzuliefern. Das Radio, das damals noch eine grosse Holzkiste war, hat mein Vater mit einer Axt zertrümmert. Die brennbaren Teile wurden im Spitalofen in der Nacht verbrannt. Die Pelze wurden zerschnitten und ebenfalls verheizt. Vermutlich ist der Rauch aus einem Spitalkamin in der Nacht weniger verdächtig aufgefallen. Dies sind kleine Beispiele, wie weit der passive Widerstand gehen konnte – man wollte doch überleben. Bei einer Nachbarin, einer hochschwangeren Frau, wurde ein Pelz gefunden. Sie hatte Glück, sie wurde nicht erschossen. Als Strafe für ihr Vergehen wurde sie von den Deutschen in unsere Klogrube im Hof geworfen. Dieser Vorfall hat mein Gedächtnis nie verlassen: Ist die Frau ertrunken? Als ich vor sieben Jahren zum ersten Mal wieder in Polen war, suchte ich die ehemalige Wohnung meiner Eltern auf. Jetzt wohnt hier der Sohn des damaligen Hausmeisters.

Ich erkundigte mich nach der Frau aus der Jauchegrube. Sie sei rausgeholt worden, als die Deutschen weggingen, erzählt er mir. Ein anderes Mal haben die Deutschen in den Wohnungen und Kellern nach Wertgegenständen gesucht. Aus unserem Keller haben sie das kostbare Passah-Porzellan wegtragen lassen. Viele Nachbarn haben dem Geschehen passiv zugeschaut. Alle bangten um ihr Leben und taten nichts. Mein Onkel, der mich bei Kriegsbeginn auf den Schultern heimtrug, war ebenfalls Zeuge dieses Diebstahls. Er ergriff einen Stein und wollte ihn den Deutschen nachwerfen, wurde aber von den anderen Juden zurückgehalten, aus Angst vor Vergeltung. Im Ghetto verdichteten sich Gerüchte, dass in anderen Städten die Ghettos aufgelöst worden seien und die Menschen zur Arbeit an unbekannte Orte abtransportiert wurden. Man begann zu spüren, dass sich eine Katastrophe anbahnte, man wollte aber all das noch immer nicht so richtig glauben. Bei uns im Ghetto wurde überlegt, wie man sich retten könnte. Auf die Initiative von einigen einflussreichen und vermutlich wohlhabenden Bewohnern, konnte ein Scheinarbeitslager ausserhalb des Ghettos von Kozienice errichtet werden. Es kam zustande durch Bestechung der polnischen Behörden. Die Polen machten dann einen Deal mit den Deutschen. Es wurden ein paar Baracken errichtet, ein Drahtzaun gezogen, worauf etliche hundert Familien mit wenigen Kindern vom Ghetto ins Lager übersiedelten. Das Lager wurde zum Schein von den polnischen Polizisten bewacht. Die Menschen hat man dort zur Arbeit geschickt. So viel ich mich erinnere, wurden die Menschen mit Ausheben von Schützengräben und ähnlich nutzloser Arbeit beschäftigt. Meine Eltern, meine jüngere Schwester und ich sind zusammen in dieses erste Lager gebracht worden. Da meine Eltern durch ihre Berufe Kontakte zu vielen Polen hatten, konnten sie vor unseren Eintritt in das Lager erreichen, dass eine Bauernfamilie auf dem Lande meine Schwester und mich aufnahm – selbstverständlich gegen Bezahlung.



Wir Kinder kamen zu den Bauern und wurden als Verwandte aus Warschau vorgestellt, die Eltern blieben im Lager. Vom Aufenthalt bei den Bauern blieb mir in Erinnerung, dass oft christliche Kinder zu Besuch kamen und als Erstes fragten, wer wir seien. Wir waren die Cousins aus Warschau, versehen mit typisch polnischen Namen. «Das stimmt nicht», sagten sie, «das sind Juden.» Die Polen haben es immer gerochen. Während meine Schwester und ich auf dem Bauernhof waren, wurde das Ghetto in Kozienice aufgelöst. Die Bewohner wurden abtransportiert. Die einen sagten, sie würden in ein grösseres Ghetto gebracht, andere meinten sie würden direkt nach Majdanek oder Treblinka transportiert. Das Lager, wo meine Eltern jetzt waren, wurde nun zu einer Insel in einer feindlichen, polnischen Welt.

Kurz nach Auflösung des Ghettos von Kozienice kamen Deutsche in das Scheinlager, begleitet von polnischen Polizisten. Ein Teil der Insassen wurde im Eiltempo auf Lastwagen verfrachtet und abtransportiert. Mein Vater war nun unter den Abtransportierten. Wir haben seitdem nichts mehr von ihm gehört. Meine Mutter blieb im Lager. Nachdem die Bauernfamilie vom Abtransport unseres Vaters gehört hatte, wollte sie uns Kinder nicht mehr behalten. Vielleicht hatte sie Angst um die eigene Familie, oder wusste sie, dass unsere Mutter, die nun allein war, nicht mehr zahlen konnte? Es dauerte nicht lange, bis unsere Mutter uns ins Lager zurücknehmen musste. Ich schätze, dass wir etwa sechs Monate bei den Bauern verbrachten. Eines Abends fuhren deutsche Lastwagen im Lager vor. Alle wurden von den Baracken auf die Lastwagen getrieben. Alles ging sehr rasch, bedrohlich und sehr laut vor sich – mit viel Hundegebell. Wir wurden auf die Lastwagen zusammengepfercht, ohne zu wissen, wohin man uns bringen würde. Manche bangten um ihre zurückgelassenen Habseligkeiten, andere um ihr Leben. Führen sie uns irgendwohin, wo wir arbeiten müssen? Oder werden

wir jetzt umgebracht? Ich war mit meiner Mutter und meiner Schwester auf demselben Lastwagen. Meine Mutter sorgte sich um ihr zurückgelassenes Hebammen-Diplom. Alles andere schien ihr egal zu sein. Wir fuhren in der Nacht, und als wir das Gelände der Munitionsfabrik von Skarzysko erreichten, mit all den Kaminen und sonstigen bedrohlichen Fabrikmerkmalen, die den Kleinstadtmenschen unbekannt gewesen sind, waren wir sicher, dass wir jetzt umgebracht werden. Wir wurden abgeladen und in eine Fabrikhalle gebracht. Es wurde uns befohlen alle Wertgegenstände – wie Geld, Gold, Juwelen – abzugeben. Jeder, bei dem solche Gegenstände später noch gefunden würden, werde an Ort und Stelle erschossen. Anschliessend sollen wir gebadet und desinfiziert werden, hiess es. Auf dem Transport hatte mir meine Mutter gesagt, dass sie Wertgegenstände in meinem Mantel eingenäht habe. Als uns nun mit Erschiessen gedroht wurde, bekam ich Angst. Als sie mich zu durchsuchen begannen, sagte ich: «Vielleicht habe ich doch was auf mir.» Sie betasteten meine Kleider besonders lange und fanden schliesslich die Stelle in meinem Mantel, rissen den Saum auf, nahmen die Gegenstände weg, liessen mich aber gehen. Jetzt müssen wir duschen – Frauen und Männer separat. Ich gehe mit den Frauen. Wir kommen in einen grossen Duschaum und wissen nicht, ob das unser letzter Weg ist. Die Blicke der Frauen sind auf die Decke mit den Brausen gerichtet. Werden sie uns nun umbringen? Meine Mutter klammert meine Schwester und mich eng an ihren nackten Körper. Die paar Minuten bis die Duschen von Brausen betätigt wurden, scheinen ewig zu dauern. Doch dann kam Wasser. Danach erhielten wir unsere Kleider zurück und wurden ins KZ Skarzysko eingeliefert. Wir sollen jetzt in der Munitionsfabrik arbeiten. Das Lager bestand aus einer Anzahl Baracken, welche durch einen elektrisch geladenen Stacheldraht umzäunt waren. Die Baracken waren durch Gänge unterteilt, auf jeder Gangseite befanden sich mehrstöckige Pritschen.

Als Schlafunterlage gab es Strohsäcke, zum Zudecken eine Decke. Am Morgen wurden wir früh geweckt und zum Appell aus den Baracken gejagt. Auf dem Appellplatz musste man oft stundenlang stehen, bis sich die Bewacher über die Anzahl der Häftlinge einig waren. Anschliessend gab es eine undefinierbare, warme Brühe und die Brotration für den Tag. Die übrigen Mahlzeiten bestanden aus einer wässrigen Suppe am Mittag und nochmals einer Brühe am Abend ohne Brot. Man hatte ständig Hunger. Ein Teil der Häftlinge wurde zur Arbeit in die Fabriken abkommandiert, ein Teil blieb im Lager zur Besorgung der Infrastruktur. Das grosse Problem waren die wenigen Kinder. Wir waren ganz den Launen unserer Bewacher ausgeliefert. Sie bestimmten, ob wir arbeitsfähig waren, oder ob wir liquidiert werden sollen. Die wenigen ganz Kleinen, wie meine Schwester – sie war damals circa fünf Jahre alt –, wurden von den im Lager zurückgebliebenen Häftlingen versteckt, beziehungsweise den Blicken der Bewacher entzogen. Wir ältere Kinder, ich war inzwischen neun Jahre alt, gaben uns als älter aus und versuchten uns im Lager beim Putzen, Bodenpflegen nützlich zu machen. Unser Leben hing ja davon ab, zu beweisen, dass wir schon arbeiten können.

Es ist natürlich Vieles passiert, das zu erzählen hier zu weit führen würde. Aber erwähnen möchte ich, was mir am Eindrücklichsten noch heute vor Augen steht. Die Begegnung auf dem Lagerplatz mit einem unserer Bewacher in Begleitung eines sogenannten «Lagerpolizisten», einem jüdischen Häftling. «Was machst du hier?», fragte mich Kennemann, der SS-Mann. Er war kleingewachsen, mittleren Alters und hatte einen Buckel, der sich unter seiner Schmuckuniform hervordrückte. Er bewegte sich langsam, trug eine schwarze Uniform, glänzende Stiefel und am Gürtel war seine Pistole befestigt. In der Rechten hat er ständig seine Peitsche mitgetragen. Er war für jedermann im Lager, aber für mich besonders,

ein sehr gefürchteter Mann. «Warum arbeitest du nicht?», fragte er. «Ich habe bis jetzt gefegt, aber jetzt habe ich kalt. Ich habe keine Schuhe.», antwortete ich. «Dann werde ich dich erschiessen.», sagte Kennemann. Er zog seine Pistole und richtete sie auf mich. Ich fing an zu weinen, um mein Leben zu betteln. Der jüdische Polizist, der Kennemann begleitete, aber keinen Einfluss auf dessen Tun hatte, lächelte. Ja er lachte sogar, als ob dies alles nur ein Scherz wäre, ein harmloses Spiel. Vielleicht war es das chauviale Verhalten seines jüdischen Begleiters, das Kennemann bewegte, mich zum Teufel zu jagen mit den Worten: «Wenn ich dich noch einmal erwische, erschieße ich dich.» Unvergesslich sind mir auch die periodischen Lagerbesuche des noch mehr gefürchteten SS-Mannes Bartenschlager.<sup>1</sup> Er kam in Zivil mit Hut und langem Ledermantel von ausserhalb und mit grosser Begleitung. Gewöhnlich kam er am Abend. Wir mussten für ihn stundenlang am Appellplatz stehen, bis er einige Frauen ausgesucht hatte und aus dem Lager mitnahm. Am nächsten Tag wurden die Frauen erschossen ins Lager zurückgebracht. Von Zeit zu Zeit versuchten Häftlinge aus der Fabrik zu fliehen. Es ist aber selten einem gelungen. Sie wurden schnell entweder von den Deutschen gefangen oder von den Polen verraten und ins Lager zurückgebracht. Zur Abschreckung wurden sie auf dem Appellplatz vor den versammelten Häftlingen aufgehängt. Wir mussten zuschauen. Später hatte ich Glück in diesem Lager. Ich bekam eine Arbeit als Torhüter ausserhalb des Lagers und zwar in einem Konsum, wo die Polen ihre Lebensmittelrationen einkauften. Der Konsum war an die deutsche Kommandantur angegliedert, denn durch das Tor sind viele deutsche Wagen ein und ausgefahren. Tagsüber öffnete und schloss ich das Tor.

1 Bartenschlager, Georg; SS-Hauptsturmführer; \* 30.07.1912 in Lindau; SS Nu. 77 325, NSDAP Nu. 4 390 3721937; Kommandant vom HASAG Lager Cze-stochowa; Verwaltung KL Sachsenhausen; 1940 Referent für Unterkunftsverwaltung im Stab; Inspekteur der Konzentrationslager.

Das war eine gute Arbeit. Natürliche Bedürfnisse gewährten mir Pausen, in denen ich lernte, Lebensmittel mitlaufen zu lassen. Auf diese Weise hat meine Arbeit meiner Mutter, meiner Schwester und auch mir geholfen zu überleben. Irgendwann erkrankte ich an Typhus. Ich wurde in das Krankenzimmer des Lagers eingeliefert. Ich weiss nicht, wie lange ich dagelegen habe, aber mir war klar, dass ich so schnell als möglich wieder auf die Beine kommen musste. Meine Mutter besuchte mich und beschwor mich, rasch wieder gesund zu werden, sonst würden meine Schwester und sie verhungern. Ich wurde gesund und bekam meinen Job am Tor wieder. In diesem KZ Skarzysko verbrachten wir zwei Jahre. Ausser der Angst um unser Leben, dem Hunger und der Furcht krank zu werden, mussten wir in den Schlafbaracken mit der Rattenplage fertigwerden. Es kam nicht selten vor, dass Häftlinge von Ratten angefallen wurden. Ich wurde von ständigen Ängsten geplagt. Am Tor fürchtete ich, nach meinem Alter gefragt zu werden. Am meisten fürchtete ich mich, wenn ich dem SS-Mann Bartenschlager öffnen musste. Auch davor, beim Stehlen von Lebensmitteln im Konsum erwischt zu werden. Unvergesslich ist mir aus jener Zeit der junge Moshe. Er war damals vielleicht sechzehn Jahre alt und Fuhrmann im Lager. Er führte auf seinem Pferdewagen die Mahlzeiten für die Deutschen und deren ukrainischer Gehilfen. Meistens war er von einem Deutschen begleitet. Für ihn habe ich das Tor gerne geöffnet. Moshe lachte immer, wenn er hindurch fuhr. Auf einer seiner Touren spielte sein deutscher Begleiter mit seinem Gewehr, welches unerwartet losging. Die anderen Wachen kamen dem Deutschen zur Hilfe. Sie richteten die Gewehre auf Moshe, bereit ihn niederzuknallen. Sein Begleiter rettete ihm das Leben, der seinen Kollegen blitzschnell erklärte, dass es seine eigene Unvorsichtigkeit gewesen war, die den Schuss auslöste. Auch das hat es manchmal gegeben.

Als wieder einmal alle Häftlinge zum Appell antreten mussten, spürte man, dass sich etwas Ausserordentliches anbahnte. Nach langem Anstehen am Appellplatz, hörte man ein leises Geräusch, das immer deutlicher wurde. Es kamen Lastwagen, die uns verschleppen sollten. Alle Häftlinge wurden auf die Lastwagen gejagt und nach Częstochowa abtransportiert. Częstochowa war, und ist heute noch, eine christliche Pilgerstadt in Polen, bekannt für die schwarze Madonna. Weniger bekannt ist, dass es dort auch Munitionsfabriken gab, an die ein KZ für Juden angegliedert war. Dorthin wurden wir verfrachtet, dort verbrachte ich die Zeit bis November 1944. Die Dusch- und Desinfektionsprozedur war ähnlich, wie im früheren Lager Skarzysko. Ich ging wieder in den Duschraum der Frauen. Unsere Blicke waren wieder auf die Decke, wo sich die Brausen befanden, gerichtet. Und zum Glück kam auch hier wieder Wasser. Die Lagereinrichtungen unterschieden sich nicht von den uns schon bekannten. Die Häftlinge bekamen jeden Morgen nach dem Appell ihre Brühe und die Brotration und wurden in Kolonnen zur Arbeit in die Munitionsfabriken abgeführt. Die Essensrationen wurden immer kleiner, man hatte ständig Hunger. Die Kleider wurden immer dreckiger und nicht ersetzt. Wer keine Schuhe mehr hatte, umwickelte seine Füße mit Lumpen oder Sacktuch. Die wenigen Kinder, die noch in diesem Lager waren, mussten sich noch besser verstecken, noch vorsichtiger sein. Nur ja nicht auffallen und ausser Sichtweite der Bewacher bleiben. Mit elf Jahren gab ich mich als Vierzehnjähriger aus und durfte im Lager Putzarbeiten verrichten. Meine Schwester hielt sich weiterhin versteckt, meine Mutter arbeitete an einer Maschine in der Munitionsfabrik. Ich erinnere mich nicht nur an die ständige Angst, sondern auch an den dauernden Hunger und die Kälte in dieser Zeit. Einmal versuchte ich, nahe am Lagerzaun ein paar rohe Kartoffeln zu ergattern. Ich wurde von den Wachen erwischt, zusammengeschlagen und in eine Zelle gesperrt. Ich weiss gar nicht, wie lange es dauerte, bis sie mich wieder gehen

liessen. Ich erinnere mich, wie eine Kolonne Personenwagen mit SS-Männern unerwartet zur Inspektion kamen. Alle Häftlinge wurden aus den Baracken zum Appellplatz herausgetrieben. Wieder einmal dachten wir, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Meine Mutter versuchte verzweifelt, mich zu retten. Wenigstens einer der Familie sollte überleben. Wie sonst soll die Nachwelt von unserem Schicksal überhaupt erfahren. Sie flehte mich an, nicht auf den Appellplatz herauszukommen. Ich sollte mich unter der untersten Pritsche verstecken und nachdem alle anderen weggeführt seien, sollte ich mich irgendwie durchschlagen. Ich tat was sie mir sagte. Unter der Pritsche konnte ich das Gebrüll von draussen hören und bekam es erst recht mit der Angst zu tun, als mir klar wurde, dass ich jetzt ganz allein war. Was sollte ich jetzt tun? Werden sie womöglich die Baracken in Brand stecken, wenn alle Häftlinge abtransportiert sind? Vieles ist mir durch den Kopf gegangen, bis ich erleichtert hörte, dass die Häftlinge auf dem Appellplatz abtreten durften und in die Baracken zurückkamen. Dies ist eines der vielen Erlebnisse, an die ich mich regelmässig erinnere. Ich erinnere mich an einen Tag im November '44, an dem eine Selektion durchgeführt wurde. Viele Häftlinge arbeiteten zu dieser Tageszeit noch in der Fabrik, so auch meine Mutter. Jene, die sich im Lager aufhielten, wurden in grosser Eile auf dem Appellplatz zusammengetrieben. Im Schnellverfahren wurden jene Häftlinge bestimmt, welche ins Ungewisse abtransportiert werden sollten. Es waren nur Männer, darunter auch ich.

Meine Schwester hielt sich nach wie vor im Lager versteckt, als sie erfuhr, dass auch ich zum Abtransport bestimmt war, kam das jetzt acht Jahre alte Mädchen aus der Baracke, um sich von mir zu verabschieden. Sie gab mir das von der Mutter als Reserve versteckte Stück Brot mit auf den Weg. Wir weinten beide. Wie wird es der Mutter zumute sein, wenn sie aus der Fabrik kommt und mich nicht mehr vorfindet? Das habe ich vor anderthalb Jahren in Florida bei

meiner Schwester erfahren. Die Marschkolonne, die vom Lager weggeführt wurde, reichte aus, um eine grosse Zahl geschlossene Viehwaggons zu füllen. Es wurde ein langer Zug und in den Waggons gab es kaum mehr als Stehplätze. Als Toilette diente an Ort und Stelle ein grosser Eimer, der oft überlief. Brot und Wasser gab es auf dieser Reise ins Ungewisse nicht, ausgenommen, was der Einzelne selbst hatte mitnehmen können. Die Waggons wurden von aussen verriegelt. Der einzige Kontakt nach draussen bestand in einer offenen Luke, durch die man hinausschauen konnte, sofern man überhaupt bis zur dieser Stelle durchkam. Von diesem Transport bleiben mir der Durst, der Gestank und die Angst, von den Erwachsenen zertrampelt zu werden, in Erinnerung. Ich war nun zum ersten Mal von meiner Mutter und meiner Schwester getrennt. Ich war zwar mit vielen anderen zusammen und doch war ich ganz allein. Ich weinte unaufhörlich und Moshe, der junge Fuhrmann aus dem Lager Skarzysko, tröstete mich. «Hör endlich auf zu weinen», wiederholte er ständig. «Wir werden schon bald deine Mutter und deine Schwester wiedersehen.» Er tröstete mich auf der ganzen Reise, bis wir nach einigen Tagen bei der Station Buchenwald aus den Waggons herausgetrieben wurden. In der Zwischenzeit war es Winter geworden und ich konnte mit dem Schnee, der auf dem Boden lag, endlich meinen Durst stillen.

Hier in Buchenwald bekam ich zum ersten Mal die gestreifte Häftlingsuniform. Die Nummer 115110 war jetzt mein Identifikationszeichen. Ich hatte keinen Namen mehr. Einige Wochen später, kurz vor der Befreiung durch die russische Armee, wurden die übrigen Häftlinge vom Lager Częstochowa ins KZ Bergen-Belsen transportiert. Die Reise führte durch Buchenwald. Circa sechs Monate bis April '45 habe ich in Buchenwald verbracht. Angst, Hunger, Brutalität und Einsamkeit waren meine ständigen Begleiter. Wir wussten zwar, dass sich das Ende des Krieges näherte, aber ob wir das



noch würden erleben dürfen? Unser Wille zu Überleben wurde durch unser tiefes Verlangen gestärkt, der Nachwelt die Grausamkeiten zu vermitteln, die wir zu dieser Zeit erleben mussten. Unsere Leiden sollten künftigen Generationen als warnendes Zeichen vor Augen halten, was passieren kann durch «mans inhumanity to man», (durch des Menschen Unmenschlichkeit am Menschen), wenn der Mensch sich selbst auf ein derart unmenschlich tiefes Niveau, zu solchen Untaten gegenüber anderen erniedrigen lässt. Nach Buchenwald wurden nicht nur Juden gebracht. Menschen aus vielen, von den Deutschen besetzten Ländern wurden an diesen Ort verfrachtet, wurden zu Häftlingen gemacht, obwohl sie sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen. Es gab auch russische Kriegsgefangene in Buchenwald. Eines Tages kam ich mit einem von ihnen, dem russischen *Major Boris di Marfait* ins Gespräch. Er konnte es einfach nicht fassen, dass ich – ein dreizehnjähriger junger Häftling – in Buchenwald war. Er hatte eine privilegierte Stellung in seinem Block und konnte oft etwas mehr Brot und Suppe organisieren, was er dann mit mir geteilt hat. Er gab mir eine Zeit lang auch moralische Unterstützung, indem er mir Mut zum Überleben gab und versprach nach dem Krieg meine Mutter und Schwester zu suchen. Er wollte uns alle drei nach Russland, zu seiner eigenen Familie bringen. Später brach er sich ein Bein, verlor seine Privilegien und verschwand plötzlich. Ich weiss nicht, ob er ermordet wurde oder ob er wegen seiner eigenen Leiden mit sich selbst fertig werden musste. Ich sah ihn nie wieder. In Buchenwald wurden tausend russische Kriegsgefangene, während vorgetäuschten ärztlichen Untersuchungen, von der SS-Lagerleitung durch Genickschuss ermordet. Anfang April '45, als wir ahnten, dass das Kriegsende und unsere Befreiung kurz bevorstehen, wurde eine der letzten Selektionen in Buchenwald durchgeführt. Einige Tage vor der Befreiung des Lagers durch die Amerikaner wurden einige tausend Häftlinge, vor allem russische Kriegsgefangene und Juden,

zusammengetrieben – auch ich war wieder dabei. In grosser Eile wurden wir auf einen Zug aus offenen Waggons verfrachtet und nach einem, uns unbekanntem Ziel, abtransportiert. Der Transport dauerte einen ganzen Monat. Es war der letzte Monat des Krieges. Was wir auf diesem Transport noch erleben mussten, übertraf Einiges, das in den letzten fünf Jahren bereits Erlebten. Der Monat war kalt, nass, verschneit. Wir sassen in den offenen Waggons in unserer spärlichen, verlumpten Kleidung schutzlos dem Wetter ausgesetzt. Wir froren und zu essen gab es manchmal tagelang nichts. Der Zug wurde circa vier Wochen lang von Ort zu Ort, von Station zu Station hin und her geschoben. Manchmal stand er einige Tage still, dann konnten wir aussteigen und pflückten Gras, um uns eine Brühe zu kochen. Es gab viele Tote in Folge von Hunger, Kälte und Krankheit. Die Toten wurden auf einem Waggon, direkt neben dem unseren aufgeladen. Immer mehr Menschen starben. Periodisch gab es Fliegeralarm. Unser Transport wurde von alliierten Flugzeugen überflogen. Sie flogen tief, fast über unseren Waggons und die Piloten müssen bemerkt haben, dass es sich hier um einen Häftlingstransport handelte. Wir winkten ihnen mit aller Kraft zu – besonders die russischen Kriegsgefangenen haben sich gut bemerkbar gemacht. Die Flugzeuge beschossen den Zug nie direkt, sondern seitlich unserer Waggons. Die Wachen, die sich zwischen und unter den Zug verkrochen haben, hatten nie auf die Flugzeuge gezielt. Wir waren mehrere jüdische Kinder auf diesem Transport. Die Russen, die mit uns sprachen, ermutigten uns zu fliehen. Sie wussten, dass es nur noch eine Sache von Tagen war, bis der Krieg zu Ende ging. Es kam einmal so weit, dass die Russen versuchten, die ukrainischen Wachen zu überreden, die Kinder gehen zu lassen. Das hat nichts genützt. «Das sind alles Juden,», hiess es, «die sollen verrecken.» Nach mehreren Tagen ohne Essen wurde uns in der Dunkelheit der Nacht eine Suppe ausgeteilt. Beim ersten Schluck merkte ich, dass die Flüssigkeit ungeniessbar war. Die Brühe war voller

Salz. Ich habe sie nicht getrunken. Viele, die davon getrunken haben, waren am nächsten Tag tot. Ich behielt meine Portion und verdünnte sie am nächsten Morgen mit Wasser und Gras. Jorge Semprún, ehemaliger Kämpfer der französischen Résistance, später Buchenwald-Häftling, und nach dem Tod von Franco spanischer Kulturminister, berichtet in seinem Buch *Die grosse Reise* das Gleiche. Ein Hinweis, dass dies eine der wenig bekannten Tötungsstrategien der Deutschen war.

Nach dieser langen und quälenden Reise kam der Transport mit circa zehn Prozent der ursprünglichen Anzahl an Häftlingen im Ghetto Theresienstadt an. Es muss der 6. Mai '45 gewesen sein. Die deutschen und ukrainischen Wachen entfernten sich vom Transport – sie flüchteten. Die Tschechen, die uns Überlebende in den Waggons gesehen hatten, waren über unseren Zustand entsetzt. Sie halfen uns mit was sie nur konnten. Am 8. Mai '45 sahen wir die ersten russischen Soldaten. Sie hatten uns befreit. Für uns begannen nun andere Probleme: wir waren Kinder und allein, wir wussten nicht wohin. Als das Ende des Krieges in Sicht war, machte sich das jüdische Flüchtlingskomitee in Grossbritannien Gedanken, wie es den Überlebenden der KZs helfen könnte. Da das Komitee bis 1939 10.000 Kinder aus Deutschland ins Land gebracht hat, konnte es auf eine grosse Erfahrung im Umgang mit Kindern und Waisen zurückblicken. Es stellte einen Antrag, eine grössere Anzahl Kinder aus den KZs nach Grossbritannien bringen zu dürfen. Im Juni '45 erteilte das englische Innenministerium dem Flüchtlingskomitee die Bewilligung tausend Waisenkinder unter sechzehn Jahren auf eigene Kosten nach England zu bringen. Anfänglich teilte die britische Besatzungsarmee in Deutschland dem Komitee mit, dass es keine überlebenden Kinder gäbe. Die erste Gruppe von Kindern wurde später im Ghetto Theresienstadt gefunden. Wir waren circa 300 und wurden am 14. August '45 in Lan-

caster-Bombern der Royal Airforce von Prag nach Windermere in England geflogen. Später wurde der Transport auf 732 Jugendliche aus verschiedenen Orten erhöht. Es fanden sich keine Tausend. In Windermere wurden wir in eine barackenähnliche Anlage, die zur Zeit des Krieges als Unterkunft für Arbeiter der Flugzeugindustrie, untergebracht. Jeder durfte sein eigenes Zimmer beziehen. Die friedliche Umgebung, die liebenswürdigen Menschen, die uns betreuten, das wunderbare Essen und die blitzblanke, weisse Bettwäsche waren für uns paradiesische Zustände. Wir verbrachten dort drei Monate. Ärzte und Zahnärzte untersuchten uns. Es wurden uns hier die Grundregeln der englischen Sprache beigebracht, und uns auch an die Regeln der normalen zwischenmenschlichen Kontakte, die wir lange vermissten, erinnert. Nachher verteilte man uns auf diverse *Hostels*, also Kinderheime, in ganz Grossbritannien. Für mich begann in Ascot, bekannt für das jährliche königliche Pferderennen, die Vorbereitung für einen ordentlichen Schuleintritt. Es gab viel nachzuholen, da wir während fast der ganzen Kriegszeit keine Schule besuchen durften. Hier ins Ascot habe ich erst Anfang 1946 den ersten Brief von meiner Mutter erhalten. Meine Mutter und neunjährige Schwester haben das KZ Bergen-Belsen überlebt. Erst im Jahre 1948 konnte ich sie dort besuchen. Ich war einer der ganz wenigen meiner Gruppe, die Familienangehörige lebend gefunden haben. Das ist meine Geschichte.

ALFREDO CECCARELLI

## Dunkle Zeiten an der Adria

*Alfredo Ceccarelli wurde 1934 in Viserba, nahe Rimini, in Italien als Sohn eines Kommunisten geboren. 1938 floh dieser vor den italienischen Faschisten nach Deutschland und arbeitete dort bis 1946 als Maurer. Mit Beginn der Kriegshandlungen suchte Alfredo mit seiner Mutter Schutz bei Verwandten im Landesinneren. Wenige Monate vor Ende des Krieges versteckte sich die Familie in den Grotten von Santarcangelo. Nach dem Krieg lebte Alfredo in Rimini, später zog er mit seiner Schweizer Ehefrau ins Dreiländereck. Er berichtet über seine Erinnerungen an die Kriegsjahre in Italien und sein Leben nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.*

*Im Gespräch mit Dan Shambicco | Juli 2016*

### Meine Kindheit

«Ich bin in Viserba, einer Kommune von Rimini, im Jahre 1934 geboren. Mein Vater war Kommunist und Analphabet. Er war von Beruf Maurer und baute uns in Viserba ein kleines Haus, wo ich mit meinen Eltern und mit meinen zwei Schwestern aufwuchs. Zur Sommerhauptsaison vermieteten wir das Haus an Touristen, meist Mailänder. Während diesen Monaten arbeitete meine Mutter zudem als Putzfrau in Rimini und mein Vater verkaufte Wassermelonen. Meine Kindheit ist jedoch mit viel Leid verbunden. Mit sechs Jahren kam ich von der Schule zurück und sah auf der Strasse eine Menschenmenge, vernahm dabei auch Geschrei. Als ich mich ihnen näherte, sah ich meinen Vater kniend am Boden, dabei peitsch-

ten ihn die Faschisten aus. Er schrie laut um Hilfe, aber leider vergebens. Noch vor Kriegsausbruch, anno 1938, erhielt mein Vater von einem italienischen Offizier ein Angebot als Maurer in Deutschland zu arbeiten. Bisher konnte er unsere Familie mit Fischfang oder mit Lebensmitteln von Verwandten im Landesinneren ernähren, doch nun reichte uns das Geld zum Überleben nicht mehr aus. Zudem lebte er als Kommunist ständig in Gefahr und wollte fliehen, bevor ihn die Faschisten auch deportieren würden. Der Offizier fuhr fort und sagte ihm, dass Hitler Maurer suche. Mein Vater erwiderte, dass er Kommunist sei und Hitler einem Tiger gleiche. Daraufhin antwortete ihm dieser Herr, dass er keine Angst haben solle, denn wenn er sich im Maule des Tigers befände, könne er selbst nicht gebissen werden. So begab sich mein Vater nach Deutschland und arbeitete dort von 1938 bis 1946. Zur Unterstützung sendete er uns dabei monatlich einen Geldbetrag nach Italien.

### **Die Kriegsjahre an der Adria**

Ich war mit meiner Mutter auf einem Friedhof in Rimini, als am 2. November 1940 die Sirenen den Alarmzustand ausriefen und das erste Bombardement auf Rimini begann. Im Jahre 1942 intensivierten sich täglich die Luftangriffe der Alliierten. Gemeinsam mit meiner Mutter und meinen Schwestern floh ich ins Landesinnere nach Santarcangelo zu Verwandten. Mein Onkel besass dort ein grosses Haus. Eines Tages betrat die Wehrmacht dieses Haus und übernahm dabei für ein Kommando den ersten Stock. Nun waren dort deutsche Offiziere einquartiert. Mein Onkel verbot es ihnen nicht, zu gross war seine Eigenfurcht. Vor Ort waren auch kriegsgefangene Mongolen, welche die Deutschen mit der Drohung, ins Konzentrationslager zu kommen, erpressten, falls sie nicht für die Wehrmacht kämpfen würden. Ich erinnere mich noch lebhaft daran,

als zwei Mongolen auf Rössern mit einem Karren voller Salami und anderen Fleischsorten daher ritten. In einer Kurve flog dabei ihr Karren um, und die Salamis landeten dabei direkt im Kuhmist. Danach befreiten wir das Fleisch vom Schmutz und nahmen es aufgrund des Nahrungsmangels mit nach Hause.

### **Das Schicksal der Juden**

Die Menschen waren über das Schicksal der Juden gut informiert. Mein Schwiegervater arbeitete während der Kriegsjahre im Gotthardtunnel, und als manche Züge in seiner Nähe für eine kurze Wartezeit anhielten, vernahm er Gejammer und Weinen aus den Waggons. Vermutlich handelte es sich dabei um Deportationen aus Italien über den Gotthard. Beweise dafür gibt es jedoch keine.

### **Die Grotten von Santarcangelo**

Mit der Invasion der Alliierten in Süditalien spürten auch wir, wie sich die Bombardements zunehmend näherten. So beluden wir ein Fahrrad, welches nur noch aus zwei Metallrädern ohne Gummiprofil bestand, mit Brot, Knoblauch, Zwiebeln und Konfitüre. Im Jahre 1945, vier Monate vor Kriegsende, brachen meine Mutter, meine Schwestern und ich, sowie Verwandte zu den Grotten von Santarcangelo auf. Auf unserem Wege mussten wir einen kleinen Fluss überqueren. Leider kippte das beladene Fahrrad meiner Mutter ins Wasser und wir verloren dabei unsere Lebensmittel. Als wir bei den mittelalterlichen Grotten von Santarcangelo ankamen, bildete sich dort vor dem Eingang eine Menschenansammlung, deren Geschrei ich bis heute noch lebhaft in Erinnerung habe. Schätzungsweise zwei- bis dreitausend Menschen hielten sich zur selben

Zeit in den Grotten auf, welche aus Erde und teils Schlamm bestanden. Diese glichen einem Labyrinth, wo alle zwei Meter ein weiteres kleines Loch zum Unterschlupf zur Verfügung stand. In diesen Schlammlöchern wurden sogar Kinder geboren. Wir hatten Glück; die erste Grotte unmittelbar beim Eingang war nicht besetzt. Niemand wollte sich dort aufhalten aus Angst vor Bombeneinschlag. Jeder half jedem. Das war eindrucklich. Das wenige Gemüse wurde gerecht verteilt. Wir ernährten uns hauptsächlich von Suppen. Eines Morgens vernahm ich Menschenrufe. So kündigten sich die Amerikaner an. Dies bedeutete für uns das Ende unserer Leidenszeit in den Grotten. Am darauffolgenden Tag kehrten wir wieder nach Viserba zurück. Auf dem Wege dorthin sah ich viele brennende Panzer der Wehrmacht, tote Soldaten sowie zahlreiche metertiefe Bombeneinschlagslöcher.

### **Die Nachkriegszeit in Viserba**

Als wir in Viserba ankamen, bemerkten wir, dass dort keine Bomben gefallen waren – ausser eine direkt auf unser Haus. Deshalb lagen darin vier verwesene Leichen am Boden. Es handelte sich bei den Toten um eine vierköpfige Familie aus Neapel, welche dort einzog, als wir ins Landesinnere flohen. Die Amerikaner beseitigten die Leichname. Verständlicherweise wollte ich nicht mehr in diesem Haus leben. Meiner Mutter ging es genauso, und so schliessen wir erst einmal in einem der damals noch wenigen Hotels am Strand von Viserba. Längerfristig wohnten wir danach in einem Haus eines Verwandten. Für ein Kind in meinem Alter war die unmittelbare Nachkriegszeit spannend. Ich und meine Kollegen spielten mit den Relikten des Krieges, beispielsweise mit Handgranaten oder kletterten auch einmal in einen Panzer hinein. Wir konnten aber nur folgende vier Wörter auf Englisch sprechen: «Please»,



«chewing gum», «cigarette», «chocolate». Rimini war nach dem Kriege komplett zerstört – kein Haus blieb bestehen. Ausser einer Tante überlebte jedoch meine ganze Familie den Krieg.

### **Begegnung mit Winston Churchill**

In den Fünfzigerjahren besass ich gemeinsam mit meiner Schwester eine Bäckerei am Gardasee, in der ich zwei Jahre arbeitete. Dabei verteilte ich morgens mit dem Fahrrad die frischen Brötchen an die Kunden. An einem nebligen Herbsttag belieferte ich eine kleine, aber renommierte Pension. Selbst Queen Elisabeth und bekannte Schauspieler verbrachten dort ihren Urlaub. Ich sah einen Mann mit einem schwarzen Mantel und Hut bekleidet, welcher offensichtlich am Malen war. Daraufhin fragte ich die Frau, welcher ich die Ware übergab, wer das sei. Sie teilte mir mit, dass es sich um Winston Churchill handle. Behutsam näherte ich mich ihm und als er meine Anwesenheit bemerkte, drehte er sich in meine Richtung. Mit seiner für ihn typischen Zigarre im Mund sagte er zu mir: «Hello boy!» Dabei erschrak ich sehr über seine Aussage und ging weg. Auf Englisch hätten wir uns ja nicht unterhalten können.

### **Ein Besuch in der Grotte von Santarcangelo nach dem Krieg**

Ich habe die Grotte nach Kriegsende mehrmals besucht. Im Sommer 1998 sogar mit fünfundvierzig Basler Polizisten, da ich langjähriges Mitglied des Polizeiturnvereins war. Wir haben mit einem Reiseocar eine Fahrt dorthin unternommen. Dabei konnte ich ihnen die Grotte von Santarcangelo zeigen, auch Rimini und selbst den Fluss, den wir überqueren mussten. Die Polizisten waren beein-

druckt und sichtlich berührt. Einige verstanden nicht, wie wir damals in diesen Erdlöchern überleben konnten. Aus den Grotten wurde nun ein Museum errichtet.

Jahrelang litt ich nach dem Krieg unter Albträumen und habe im Schlaf geschrien. Oft sah ich in meinen Träumen die Nationalsozialisten mit ihren Stiefeln. Erst als ich meine Lebensgeschichte auf Italienisch niederschrieb, hörten diese Albträume erstaunlicherweise auf. Dies war mein Weg zur Verarbeitung dieser Geschehnisse.

*Bemerkung:* Im Jahre 2017 ist Alfredo Ceccarelli verstorben.

## 8. Zeittafel

### 1911

Schweizer Grenzsperrung für «Zigeuner» (Sinti, Roma), Jenische und Fahrende aufgrund der Initiative von Eduard Leupold, Adjunkt der Polizeiabteilung des EJPD (Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartements) und Erstellung einer «Zigeunerregistratur» (aufgehoben im Jahre 1972).

### 1914

28. Juli: Beginn des Ersten Weltkrieges in Europa.

### 1918

11. November: Ende des Ersten Weltkrieges.

### 1920

24. Februar: Erste Grossveranstaltung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP). Vorsitzender Adolf Hitler (1889-1945), hervorgegangen aus der Deutschen Arbeiterpartei (1919).

### 1933

28. Februar: «Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat» (auch bekannt als Reichstagsbrandverordnung). Ausserkraftsetzung der Grundrechte. De facto Verbot der KPD.

31. März: Weisung des EJPD (Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartements): Flüchtlingen ist nur vorübergehend Aufenthalt zu gewähren.

7. April: Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. «Nichtarische» Beamte sind in den Ruhezustand zu versetzen (§3).

Beginn der Fluchtbewegung deutscher Oppositioneller und Juden wegen Boykotts jüdischer Geschäfte, Verdrängung aus Militär, Berufen und Ämter. Zu diesem Zeitpunkt leben ca. 525.000 Juden in Deutschland.

April-Mai: Ankunft von 7.500 Flüchtlingen am Badischen Bahnhof Basel.

14. Juli: «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses». Beginn der Zwangssterilisation.

15. Oktober: Hitler wird Reichskanzler. Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund.

### **1935**

16. September: Verabschiedung der «Nürnberger Gesetze». Diese umfassten das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» (auch bekannt als «Blutschutzgesetz»). Letzteres trifft Juden und «Zigeuner» gleichermassen. Die Beschlüsse der Konferenz der Internationalen kriminalpolizeilichen Kommission (IKPK) in Kopenhagen internationalisieren die Folgen auf fatale Weise.

### **1936**

Gründung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, u.a. von Gertrud Kurz und Paul Vogt. Massenverhaftungen der Zeugen Jehovas.

### **1937**

Verschärfungen der antijüdischen Schikanen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten ca. 170.000 Juden, ein Drittel der jüdischen Bevölkerung, das Reichsgebiet verlassen (Erste grosse Fluchtwelle in Richtung Schweiz).

## **1938**

12.-13. März: «Anschluss» Österreichs. Flucht im Laufe der folgenden Monaten (von über 100.000 Juden) aus Österreich, rund 6.000 davon in die Schweiz.

28. März: Bundesratsbeschluss zur Wiedereinführung der Visumpflicht für österreichische Passinhaber.

6.-15. Juli: Ergebnislose Flüchtlingskonferenz in Evian-les-Bains bei Genf.

18.-19. August: Ausnahmslose Rückweisung aller Flüchtlinge ohne Visum – Beschluss des Bundesrats. Eine Einreise ist nur noch den Emigranten (mit gültigen Papieren) möglich.

1. September: Erlass der italienischen Rassengesetze gegen Afrikaner und Juden.

29.-30. September: Abkommen zwischen Deutschland und der Schweiz über J-Markierung jüdischer Pässe für erleichterte Rückweisung an der deutsch-schweizerischen Grenze («Berliner Protokoll»). Visumpflicht für Nichtarier mit gekennzeichneten Pässen (Zweite grosse Fluchtwelle in Richtung Schweiz).

4. Oktober: Beginn der Visumpflicht für «Nichtarier» bei Einreise in die Schweiz. Das Wiener Generalkonsulat erteilte nur gegen Arier-Ausweis Visa, die Konsulate von Bregenz (Konsulatangestellter Ernest Prodollet), Mailand (Pio Perucchi, Candido Porta), Venedig (Ferdinand Imhof) und Triest sowie nach Gründung des Vichy-Regimes die Vertretungen in Toulouse, Lyon und Annemasse vergaben grosszügig Einreisebewilligungen in die Schweiz.

5. Oktober: Einführung der J-Markierung für jüdische Pässe in Deutschland.

9.-10. November: «Reichskristallnacht» – Inszenierte Pogrome gegen die deutschen Juden. Ermordung von 400 Menschen, Zerstörung von 1.400 Synagogen und Versammlungsräumen, tausenden Geschäften, Wohnungen und Friedhöfen. Vorübergehende Deportation von 30.000 Juden in Konzentrationslager.

8. Dezember: Erlass zur Bekämpfung der sogenannten «Zigeunerplage». Übergang von Diskriminierung von Juden sowie Sinti und Roma zu systematischer Verfolgung.

### **1939**

20. Januar: Einführung der Visumpflicht für alle Emigranten – Beschluss des Bundesrats.

1. September: Deutscher Überfall auf Polen (Blitzkrieg). Beginn des Zweiten Weltkrieges. 7'000-8'000 Flüchtlinge befinden sich bereits in der Schweiz.

3. September: Frankreich und Grossbritannien erklären Deutschland den Krieg.

5. September: Allgemeine Visumpflicht – Beschluss des Schweizer Bundesrats.

### **1940**

12. März: Einrichtung von Arbeitslagern für Emigranten und Flüchtlinge – Beschluss des Bundesrats.

9. April: Invasion in Norwegen und Dänemark («Unternehmen Weserübung»).

9. Mai-25. Juni: Westfeldzug gegen die Niederlande, Belgien und Luxemburg («Fall Gelb») und Frankreich («Fall Rot»), beginnend mit der Ardennen-Offensive, nachdem durch Truppenverschie-

bung nach Südwesten eine Invasion der Schweiz vorgetäuscht wurde. 40.000 französische und polnische Soldaten flüchten in die Schweiz. Zusätzlich werden 7.500 Personen aus Frankreich interniert, wohin sie wenig später zurückkehren. 12.000 Polen werden in Büren an der Aare interniert.

Im Kanton Baselland gibt es mittlerweile zwanzig Internierungslager, u.a. in Bretzwil, Eptingen, Frenkendorf, Läuelfingen, Muttenz, Pratteln, Sissach, Wintersingen und Wasserfallen.

Oktober 1940: Juden aus Baden und der Saar-Pfalz werden nach Gurs (Pyrenäen) deportiert.

13. September: Beginn des Afrika-Feldzugs unter Rommel.

12. Dezember: Der Schweizer Bundesrat beschliesst die teilweise Schliessung der Grenzen.

## **1941**

6. April: Beginn des Balkanfeldzugs gegen Griechenland und Jugoslawien mit italienischer und ungarischer Unterstützung. Ab Mai Ermordung kroatischer Juden in Lagern des Ustascha-Regimes und Deportierung nach Auschwitz. Ab Oktober Serbien und Kroatien «judenfrei». Aus Griechenland werden rund 46.000 Juden deportiert und umgebracht.

Deutsche 11. Armee seit 1940 in Rumänien stationiert. Ermordung von 270.000 Juden und Sinti/Roma in Transnistrien bis Kriegsende.

22. Juni: Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion («Fall Barbarossa»). Beginn des gezielten Völkermords an Juden.

14. August: Roosevelt und Churchill verkünden mit der «Atlantik-Charta» die gemeinsamen Grundsätze der internationalen Politik. Die Charta wurde zum Grundsatzdokument der späteren Vereinten Nationen.

September: Einführung des Judensterns in Deutschland.

Oktober-Dezember: Weitere 170.000 Juden haben bis dahin Deutschland verlassen (zweite Welle), ungefähr ebenso viele kommen bei der direkten Verfolgung ums Leben.

11. Dezember: Deutsch-italienische Kriegserklärung an Amerika.

### **1942**

20. Januar: «Wannseekonferenz» von 15 hochrangigen Behörden- und Parteivertretern in Berlin über Modalitäten der Endlösung der Judenfrage.

13. August: Nach illegaler Einreise von 475 Juden schliesst die Schweiz ihre Grenzen bis 1944.

Vom deutschen «Reichsarbeitsdienst» wurde rund um Riehen und Bettingen ein mächtiger Stacheldraht-Hag errichtet. Dieser wurde im September 1942 fertiggestellt.

25. August: Lockerung des Einreiseverbots. Wegen unterschiedlicher kantonaler Anwendung der Restriktionen gelangen trotzdem weiterhin jüdische und andere Flüchtlinge in die Schweiz.

### **1943**

2. Februar: Kapitulation der 6. Armee vor Stalingrad.



19. April – 16. Mai: Aufstand im Warschauer Ghetto. 12.000 Juden fanden dabei den Tod, die Überlebenden wurden in Vernichtungslager deportiert.

9. Juli: Landung Allierter Streitkräfte in Sizilien.

26. Juli: Lockerung der Schweizer Einreisebestimmungen durch Weisungen des EJPD.

1. Oktober: Rettung von über 7'000 dänischen Juden nach Schweden mit Hilfe der dänischen Zivilbevölkerung.

13. Oktober: Sturz Mussolinis und Kriegserklärung Italiens an Deutschland. Deutsche Besetzung Norditaliens.

#### **1944**

6. Juni: Alliierte Landung in der Normandie.

12. Juli: Weisung des EJPD zur Aufnahme aller Zivilflüchtlinge einschliesslich der Juden.

20. Juli: Attentat auf Hitler gescheitert.

September – November: Schweizer Aufnahme von rund 17.000 Kindern und Müttern aus Frankreich und Italien.

#### **1945**

13. April: Teilweise Schliessung der Schweizer Grenze – Beschluss des Bundesrats.

30. April: Selbstmord Hitlers.

7./9. Mai: Bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa.

Die Schweiz beherbergte mit unterschiedlicher Dauer insgesamt nahezu 300.000 Flüchtlinge, darunter 104.000 Militärs, 67.000 Grenzflüchtlinge und 60.000 Kinder auf Erholungsurlaub. 14.500 Einreisegesuche wurden in Bern abgelehnt.

Zwischen 1.9.1939 und 8.5.1945 wurden offiziell 51.129 Zivilflüchtlinge aufgenommen, davon 21.300 Juden, 10.000 Emigranten und 250 politische Flüchtlinge. 86% der illegalen Flüchtlinge und 92% der Juden waren über die Genfer Grenzen ins Land gekommen. 1945 wuchs die Zahl der Flüchtlinge und Internierten auf 106.470 und die der Soldaten auf 115.000, darunter 10.000 Russen.

Schweizer Behörden und Dienststellen wussten seit Sommer 1942 über die todbringenden Deportationen in die Ostgebiete. Schweizer Offizielle wie Vizekonsul Carl Lutz in Budapest und Polizeihauptmann Paul Grüniger in St. Gallen (1940 wegen Amtspflichtverletzung verurteilt) wurden neben weiteren 50 Passeuren von Gesetzes wegen rehabilitiert, was nur zwei von ihnen erlebten.

## 9. Die Herausgeber

**Wolfgang Benz**, geboren 1941, ist emeritierter Professor für Zeitgeschichte, lehrte von 1990 bis 2011 an der Technischen Universität Berlin und leitete dort das Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung. 1992 erhielt er den Geschwister Scholl-Preis. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft sowie Autor zahlreicher Veröffentlichungen, darunter einiger Standardwerke, zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert.

**Johannes Czwalina**, geboren 1952 in Berlin, studierte Archäologie in Jerusalem und Theologie in Basel. Zehn Jahre arbeitete er als Grossstadtpfarrer und war massgeblich am Aufbau verschiedener bedeutender sozialer und öffentlicher Einrichtungen beteiligt. 1990 gründete er sein Institut, die Czwalina Consulting AG, in Riehen bei Basel. Anfang 2011 eröffnete Czwalina in einem ehemaligen Weichenstellerhaus der Deutschen Bahn die Gedenkstätte Riehen. Seine langjährige Erfahrung aus der Beratungspraxis hat der Autor in verschiedenen Büchern verarbeitet, wie etwa *Wenn ich noch mal anfangen könnte*, *Karriere ohne Reue* und *Die Wirklichkeit einblenden!*

**Dan Shambicco**, geboren 1991 in Basel, lebt in Riehen, wo er im Bildungs- und Erziehungswesen tätig ist. Er ist aktives Leitungsmitglied der Gedenkstätte Riehen und Buchautor.

Im Verlag Waldemar Lutz bisher erschienen: *Unter dem blauen Baum – Prosagedichte*.